This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

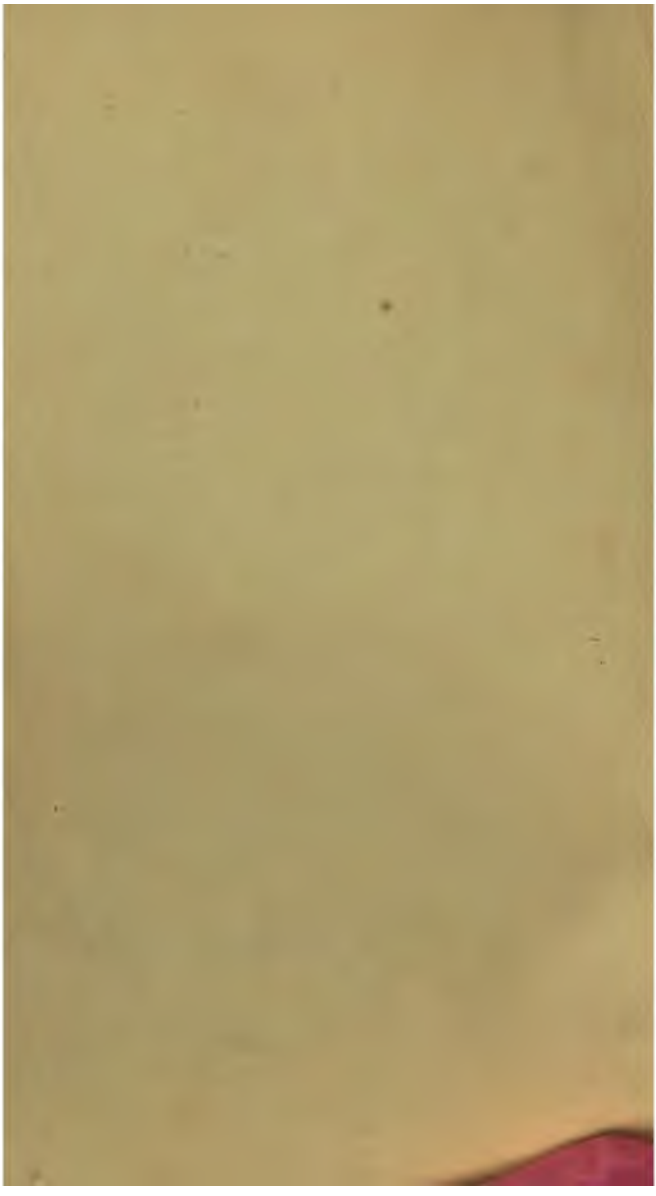
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01809503 7b

THE GIFT OF
C. Ward Marlatt



Württemberg

wie es war und ist.

Geschildert in einer Reihe

vaterländischer Erzählungen, Novellen und Skizzen

aus

Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Herausgegeben von

Fr. Müller.

Dritter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Fr. Müller.

1854.

DD
801
.W64
W6
v.3

Stack
Gift
C. Ward Marlatt
3-27-75
1104200-291

Inhalt.

	Seite.
Herzog Ulrich	1
Hohen-Rechberg	63
Der Laufen-Müller, von Dr. Karl Pfaff	77
Die fürstliche Hochzeit 1511, von Dr. Karl Pfaff	122
Das Jugendleben Herzogs Christoph von Wirtenberg, von Dr. Karl Pfaff	162
Das Armbrustschießen zu Stuttgart 1560	233
Herzog Friedrich von Wirtenberg, von Dr. Karl Pfaff	247
Die falsche Klinge auf dem Bopser bei Stuttgart	350
Der Ritter Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft	452
Die Helden-Jungfrau von Hohentwiel, von Pfarrer Schönhuth	483

Herzog Ulrich von Wirtenberg.

Der Freieſte iſt — gebunden,
Der Geſundeſte hat — ſeine Wunden,
Der Klügſte iſt — nicht klug genug
Und der Beſte thut oft den — tollſten Zug.

„Horch Georg! es klopft ſchon oft an der äuſſern Mühlhofthür, weitum auf der Reuthe bellen die Hunde, Blitze ſchießen, Donner rollet, der Wind tost grimmig durch Tenn und Speicher und graufig fällt die Furth über die Falle; s'iſt mir mehr als bänglich. — — Und ſchon wieder klopft's! — So mach dich doch auf, nimm den Herdſpan und ſieh, wer unten iſt!" Alſo rief die Furthmüllerin, Margaretha, ihrem Ehegemahl, welcher im ledergepolſterten Backenſtuhl hinter dem Ofen nicht ſehr erbaulich ſchnarchte.

„Wer wird vor der Hofthür ſein? Ein ſpaniſcher Spion, ein raubſüchtiger Galgenvogel, ein verloffener Franzos oder ein ſchweizeriſcher Soldbrümmel; die all nur zur Schand und Plag ſind uns Wirtenbergern ſeit Jahr und Monden."

„Aber es gibt doch auch unſchuldige und verlaſſene

Menſchen, die manchmal Bergung ſuchen etwelche Stunden," ſprach mitleidig die Wirthin.

„Meinthalben, meinthalben!" erwiederte gar ſchlaftrunken der Müller, dehnte und ſtreckte die ſtaubigen Glieder, gähnte mit langem A—h und rückte ſich thunlich auf's andere Ohr.

Da pochte es zum drittenmal und mit ſtärkeren Schlägen.

„Vielleicht iſt's ein Nothbote oder ein Irrling, welcher Einlaß begehret; denn eine ſolche Nacht, wie dieſe, kann mit Feuer und Waſſer, Sturm und Wind Haus und Hof vernichten, und vor Ihm iſt kein Gerechter! drum ſteh auf und ſieh, wer Einlaß heiſchet!" mahnte dringender und liebreich Margaretha den Mühlherrn auf.

„Wenn auch; wer den Weg nicht weiß, der ſoll bei Tag laufen, weſſen Haus brennt wird beim Löſchen bleiben, und wo ein Stadel fällt, vermag ich ihn nicht zu halten! Mach du auf, wenn dir G'ſellſchaft fehlt; ich will meine Ruh haben, wie Chriſtenmenſchen. s'Iſt ein erbärmlich Ding, auf der Abwand zu wohnen. Da hätt' man viel z'thun, all die Koſtgänger zu hegen und zu atzen, welche Gott und der Zufall einem bei Tag und bei Nacht unſtät zuweiſet. Nein, nein, mags nicht ſo gut haben in den ohnehin ſo ſchlimmen Zeitläuften, s'würd ſonſt mein Mühl zunächſt auch „Spittelmühl" heißen."

Still erhob ſich die Müllerin, ſchlüpfte ins Nachtgewand, trat ans Fenſter, und fragte laut, wer Einlaß begehre?

„Ein ortsunkundiger Wehrmann! — Gönnet ihm

in dieſer ſchauerlichen Nacht und Finſterniß nur einige Stunden Herberge!"

„Seid ihr allein, oder wie viel ſind eurer?" forſchte die Wirthin weiter durch den halbgeöffneten Schieber.

„Bin allein und hab Niemanden bei mir, als ein müd Hundthier!" antwortete der unten Stehende.

„So habet Geduld, will nur Leuchte machen um euch dann Eingang geben." Emſig mühte ſich die Frau, um eine Spanflamme zu erhalten, in die Holzſchuhe zu ſchlüpfen und eine große Laterne herbeizuholen.

Durch dieſes Treiben ſah ſich der Müller in ſeiner Ruhe geſtöret, er ſtand brummend und unmuthelich auf, leerte ſein neben ihm ſtehendes halbvolles ſteinernes Weinkrüglein bis auf den Grund, ſchlüpfte langſam in ſeine hohen Waſſerſtiefel, langte ſeinen ledernen Bruſtſchutz vom Hirſchhorn in der Kammer herab und zog ihn an, ſetzte ſein Sturzdach auf, griff nach der Schweinsfeder in wohlbekannter Ecke und ſchritt, nachdem die Müllerin erſt die weithin leuchtende Drahtlaterne vor's Fenſter gehängt hatte, bewaffnet hinunter in den Mühlraum, wo der faſt taube, rieſenmäßige Philipp emſig ſeinem Mühlgeſchäfte oblag und ſich nicht wenig wunderte, ſeinen Herrn zu ſolch ungewohnter Stunde und in ſolchem drohlichem Aufzuge zu ſehen; denn er hatte in ſeinem Klapperſchloſſe von all' dem, was außen und über ihm vorging, Nichts vernommen. Uebrigens waren ihm dergleichen Ereigniſſe nicht fremd, weil die Kriegsleute bald freundlich, bald feindlich, ſeit etlichen Jahren, die Mühle heimſuchten und mitnahmen, was ſie fanden.

bin ein Kriegsmann, der dem Herzog Dienſt gethan und der ſchon lange irrfahret."

„So, ſo! s'iſt alſo Müdigkeit, die Euch zur Raſt mahnet?"

„Ja, müde bin ich, wie ein lang gehetzt Reh," erwiederte der Bewehrte und zog ſeine Beine näher an ſich.

„Wo iſt denn aber Euer Gaul blieben, der Euch, wie's nach augfälligem Sporenſchmuck ſcheinet, getragen hat?"

„Mein Gaul fiel mir unter der Gabel zuſammen?"

„Seid Ihr vielleicht auch hungrig? — Beliebet Euch ein Mehlatz, ſo ſtehet Euch ein ſolcher zu Kram ohne Hohlpfennig;" fragte nun gutmüthig und theilnehmend der Mühlherr.

„Der Hunger iſt eben nicht ſo groß, denn eine alte Brodkrume hat mir denſelben leidentlich verſcheuchet, aber des Durſtes Pein quälet mich abſonderlich. Die Zunge klebet mir am dürren Gaumen und meine Lippen brennen, als wären ſie mit Ingwer beſtreuet."

„Das iſt mir leidlich; außer feſter Milch habe ich nur trüben Säuerling im Kern und Klarwaſſer teichelt fernweg im Weiler. Seit fünf Jahren ſchenkte uns Gott gar keinen Wein und der letztjährige hat faſt lauter Herlinge gebracht. Und wenn nicht bald beſſer Wetter anhebt, ſind unſre Kelterbüth heuer auch ſchon getränket. Es iſt ja ſo kalt und ſeit zween Tagen eine ſolche Stürmung, als ob der Welt End nah wär. Glaub's faſt, was man ſo redet: „So auf der Erd kein Fried, verſtummt im Himmel der Engel Lied!"

Während dieſen Worten war die Wirthin in die Küche geeilet und hatte auf den glimmenden Kohlen den beim Abendeſſen über gebliebenen Brei erwärmet, und zur Hartung einige Enteneier in die heiße Aſche geleget, um Gaſtfreundſchaft damit zu üben nach der Altvordern Sitte. Als ſich der Fremdling hieran wacker gütlich gethan, die volle Milchkanne ſeinen Durſt geſtillet und auch der hungrige Hund treulich ſeinen Theil bekommen hatte, rückte der Müller ſeinen Stuhl näher an den Ofen, wo der Fremdling ſaß, putzte ſeine Leuchte und nahm wieder das Wort.

Das Geſpräch.

„So legt doch Euern Pallaſch bei Seite, und laßt Euch nicht breſthaft ſein dieſe vier Wände; Ihr ſeid bei ehrlichen Leuten, welche wirtenbergiſch Hülfsvolk ehren. Scheint Ihr mir doch auch kein Strickreiter aus Bruchſal oder vom Elſaß zu ſein, der Einem die Mähre aus dem Quartier ſtiehlt, auch kein Schnappſackritter mit welſcher Zung, deren es gegenwärtig ſo viele gibt, als hätte der Herrſeibeiuns ſeiner Sacerlott-Kameraden tauſendfältiges Standlager aufgehoben und dem armen ausgemerkelten und bedrängten Wirtenberg zum Gſengott g'ſchickt. Denn alltäglich wiſcht bei uns ein ander Herrenvolk, hungrig wie die Kirchenmäus, den Löffel. S'iſt wirklich eine böſe Zeit! Theurung, Mißwachs und Peſtillenz, Unglauben, Meineid, Raub und Mord, Krieg und Kriegsgeſchrei aller Orten und es ſoll noch ärger werden. An letzt Quatember ſah man allerwärts am

Himmel blutige Heerzüge, eine Feuersäule, als stünd die Welt in Glut, eine leibhaftige Ruthe drohete hellflammend vom Firmamente herab, ein Vorbot türkischer rasender Züge aus Asia, deren Pferd im Christenblut waten werden, bis an den Zaum, von der Donau bis an den Rhein. S'ist aber auch kein Wunder, wenn Der über uns also schläget! denn wirklich heißet es gerechter Weise; wie die Herrschaft, so's Gesind! wie der Fürst, so das Volk! Recht und Gerechtigkeit ist nirgend mehr zu finden! Wahr und treu Wort ist allüberall gewichen, und ein fromm Gebet ist zu Spott worden bei Jung und Alt! Jed Herz thut, wonach ihm gelüstet und das Alter ist der Kinder Spott; Jeder greifet statt zur Pflugschar, zum Schwert, statt zur Hap', zum Sternkolben. Felder und Berge stehen brach und kahl und die Bäume hat der Feind zu Storren gemacht. Hieran trägt aber am meisten unser Raufbold Ulrich schuld, dem das Nehmen lieber geworden, als das Geben, der das Bad ausschüttet sammt dem Kind, und statt dem Frieden suchet ein blutig Regiment! Niemand weiß mehr, weß Farb und Banner er ehren und folgen soll, und weß Glauben er haben darf! Bald soll man zur Trommel schwören, bald zum Rosenkranz! Bald ist man österreichisch, bald bündlerisch, bald wirtenbergisch, bald gar Nichts! Wenn Gott nicht bald dazwischen fähret mit seinem Arm, dann hängt am Bettelstab das ganze Land, daß Ihn erbarm! Ist's nicht so? Alter Degen!"

„Ja, ja, s'ist schlimme Zeit!" antwortete der Kriegsmann mit niedergeschlagenem Blick.

„Wessen Fähnlein folgtet denn aber Ihr, eh Euch der Sturm an unsern Bach getrieben? wenn ich fragen darf.“

„Dem der Geweihe, bis vor wenigen Tagen.“

„So, so! Da könnt ihr mir vielleicht von dem blutigen Treffen auf der Könger Brück, welches ehegestern gewesen sein soll, erzählen, allwo unser herzoglicher Zänker, um aus der Klemme zu kommen, weil zu vorderst keine Freund und zu hinten viel Feind waren, vom höchsten Bogen über's Geländer mit seinem Teufelsroß spornstreichs hinab in den Neckar gesprungen und dadurch den hie und dort andrängenden Siegern und Verfolgern entronnen sein soll. Ja, ja, auf mehr als 500 Leichen soll die Aprilensonne scheinen und nicht nur Hans Pfeiffers von Hardt Bauernblut soll da geflossen sein, auch adelige Adern wurden geritzet und ihr Inhalt verspritzet. Ein Edler v. Thumb und Gültlingen, Herr Sturmfeder, der Fähnderich, Herr Salm, Palm und Ellerich von Hausen sollen verendet am Wege gelegen haben. Rafan v. Thalheim soll des Herzogs Achseltüchlein noch erhaschet haben, als er in die Wasser sprang und Christoph v. Schwarzenberg, des Fliehenden Erzfeind, hab ihm den Reiher von der Haub geriffen. Hab's heute früh von fünf Lanzknechten gehöret, welche hier den Entronnenen vermutheten, suchten und haschen wollten. Die Stuttgarter haben ihm ihre Thore verschlossen, und der Furthweiler Kelterpfaff hab ihm gestern nichtmal ein Schutzplätzlein über Nacht gewillet, ja des armen Heßlachs scheeler Anwalt soll spottendlich ihn mit den Worten verwiesen han:

„Wir kennen keinen Herzog! Hant in die Stadt nicht weit.“ „Das ist nicht recht! das ist nicht recht! Der Gerechte soll sich des Vieh's, warum nicht auch des Menschen erbarmen! Wenn auch Fürsten ein Leidgang noth thut, so hat er fürwahr schon etwelche gethan.“

„Ihr habt Recht; ein hart Geschick hat ihn betroffen und seine Freunde haben sich in Feinde verwandelt, sprach der Fremde, und denen, welchen er wohl that, vergelten ihm mit Uebelthat; sein edles Roß, das ihn durch manche Gefahr getragen, liegt drüben am Fuße der Eßlingersteige zerschmettert. Verfolgt von seinen Widersachern stürzte es im Dunkel der Nacht von der hohen Rebmauer tief auf des Hohlweges Steingrund und zerbrach sich die Beine. Des Reiters Schwert soll ihm mit einem Stoß in die Brust vollends den Garaus gemacht haben. Der Herzog soll nach Tübingen zu seinen Kindern und vielen Rittern, welche daselbst hausen, geflohen sein. Will mich auch dahin begeben, so Gott will, mit kommendem Morgen, wenn Ihr bis dahin mich beherbergen wollt, sonder Bequemlichkeit und Opfer.“

Der Abendsegen.

„Ihr möchtet wohl gern schlafen; denn eben schlug's in der Stadt drinnen Mitternacht. Seid auf einmal ganz verblüfft worden; müßt aber g'scheidt sein, es gilt ja nicht Euch, ich hab' vom Herzog g'sprochen. Und s'kommt mir nochmal: Von Ulrich heißt es fast, wie von diesem und jenem Judenkönig im alten Testamente: „Und er that, was dem Herrn übel gefiel!“ Darum hat er

jetzt auch mit David dem Pſalmiſten zu klagen: „Da ich im Glück war, hatte ich der Freunde viele; ſo aber des Herrn Hand mich züchtiget, ſind ſie meine Spötter und Feinde worden, und die, denen ich wohl that und zu Ehren brachte, kennen mich nimmermehr.“ So iſt's aber recht; eine ſolche Leidensſchule thut ihm Noth, damit er erfahre, daß all' ſeine Herrlichkeitsſchlöſſer auf Sand gebauet ſind, und die Sünden ſeines Stolzes, ſeines Hochmuths, ſeines Pauſens und Brauſens in fürſtlichem Wahn wie ein Stein, den er in die Höhe geworfen, auf ſeinen Kopf fället. Ja freilich, wenn alle Mondswende Sabinenhochzeit wäre, dann würde er ein namhaft Heer von Scharmunzer, Schluckſpecke, Schmeichler, Windmüller, und Wachsdreher haben, und ſein Sodomſchloß ihm jetzt nicht verſchloſſen ſein. Seine Turnluſt hat ein Ende genommen mit Schrecken und Freundesmord und Miſſethat liegt ſchwer auf ihm. Seine armen Unterthanen, die er durch Praſſen, Schwelgen und Jagen zu Bettler gemacht, können nichts mehr geben, hat's wohl auch ſelbſt ſchon gedacht, und die, die an ſeinem Thun ſich bereichert haben, verſchließen ihre Mammonskiſten aus purem Geize und heuchleriſcher Armuth. Wenn aber Gott die Fürſten nicht auch von Zeit zu Zeit, wie einſt den Sardanapel, züchtigte und demüthigte, wo wär' der Völker Hilf' annoch zu finden; ihre Speichellecker und Höflinge würden ſie vollends zu Götter machen, für was ſie ſich überhaupt ſchon von Kindesbeinen an zu halten gewohnt ſind, weil ſie für all' ihr Thun Niemand Rechenſchaft geben zu dürfen vermeinen, der Arm der ſtrafenden Menſchenge-

rechtigkeit sie nirgends erreichen kann und der Ewigkeit Strafen nur den armen Unterthanen gelten. Plündert und raubet der Fürst Hütten, Spitäler und Kirchhäuser zum nimmersatten Verpausen aus, so heißet es: s'hat's der Fürst gethan! Ebenso heißt es, wenn er die Ehe bricht, einen Mord thut, oder aus übler Laun' Krieg und Jammer über ein ganz Volk bringet; nirgends ist ihm Straf' gewärtig, denn allein vor Gott, vor dem kein Ansehen der Person gilt. Und das ist noch des gemeinen Mannes Trost. Nicht wahr, alter Haudegen? Nicht wahr? Hab' ich zu viel gesagt?"

„Nein, nein! noch viel zu wenig! Dem Höchsten sei's geklagt!" erwiederte kleinlaut der Kriegsmann, indem er sich die Sturmhaube lüpftete, den Streitdegen vom Leibe schnallte, seiner ganzen Länge nach sich auf's Esterich streckte und sein rauhhaariges Vierbein sich zum Kopfkissen machte. „s'Wird schon wieder anders und besser kommen!" murmelte der sich zur Ruhe Gelegte.

Der Müller befühlte nochmals den Ofen, ging dann hinaus und legte noch ein Reisachbündel auf die Glut, damit es dem Gaste nicht zu kalt für die Nacht in der Stube werden möchte; setzte sich hierauf an den runden Tisch, nahm die Hauspostill vom Gesimse herab, legte seine Schmerkappe bei Seite, faltete andächtig die Hände und las mit lauter Stimme den Abendsegen, der mit den Versen endigte:

Dieweil ich leg' das Haupt nun hin
Und auch die müden Glieder,

So bitt' ich dich recht inniglich,
Mein Herre Gott, sei Hüter,
In dieser Nacht verjage du
Den Teufel und die Seinen,
Daß sanft in deinem Schutz ich ruh'
Bis Morgenlicht wird scheinen.

Vergib' mir alle meine Schuld,
Sünd', Missethat, Gebrechen,
Und laß für mich und alle Welt
Des Lämmlein Sühnblut sprechen!
Stell' deine Engel um jed' Haus,
Fach' an des Glaubens Kerze'
Heil Jedes Leid und Wunde aus,
Geuß' Fried' in Aller Herze!

Breit' aus dein Evangelium.
Laß Türk' und Heid' nachdürsten
Gib' Unterthan Gehorsamkeit,
Und Mildigkeit dem Fürsten,
Gerechtigkeit den Richtersleut',
Den Kirchherrn heil'gen Samen,
Den Kindern Lieb', Ehhälsten Treu',
Um Jesu Christi Namen! Amen.

Als der Müller geendet hatte, blies er sorglich seinen Span aus, betete, während er seine vier Pfähle suchte, noch ein andächtig Vaterunser, und schlief dann tröstlich ein. Der Fremdling aber zog hoch auf seinen Athem und heiße Thränen rollten auf sein getreues Thier.

Der Abschied aus der Mühle.

Der Sturm hatte sich gelegt, der Regen hatte aufgehört und schon theilte die goldene Morgensonne den

dichten Nebel, als der Fremdling von seinem harten Lager worauf er süßer, denn auf weichem Pfühle schlief, sich erhob und mit einem freundlichen Gutenmorgen von der geschäftigen, leise umherwandelnden Müllerin empfangen wurde, welche ihm Schwarzbrod in warmer süßer Milch zum Frühstück hereinholte, und ein blankes Zinnbecherlein, gefüllt mit gebranntem Wasser, daneben setzte. Dabei stellte sie auch dem Hunde ein Brünklein Suppe auf den Boden und klopfte ihm leidlich das Fell.

„Aber sagt mir doch, liebe Frau! womit hab ich denn Eure Gastfreundschaft also verdienet?“ fragte verwundert der tüchtig zugreifende Wehrmann in gar verbindlichem Tone.

„Herr! dadurch, daß ihr dem flüchtigen und verlassenen Herzog zu Hilfe wollt, deß freuet mich so sehr.“

„Und deßhalb,“ redete der Müller dazwischen, „daß wir immer noch Hoffnung unter'm Brusttuch tragen, der Verjagte werde seiner Zeit siegreich wiederkehren, den Stuhl seiner Väter wieder einnehmen und das österreichische Pfaffenregiment, das jedem guten Wirtenberger wehe thut, über kurz oder lang zu Schanden machen. Denn dieses denkt, wie Jerobiam: „Jener hat Euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen.“ Deßhalb müssen dem Verfolgten aller Braven Herzen wieder zufallen. Sagt ihm dies und er wird wieder getroster werden. Schweizerhülfe seie ihm nahe, und um das Soldgeld aufzutreiben, bedürf' er nur die bodenlosen Pfaffensäck' und Klosterversteck nochmals zu *kuſtern und zu* stürzen. Thut mir derohalben die Freund-

ſchaft und nehmet meinen Gruß und dieſen Goldgulden, den einz'gen den ich hab', dem Herzog nach Tübingen mit, er wird ihn wohl brauchen können, dieſen Nothpfennig, in ſeiner Leidensſchule! Denn ich weiß gar wohl, daß man ohne Geld ein ſchüchtern Gemüth hat, auch wenn man die Trompeten von Jericho beſäße, mit deren Geſchmetter man die Mauern zuſammen werfen könnte. Allein der Himmel wird ihm ſchon wieder hell werden. Geſtern hat's arg geſtürmt, heute iſt wieder Sonnenſchein. Die Kothwege ſind wieder gangbar und die müden Glieder haben wieder Kraft zu neuem Beginn. Alſo wird's auch Herr Ulrich erfahren müſſen! Wenn nur die Geldnoth ihn nicht wieder katholiſch macht; ſonſt iſt Alles, Land und Leut', für immer ihm verloren. Sein klein Stöffele und deſſen Schweſter kann freilich nichts dafür, wenn man's zum Roſenkranze hält; aber von Ulrich mungelt man viel, aber s'iſt auch oft viel erlogen!..."

„Was iſt das für ein Geräuſche? — Horcht, es ähnelt dem Kalbfell?" fragte der raſchaufſpringende rieſige Kriegsmann, indem er ſich ſein langes Schwert umſchnallte. Seine Blicke flammten kampfgierig, wie die eines gereizten Löwen. Erſchrocken fuhr ſein Begleiter auf, der ſtill bisher zu ſeinen Füßen ruhte, und harrete mit geſträubten Haaren dem Winke ſeines Gebieters, welcher eiligſt ſeine Klinge muſterte und ſein Stoßmeſſer beſchaute.

„s'Wird ein Haufe Reichsſpechte ſein, welcher mit einem Fähnlein auf die Streife zieht ob die Steige; macht Euch daher auf den Kothurn, und eilt des Bopſers Bergpflaſter zu, mein Philipp ſoll Euch bewehrt bis hinter

die Weiſſenburg begleiten und der nimmt's auch mit einem Dutzend ſolcher Spelunkenknechte auf;" ſprach der Müller mit Zuverſicht.

„Und dieſe Brode ſtecket noch zu euch;" drängte die Müllerin, „der Hunger kehrt eher, als eine Herberge, und der Weg durch den Schönbuch iſt nicht der beſte. — Gott ſei Euer G'leitsmann!"

Herzlich dankend ſchritt der Kriegsmann die Treppe hinab, wo der übelhörige Philipp reiſefertig ſtand und der Mühlherr ſeine Stelle bis zu deſſen Wiederkehr übernahm. Unter derbem Händedruck abſchiednehmend, bedauerte der Scheidende, daß er jetzt für die empfangenen Wohlthaten Nichts zu geben vermöge, allein vielleicht ſchreibe es ihnen der Herzog ſeiner Zeit gut.

„Wollt von Erſatz nicht reden;" ſprachen die Herbergleute. „Der Herzog bedarf Hilfe und wir Waſſer! Wenn er nur ſo viel Hilf' jetzt hätt' als wir zur Stunde Waſſer, dann wär' ihm g'holfen. Sollt freilich uns hier da, wo ihr ſtehet, auch ein „Brünnlein" mit hellem Trinkwaſſer fließen, damit wir daſſelbe nicht im Weiler holen müſſen, aber die Deichelung heiſchet Geld, und das iſt rar, wie ihr wiſſet, in der Jetztzeit, auch mangelt uns hiezu die Gerechtigkeit auf Flur und Almand." Bei dieſen Worten winkte der Fürthmüller ſeinem Knechte, daß er ſich ſputen ſolle und kehrte mit ſeinem Weibe dem Mühlhaus zu. Noch einmal wandten ſie ſich um und ſchauten dem Fremdling ſtille nach; dann ſagte der Müller: „s'Iſt meiner Treu ein halber Rieſe, von nicht gar gemeiner *Art und Weiſ'*, der auch in ſeiner Elendigkeit und Noth

einen erſtaunlichen Männerſtolz bewahret; unter deſſen Buſchen ein keck Aug rollt; der Schultern und Gelenke hat, die halbmal breiter und größer ſind, als die meinigen und ich bin doch beim Henker auch kein Siebling! Möcht' wahrlich, liebe Grete, wärſt du und dieſe Mühl nicht mein, viel lieber ein ſolcher Streiter und Reiter in Freiheit, als ein ſtaubiger Müller hierorts ſein!"

„Potz tauſend!" lachte ſpöttiſch die Hausfrau. „Du wäreſt deinen Feinden ein dicker Gideon, und die Deinen könnten unter Deinem Körperſchatten gut fechten! Doch, allen Spaß beiſeite; beſahſt Du auch des Fremden Waffen und Habit? Sein grün Wamms glänzet ſo fein, wie ein Mausfell, und ſeine Hemdkrauſen am Geber ſeh'n wie Steinflachsgewebe aus. Ein Halsgeſchling hat er, desgleichen ich ſo ſchön noch nicht geſeh'n, es iſt gekreppet und blumig gekippert künſtiglich. Sein gelbes Lederkoller iſt ſonderlich klein geſteppet und ſein Bandelier und Gürtel ſind gar, wie mir däucht, mit hellweiß Wachs gefummelt, auch ſcheint mir ſein Neſtel am Rockſchoos Seide zu ſein! So ſchön iſt keines unſerer Siebe geflochten, als ſein Panzerhemd und ſeine Haub' iſt fleißiglicher genagelt, als ich je eine geſehen, ſchade, daß Stern- und Kolbenſchläg ſelbe gar verdorben; ſein Stößer und Knicker ſind mit Silber garnirt, ſein Schwertgriff und Hüfthorn gemodelt und gravirt; ſeine Dreiſchlagſtilpen ſind Juchtleder, dergleichen man bei vornehmen Herren nur ſucht und ſeine Sporen, wenn ich recht geblickt, ſind mit Silberſtift ob dem Kothurn gezwicket. Ja, ja, lieber

Georg, wärst Du nicht mein, wollt' ich auch lieber solch schmucken Ritters Wirthin, als hier Furthmüllerin sein!"

Pflanzung der Ulrichslinde.

Schweigend schritten der Kriegsmann und der taube aber beherzte Philipp einige hundert Schritte des Baches entlang; ihnen freudig voran sprang der Bullenbeisser des Fremdlings, der im Maul ein grünes Lindenreiser trug, das er in der Nähe der Mühle sammt den Wurzeln aus weichem Grunde mit barrem Zahn gerissen hatte. Da wo ein Brücklein rechts über den Bach hinüber nach einem Fußweg, dem Hauptstätterthore zu, führet, lenkten sie hinüber und hatten bereits den Heßlacher Steinweg erreicht, als der Hund links bei den drei Kreuzen, genannt „die Sühne," zwischen regellosem Gestein, ein klein Berglein sich heben sah und darauf zusprang. Nach einem Augenblick hatte er die gehobene Erde zerstöret und mit seinen Füßen aus tiefer Grube einen lichtscheuen Maulwurf auf den sonnigen Rasen geworfen, der alsbald sich mühte wieder in die Grube zu kommen, aber von dem Hunde getödtet wurde, der seine mitgetragene Lindenmaie in den aufgewühlten Boden hatte fallen lassen. „Ha," rief freudig der Kriegsmann, indem er seinem zottigen Begleiter wohlgelaunt den Rücken klopfte, „guter, stiller Begleiter in meiner Noth! du gleichest den treuen Kindern meiner Heimath, welche die Schwarzkutten, die in den Gemächern der Finsterniß ihr unheilig Wesen treiben und das Licht des Tages scheuen, verfolgen, ihre Wohnungen zerstören und nimmermehr denselben eine

Zuflucht oder bleibende Stätte gönnen wollen, der faulen Pfaffenbrut. Du vergiſſeſt mit der guten Stunde die böſen Tage, und freudig ſpringeſt du mir voran auf meinen wunderlichen und beſchwerlichen Wegen, mich gleichſam aufmunternd auch gleich alſo froh zu ſein wie du. — In den zerrütteten Bau dieſer Wühlratze will ich das grüne Reiſer drücken, welches du vom Mühlhof herüber, wo unſre Nachtherberge war, luſtig bis hierher getragen, vielleicht ſchläget es ſeine Wurzeln in der von dir bereiteten Grube." Der Fremdling bückte ſich, drückte die Lindengerte in den feuchten Boden und umſchirmete ſie ſo gut es ſeine Eile erlaubte mit umherliegendem Geſtein. „Wachſe empor, junges Bäumlein!" greife tiefe Wurzeln, daß der Erde Kraft und Saft in Fülle treibe in deine zarten Aeſte, und ſie ſich ausbreiten zu einer herrlichen Krone, unter deren ſchattigem Kranze ſpäteſte Enkel ruhen und ein Schutzdach bei dir Jedermann finden möge. Kein Sturm mög' dich zerknicken, keine Dürre dich verſengen und keines Frevlers muthwillige Hand dich beſchädigen. Unter deinen Blättern möge die Lerche ihr Morgenlied beginnen, ehe ſie ſich zum blauen Himmel ſchwinget, wenn der Fleißige zur Arbeit hier vorüberziehet, und die Nachtigall ihr Abendlied ſingen, wenn der Müde heimwärts ziehet. Blühe und grüne ſo lange, bis ein Enkel meines Stammes die Königskrone träget und Stuttgarts Gaſſen über deinen Wirtel ſich ausbreiten! Dann mög' ſtatt deiner eine Eich' aufſproſſen für ewige Zeiten."

Mittlerweile war der Mühlknecht weit hinab gegen

das Hauptstätterthor hinabgeschritten, und der Fremdling hatte Noth ihn am Fuße des Bopsers wieder einzuholen. Links ab des Weges wurde eben auf dem sogenannten „Käs" der Boden geebnet, um wie es schien eine Hinrichtung darauf vollziehen zu können. „Was soll dort werden?" fragte laut der Wehrmann seinen Begleiter, der hinüberblickte und den Kopf schüttelte.

„Fünf Männer und einem Buben von achtzehn Jahren werden heute Vormittag die Köpfe abgehauen, dieweil sie trotz höchstem Verbot: den Namen Herzog Ulrich von Wirtenberg, mit Lieb' genennet haben, bei einem Krug Wein am Löwenbrunnen; s'ist himmelschreiend, wie man umgehet mit gemeinem Volk!" rief ein alter Winzer von seiner hohen Rebmauer in Mitte der Pflasterſteige herab, dem Fragenden zu.

„Wie heißen die Verurtheilten?"

„Brodbeck, Egen, Burr, Cleß, alt und jung Spönlen! und sollen noch viel nachfolgen;" antwortete der Alte.

Weit hinter den Trümmern des Schlosses Weissenburg, in der Nähe des Degenloches, wo der letzte Sprößling der Edeln von Weissenburg an der verfallenen St. Jakobskapelle sein junges Leben ließ, nahm der taube Philipp Abschied von seinem Geleitsempfohlenen und machte sich den nächsten Pfad am steilen Berge hinab, um in Bälde wieder in seiner Mühle zu sein. Lange machte der Rittersmann seine stille Betrachtung über die seinetwegen heute zum Tod Geführten. „Ach, ach! daß *ich* Euch armen, unglückseligen Vätern nicht helfen, Euch *nicht befreien kann*! Wie arm und elend bin ich ge-

worden! Und ich will noch mein Loos verwünschen? — Wann werden die Opfer meinetwegen aufhören? Haben doch meine Feinde erst dem edeln Sebastian Emhardt auf dem Schlosse Asperg, der mir den Thorschlüssel dorthin behändigen wollte, ein schrecklich Ende bereitet, indem sie ihn lebendig in die Wallmauer einmauerten. Und nicht minder qualvoll und mörderisch fand sein Mitwisser, Hans Fritzen, um meinetwillen den Tod. Sie zwickten ihn mit glühenden Zangen fünf Stunden lang, dann zerrissen ihn vier Stiere im Kreise unbarmherziger Feinde. O Leonhard v. Reischach, warum hab' ich nicht dir gefolgt, als du mir den brüderlichen Rath gabst, die Flucht nach Welschland zu nehmen, und glücklichere Zeiten abzuwarten, um mein Ahnenerbe wieder zu erobern, wenn Oesterreichs blutiges Regiment sich am sichersten und stärksten halten wird. Alle diese und noch viele andere Treuen wären nicht gemordet worden und ihre Hilfe wäre mit jedem Tage mehr und mehr erstarket! — Ja freilich, freilich ist es ein unrecht Verlangen meiner Seele, wenn ich nur gute Tage heische, schaffet doch Gott die bösen neben jenen, daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist, aber wahrlich, es wäre bald an der Zeit, daß es mir wieder besser ginge; denn seit Jahren trinke ich schon aus dem mehr als tiefen Becher der Trübsal, und immer noch vermag mein Aug' seine Tiefe nicht zu ergründen, und mein Fuß das Ende meines Wirrsals zu finden. O wie beneide ich den Aermsten in seiner Hütte, der im Schweiß seines Angesichtes sein Brod isset, irgend in einem stillen Winkel wohnet und den Fürstenglanz und

die Fürstenbürde noch nie erkannt hat. Seine Seele bleibet rein von Blutschuld und sein Ende ist ihm ein trostreicher Eingang in den Himmel, und ein fröhlich Gemüth versüßet ihm das Bitt're seiner Tage."

Die Mittagsruhe.

Unter solchem Selbstgespräch, obgleich mit den Waldwegen sehr vertraut, verirrte der Fremdling doch, und hörte erst nach vierstündigem Gehen die Mittagsglocke eines fernen unbekannten Dorfes vom Waldthale heraufstönen. Er setzte sich müde auf den sonnigen Moosgrund unter einer Eiche und holte für sich und seinen zahmen Begleiter die Brode aus seiner Brusttasche hervor, welche ihm die Müllerin vorsorglich aufgedrungen hatte, hob dieselbe dankend gen Himmel, tauchte sie in die neben ihm aufmurmelnde Quelle und verzehrte sie hälftig, die andere Hälfte reichte er seinem Hunde. Hierauf streckte er die Beine weit aus, und summte gar wohlgemuth ein Lied von Lenz und Jugendlust, und immer höher und lauter tönte die Stimme aus seiner Brust:

Willkommen, Frühlingsbote! Willkommen holder Knab'!
Mit deinem würz'gen Odem, mit deiner Himmelsgab'!

Kehr' ein in meinem Busen, mit deiner Seligkeit,
Mit deinem Unschuldssinne, mit deiner Himmelsfreud'!

Bring mir den Frühlingsglauben, der Kindheit holdes Glück,
Nur einmal, Friedensengel! nur einmal noch zurück!

Das nasse Aug' des Sängers umflorte sich und er schlief

ein. Ein Traumgesicht zog an seiner Seele vorüber; ihm war's, als ob er auf blutgefärbtem Raume stehe, und zu seinen Füßen sein erschlagener Freund liege, um den ein greiser Vater und eine alte Mutter bitterlich weinten; daneben hörte er die zwei Brüder des Gemordeten mit schrecklichem Eide Rache schwören, den Meuchelmörder ihres Theuren so lange zu verfolgen, bis auch ihr Blut den Boden tränke. Kalter Schweiß sammelte sich auf seiner Stirne und Angst zitterte durch seine Glieder. Das Mark und Bein durchdringende Gekrächze eines befiederten Raubgesellen über ihm auf dürrem Aste, weckte ihn auf aus seinem grausigen Traume. Sein Auge sah erschrocken empor nach dem Laubkranze über ihm, wo er auf fahlem Rüster einen gräßlichen Uhu sitzen sah, unter dessen Krallen eine blau und grüne Schleife herabhing, in welcher er den morschen Rest der Leibbinde erkannte, mit welcher fünf Jahre früher Hans v. Hutten an jenem Aste von dem ergrimmten Ulrich aufgeknüpft wurde, nachdem er ihm das Schwert durch das Herz gestoßen hatte. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang er auf, schaute um sich und sein Ruheort ward ihm schrecklich wohl bekannt. Wie ein Wahnsinniger eilte der Fremdling mit dem Weheruf von dannen: „Herzog! Herzog! was hast du an dieser Stätte gethan? Deinen Jugendfreund, der dir zweimal das Leben gerettet, und als der Baumkahn auf dem Bärensee umschlug, erst an deine Rettung vor ihm dachte, hast du zum schmählichen Opfer deiner tollen Eifersucht gemacht und ihn erwürget, dessen Weib du geschändet; was hat er mehr gethan, als du, daß er nach

deinem Weibe blickte? Haſt du nicht die Sünd' der Unkeuſchheit zuerſt entflammet und die Treue doppelt gebrochen? Huh! Huh! Herzog! Wie ſchüttelt ſo eiſig dieſes ſchon vor ſo vielen Monden begangene Verbrechen deine kräftigen Glieder! Ulrich! Ulrich! Kain mußte des Brudermordes wegen flüchtig in fremdes Land und unſtät ſein, ſein Lebenlang, ſchlägt dich Gott nicht auch mit gleicher Ruthe? Und du wagſt noch, zu fragen: „Herr, warum ſind meiner Widerſacher ſo viele und der Verfolgung kein Ende? Unheilig und Thorheiten voll war dein Treiben von Jugend auf, und deines Zornes Wuth kannte keine Schranken, mehr unſchuldig Blut haſt du vergoſſen, als daß es dir vergeben werden könnte! Denke an den greiſen Vater, und die troſtloſe Mutter Deſſen, den du wehrlos und tückiſch unter jenem Baume ermordet, wo vielleicht vor Kurzem noch deiner Väter fromm Gebet zum Himmel ſtieg. Hörſt du die Glocken von der Kirche im Thal herauftönen, wo die Hülle des von deiner Hand gemordeten Freundes vier Jahre ruhte? bis die Liebe der Seinen ſie heimwärts führte zu nimmervergeßlichem Denkmal deiner Blutſchuld! Flüchtig, flüchtig mußt du ſein! Denn wer Gott verläſſet, der wird wiederum verlaſſen, und mit großem Grimm zu ſeiner Zeit geſchlagen! — O Hutten! Hutten! wache auf und vergib dieſe Sünde!“

Scheu und mit eingezogenem Schweife folgte bei dieſer lauten Jammerklage das gute Thier ſeinem Herrn durch den ſchattigen Wald, und erſt als ſein Gebieter am Grenzſteine von Waldenbuch ſtille wurde und ruhiger ſeine Arme trug, wagte es wieder munter vorwärts zu

ſpringen, und bei jeder zurückgelegten kleinen Strecke ſorglich nach ihm zurückzuſchauen, und dann wieder weiter zu traben, als ob es das Ziel der Wanderung wüßte und daſſelbe eilig zu erreichen ſtrebte.

Die Schloßwache.

Die Sonne war hinunter und eben läutete man die Thorſchlußglocke zu Tübingen, als der Fremdling durch die engen krummen Gaſſen der Stadt wohlbekannt dem Schloßberge ſich zuwand, langſam die ſteile Höhe hinanſtieg und lange vergeblich an der Pfortenglocke zog, bis ein Wachmann von der Bruſtwehr herab, den Unbekannten mürriſch fragte: wer Einlaß heiſche? „Ein herzoglicher Sendbote, der wichtige Kunde bringet von Ulrich! drum tummle und ſpute dich, Thurmwärtel, und ſchließe auf!“ rief der Gefragte an der Schloßmauer hinauf. Endlich weichet der Riegel am ſchmalen Eingangthürlein und durch die Nacht von Auſſen tritt der Fremde in den zum Tag erhellten Schloßraum. Von den Gemächern ſchallet lauter Sang, Becherklang und Reigenſpiel. Staunend fraget der Sendbote: welcher Feſttag ſolch frohes Gepauſe hervorgerufen? „Das iſt der Adelsherren tagüblich Gethun?“ Wo ſind aber die Wachen auf den Wehren, nirgends ſehe ich ſolche umherſchulen? „Die müſſen des Abends die Mundſchenken und Atzträger auch luſtigliche Comödiaſpieler machen.“ So, ſo! knirſchte der die breite Wendeltreppe klirren Tritts hinaufſteigende Unbekannte und riß die Flügelthüren weit auf an dem Saale, in welchem die Herren banquetirten. „Ehret

deinem Weibe blickte? Haſt du nicht die Sünd' der Unkeuſchheit zuerſt entflammet und die Treue doppelt gebrochen? Huh! Huh! Herzog! Wie ſchüttelt ſo eiſig dieſes ſchon vor ſo vielen Monden begangene Verbrechen deine kräftigen Glieder! Ulrich! Ulrich! Kain mußte des Brudermordes wegen flüchtig in fremdes Land und unſtät ſein, ſein Lebenlang, ſchlägt dich Gott nicht auch mit gleicher Ruthe? Und du wagſt noch, zu fragen: „Herr, warum ſind meiner Widerſacher ſo viele und der Verfolgung kein Ende? Unheilig und Thorheiten voll war dein Treiben von Jugend auf, und deines Zornes Wuth kannte keine Schranken, mehr unſchuldig Blut haſt du vergoſſen, als daß es dir vergeben werden könnte! Denke an den greiſen Vater, und die troſtloſe Mutter Deſſen, den du wehrlos und tückiſch unter jenem Baume ermordet, wo vielleicht vor Kurzem noch deiner Väter fromm Gebet zum Himmel ſtieg. Hörſt du die Glocken von der Kirche im Thal herauftönen, wo die Hülle des von deiner Hand gemordeten Freundes vier Jahre ruhte? bis die Liebe der Seinen ſie heimwärts führte zu nimmervergeßlichem Denkmal deiner Blutſchuld! Flüchtig, flüchtig mußt du ſein! Denn wer Gott verläſſet, der wird wiederum verlaſſen, und mit großem Grimm zu ſeiner Zeit geſchlagen! — O Hutten! Hutten! wache auf und vergib dieſe Sünde!"

Scheu und mit eingezogenem Schweife folgte bei dieſer lauten Jammerklage das gute Thier ſeinem Herrn durch den ſchattigen Wald, und erſt als ſein Gebieter am Grenzſteine von Waldenbuch ſtille wurde und ruhiger ſeine Arme trug, wagte es wieder munter vorwärts zu

ſpringen, und bei jeder zurückgelegten kleinen Strecke ſorglich nach ihm zurückzuſchauen, und dann wieder weiter zu traben, als ob es das Ziel der Wanderung wüßte und daſſelbe eilig zu erreichen ſtrebte.

Die Schloßwache.

Die Sonne war hinunter und eben läutete man die Thorſchlußglocke zu Tübingen, als der Fremdling durch die engen krummen Gaſſen der Stadt wohlbekannt dem Schloßberge ſich zuwand, langſam die ſteile Höhe hinanſtieg und lange vergeblich an der Pfortenglocke zog, bis ein Wachmann von der Bruſtwehr herab, den Unbekannten mürriſch fragte: wer Einlaß heiſche? „Ein herzoglicher Sendbote, der wichtige Kunde bringet von Ulrich! drum tummle und ſpute dich, Thurmwärtel, und ſchließe auf!“ rief der Gefragte an der Schloßmauer hinauf. Endlich weichet der Riegel am ſchmalen Eingangthürlein und durch die Nacht von Auſſen tritt der Fremde in den zum Tag erhellten Schloßraum. Von den Gemächern ſchallet lauter Sang, Becherklang und Reigenſpiel. Staunend fraget der Sendbote: welcher Feſttag ſolch frohes Gepauſe hervorgerufen? „Das iſt der Adelsherren tagüblich Gethun?“ Wo ſind aber die Wachen auf den Wehren, nirgends ſehe ich ſolche umherſchulen? „Die müſſen des Abends die Mundſchenken und Atzträger auch luſtigliche Comödiaſpieler machen.“ So, ſo! knirſchte der die breite Wendeltreppe klirren Tritts hinaufſteigende Unbekannte und riß die Flügelthüren weit auf an dem Saale, in welchem die Herren banquetirten. „Ehret

man hier alſo des Herzogs Wille," donnerte mit lauter Stimme der Eintretende den Sorgloſen zu, „daß ihr gegen Eid und Pflicht hier ſchwelget, als ob der Frieden weit hinausreichte über den Markſtein des wirtenbergiſchen Landes. Wie wollet Ihr Abwehr thun dem anrückenden Bündlerheer, und des Herzogs Sohn und Tochter, welche euch empfohlen ſind, Schutz geben, und die Veſte vor Ueberfall und Liſt wahren in Eurer Schlemmerei. Fürwahr, Ihr ſeid Miethlinge ſondergleichen!" Während dieſer Worte ſprang ein Knabe und ein Mädchen herbei und umfaßten mit dem Freudenruf die Kniee des Zürnenden: „Vater! Vater! Herzoglicher Vater! ſei tauſendmal willkommen, gegrüßet und geküßt! Wirſt du uns wieder nach Stuttgart führen, zur guten Mutter?" Schmerzlich bewegt nahm der Rittersmann die beiden Kinder auf die Arme, drückte ſie liebend ans Herz und küſſete ſie vielmals. Das Gelag ward aufgehoben, die Lichter verlöſchten, und der gekommene Herzog zog ſich mit ſeinen Kindern in die Schlafkammer zurück. Den kommenden Morgen entbot der Fürſt die vierundſechzig Burgritter nebſt gemeiner Wehrmannſchaft des Schloſſes zur Schau in den Hofraum, und war die ganze Zahl dreihundertundſiebenundſechzig. Mit erhobener Hand mußten ſie ſchwören: Wir geloben und ſchwören, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, dem Herzog in jeder Noth getreu zu ſein, das uns anvertraute Schloß, als Herberge der fürſtlichen Kinder, bis zum letzten Mann zu vertheidigen, und von keiner Uebergabe zu ſprechen, noch eine ſolche zu dulden, mit Hintanſetzung des Lebens,

Einer für Alle und Alle für Einen, so wahr uns Gott helfe und sein heilig Evangelium!" Vor diesem Schwure stellte der Herzog Jedem Wehrmann ehrenhaften Abzug frei, so er durch Gebrest, Eltern-, Weib oder Kinderdrang nicht oder nur feig zu kämpfen vermöge. Von allen aber trat nur Spät von Liebelsbronn hervor und bat um Zug, da ein „klayn elendiglich Häufflyn" sein harrete. Diesem schenkte Ulrich den vom Furthmüller Pfeilschnitzer zu Stuttgart erhaltenen Goldgulden und ließ ihn ziehen. Einige Stunden darauf ritt in stolzem Ritterschmuck der Herzog auf schnaubendem Gaule hinaus aus den Thoren des Schlosses und der Stadt, wohin aber war unbekannt. Drei Tage nach seinem Fortritt drangen die feindlichen Haufen heran und belagerten das Schloß, und nach eilftägigem Einschluß, und sechzehn Tagen seit ihrem Schwur, übergaben die vierundsechzig Ritter ohne Schwertstreich und ohne Noth das veste, wohlverproviantirte Schloß in die Hände ihrer Belagerer, auf eine schmähliche Weise. Wie ein Donnerschlag traf den Herzog die Kunde von der Uebergabe des Schlosses zu Tübingen auf der Veste Hohentwyl. All seine Hoffnungen waren vernichtet, und die theuersten Güter, welche er noch besaß, seine Kinder, waren in den Händen unversöhnlicher Feinde. „Hätte ich nur fünfzig treue Männer," rief er aus, „ich wollte diese Schandseelen, diese meineidigen Verräther, erwürgen mit eigener Faust, und fände ich sie am Altare des Herrn oder im Kriegslager. Ihr Verrath treibet mich in fremd Land und mehret die

Zahl meiner Widerſacher ums Dreifache. Aber, ſo gewiß die Sonne nach düſterem Tage wieder glänzend entſteiget, ſo gewiß wird auch mir wieder Heil wiederfahren und dann ſoll mein Arm die Wurfſchaufel führen mit erſtaunlicher Kraft, damit das Spreu ſich ſondere vom Korn auf lange Zeit. Wahrlich! wahrlich! wohl vermag ich in dem Schooße eines jeden Bauern ſicher zu ruhen, wie mein Ahnherr Eberhard, aber der vermeintlichen Stütze der Fürſten, dem Adel, vermag ich nicht meinen Hund, vielweniger meinen Leib anzuvertrauen!"

Ulrichs Rückkehr.

Fünfzehn Jahre waren ſeit der ſtürmiſchen Aprilnacht verfloſſen, wo der flüchtige und unbekannte Kriegsmann mit ſeinem zottigen Hunde in der Furthmühle Herberge ſuchte und fand, und lieblich hatte der wonnige Mai mit Blüthen und üppigem Grün die Fluren und Wälder geſchmücket, welche ſo lange von blutigem Kriege entweihet und verheert wurden. Die mit Hilfe der Heſſen gewonnene Schlacht gegen Oeſterreichs Banner, zu Laufen am Neckar, hatte dem bedrängten und ſchwer mißhandelten Wirtenberg ſeinen Herzog wieder gebracht, und feierlich hallten dem erſehnten Frieden das Feſtgeläute der Glocken von Stuttgart erſtmals nach langem Schweigen wieder entgegen und freudig ſtrömte die fromme Menge dem Hauſe Gottes zu. Die Häuſer waren mit grünen Maien geſchmückt, aus den Fenſtern hingen bunte Tücher und auf den Giebeln der Häuſer flatterten roth und gelbe Fähnlein. Ueber den Thoren und an den öffent-

lichen Häusern wurden die österreichischen Adler heruntergeschlagen und dafür die wirtenbergische Wappe aller Orten wieder aufgestellet. Auch wurde die Denktafel, welche Graf Ulrich der Vielgeliebte im Jahr 1478 über dem Hauptstätterthor errichten ließ, die aber seit 1520 bis 1534, so lang das Land unter Oesterreichs Herrschaft stand, weggenommen war, wieder vom Magistrat am Schulgaßthörlein erhöhet, und um „sein gut wirtenbergisch Herz" dadurch zu bezeugen, darunter folgenden Vers eingehauen:

Diß ist der Stamm von edler Art,
Der aus Uebermuth verworfen ward,
Vnd durch den Willen Gottes zuvor
Erhöcht zum Zeichen über's Thor.

Vierhundert Bürger hatten sich zu diesem Friedensfeste neue „geschlitzete (Mitschel-) Kleider" machen lassen und zweihundert „holdseligliche Jungfrauen", mit gelben Geschleifen um die Lenden, rothen „Flöckeleins" an den Brüsten, „Schlüpfleins" in dem „Haargemause", nette Körbleins mit Blumen vor sich haltend, standen von der Türnitz (im alten Schloß) bis nach der Stiftskirche herüber in zwei Reihen. Hinter ihnen standen Landsknechte mit gelben gefummelten Kollern und spitzigen, rückwärts „abgelappten" Filzdächern, oben mit rothen Wollbüschen, an denen Messingschildlein hingen, auf welchen Wirtenbergs Wappe „zierentlich" graviret war. All diese Männer, just hundert an der Zahl, trugen lange schwarze Mauser (Schnurrbärte), wer einen rothen oder ander-

farbigen hatte, mußte ihn „tunkiren“ (färben), was mit warm Wachs und „Ampelruß“ geschah. Die Führer „unter und ober dem Zug“ hatten je „zwo Silberglöcklen“ am Halse hängen, welche laut „schelleten“ bei jeder Bewegung. Schwarz- und rothwollene Binden trugen die Knechte von der rechten Achsel zur linken „Wampe“, wo eine „musperliche Schlauf“ über dem „Degenhaus quoll“. Alles dieses war „gattig und recht fürstiglich ja fast kaiserlich“ anzuschauen. Die bei Reutlingen, Laufen und andern Orten gewonnenen Fahnen waren an und in der Kirche „aufgestelzet“, In der Kirche war alles überhänget mit Tuchwerk, Waldesgrün und „Bluscht“. Die Kanzel war mit einem scharlachenen Mantel behänget, wie der herzogliche Kirchstuhl. Der Altar trug ein himmelblau Tuchgedeck mit weißer Abwand und darauf standen fünf großmodelige Silberleuchter, vier mit drei Aesten, auf welchen helle Leuchtstöck brannten. Der fünfte Leuchter war etwa acht Handspannen hoch und hatte sechs Aeste unten, vier drüber und zwei am Giebel, gleich eines Tannenbaums, und ward von den Landschaftlichen „Gasteileuchter“ genennet, weil man ihn nur „anzund“, wenn bei den Landschaftherren, in Gemeinschaft mit den Pröbsten, ein groß Gastmahl gehalten wurde, gewöhnlich am Anfang des Kurmonds Juli und Mitte des Christmonds. Diese Leuchter hatte der alte Landschaftsrath Hochstetter, bei Einrückung der Feinde bei Seite gethan und in eine Wand im Keller des Landschaftshauses hinter dem Faß „Wolfaug“ einmauern lassen, durch Peter Satz von Kirchheim. Inner den Kriegs-

jahren starb Hochstetter und Niemanden, auſſer dem Maurer, wußte mehr von dem Schatze. Deßhalb gedachte Satz daran, das Verborgene für ſich zu holen, wurde aber ertappet und vom Kellermeiſter, als ob er hätte Wein ſtehlen oder denſelben fälſchen wollen, dermaßen mit der „Kellermarkgerte“ gehauen, daß er ſein Geheimniß verrieth. Er wurd durch den Stadtknecht in der Stadt herumgeführt, an einem eiſernen Halsring, gleich einem Felddieb; ſodann mußte er in den Gießübel. Die Leuchter verſchwanden nach dieſem Friedensfeſte und man hat ſie ſeitdem nicht wieder geſehen, weiß auch Niemand, weſſen Eigenthum ſie geworden ſind. Auch Georg Peter Pfeilſchnitzer, der Furthmüller, wandelte ehrbarlich beim Feſtgeläute mit ſeiner Hauswirthin dem Stifte zu, um des jungen Herrn Doktor Bidenbachs Predigt zu hören und den ausgeſteckten Pſalmen in Andacht mit der Gemeinde zu ſingen. Das Gedränge war aber ſo groß, daß es dem feiſten Müller unmöglich war, in das Gotteshaus zu kommen. Er ſtellte ſich daher mit ſeiner Ehehälfte der Thurmthüre gegenüber, auf die Staffeln des Hauſes genannt „zum Schlößlein“. Wenige Minuten harrte er hier, da ſchmetterten die Trompeten, und der Ruf erſcholl: „es kommt der Herzog!“ worauf ſich zwiſchen den Spalieren ein Barett mit ſchwanker, glänzend weiße Feder zeigte. Es war Ulrich, der heute auch die Neigung fühlte, mit ſeinem Volke zu beten. Langſam und ſtolzen Schrittes ſchritt der Fürſt, rechts und links freundlich den Grüßenden dankend, durch die Kirchpforte, nahe an dem Müller und ſeiner Margaretha vorüber.

Des Müllers Unzufriedenheit.

Als die Kirche zu Ende war und Georg nebſt ſeiner Hauswirthin heimwärts ging, hob er in grimmem Tone an: „Nicht wahr, liebe Grete, nicht wahr, dem ſieht man keine Noth an, s'iſt noch der alte, prachtliebende, ſtolze, hochfahrende Salomon, der von ächtem Korn und Schrot kein Zeichen mehr führet, als ſeine große Naſe und ein breit Geſicht. Trägt er nicht gar einen Würfling (Schultermantel) von grün venetiſcher Glanzſeide, mit Goldtreſſen beendet, auf halber Schulter, unter welchem ein ſchwarz ſammtenes Spaniolenwammes mit blauen, weißen und gelben Mitſcheln durchſieht; hat Pluderhoſen an von violetem Sammet, mit Trodeln, Silberhaften, Hacken und Wulſten zu Handſpannlängen nach dem Spiegel; lauft in Neſtelſchuhen mit buntem Franzmannsſtich und von aufgeriebenem Leder, auf hohem rothem Kothurne, einher; Straußenfedern gautſchen ſchneehell über ſeinem Barett und ſein Wehrgehänge iſt von purem Silber, an ſeinem Halſe hängt ein Goldgeſchmeide, das bis auf die Herzgrub herabgleichet, wie der Kaiſer kein ſchöneres haben kann und haben wird!“

„Trägt ein Halstuch mit Schoos von koſtbaren Mailänderſpitzen und Florentinerzwickeln!“ ergänzte die Hausfrau mit wichtiger Kennermiene.

„So wird's recht ſein;“ fuhr der Müller fort, „wenn man glaubt, dieſe fürnehme Herren ſeien Bettler, ſo haben ſie doch noch mehr als die Reichſten ihrer Landſaſſen. Sie machens wie die Hamſter, ſie ſcharren und tragen gleich ihnen, der Unterthanen Schweißgut in die Gewölbe

ihrer festen Schlöſſer und Burgen, damit wenn Jedermann darbet, ſie in Faulheit ihr in der Ernte Zuſammengeraubtes verzehren können. Da heißet es immer Jahr aus Jahr ein: „Gib her, was du haſt; das Andere behalte, die Sorge und Laſt!“ Auf den Kanzeln predigt man und in den Balleien hört man allweg, welch ſchwer Geſchäft das Regieren und Amten ſeie; das iſt aber fürwahr nichts Schweres, ſtolz zu thun, gegen gemeine Leute, in weiche Kleider ſich ſtecken an den Werktagen, wenn die Unterthanen ihre Blöſ' kaum decken können, mit Goldtreſſen und Silberglöcklein ſich behängen, wozu Andere die Scheide geben müſſen; ja, ja das wär' meine Beſchwer! Glaub's könnt's Jeder, ſei's ob, ſei's unter der Steig, ein ſolch Regiment zu führen! und ſtatt in harten Holzſchuhen zu ſtehen, in Schnabelſchuhen und luxen Neſtelquartieren zu tanzen. Bei denen lügt die Bibel, daß mir's Gott verzeih, wenn ſie mit dem Sündenfluch: „Im Schweiß deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen und dein Acker ſoll nur Diſteln und Dornen tragen,“ Jedermann meinet! Möcht wiſſen, was ein Tropfen Fürſtenſchweiß für gethane Amtspflicht werth wäre, wenn man ihn zahlen müßt, da ſchon ihr trocken Geſicht ſo viel koſtet! Und wo träget denn dieſer Herren Acker Diſteln? Nirgends! denn der Bauer muß ihm pflügen, ſäen und düngen und von Allem den Zehnten geben. Auch rupfet noch am gemeinen Mann der Steuerſchreiber, Pfarrherr, Forſtwarth, Rugknecht und G'meindſchwer, aber in die vier Wände der Hohen dürfen dieſe und noch viel andere Plaggeiſter gar nicht hinein! Da, wo der Aermſte unter

den Armen, der die Schuh mit Weiden bunten hat, Yſche (Weggeld zahlen muß, da reitet der Herrentroß frei und ſpottendlich vorüber und wirft boshaftiglich einen Stein in den Wegſtock. Das Wild im Walde, das ſich ſelbſt herberget, tränket und atzet, ſpricht der Fürnehme an, und ihm däuchts ein Gnadenwort, wenn er müßig reitet, zu fragen: „Fleißig, Alter! — Geht's auch daher?“ Und wohliglich muß den hohen Herren unterem Bruſttuch ſein, wenn ſie in ihrer Herrlichkeit einem Gruß danken; wenn ihnen aber Abſalom Leid und Scheuche bereitet, dann ſind die vor nicht Gekannten treue Kinder, von deren Arme man Schutz verlangt und mit deren Herzblut die Fürſtenhüte den von Land und Leut Verjagten wieder aufgeklebet werden. Sind ſie wieder in Sicherheit, dann ſtrecken ſie alsbald wieder ſtolz wie die Schnecken in friſchem Gras ihre Hörner heraus, laſſen dem um ſie Verkruppten ihren Unrath, und ſo er nur einen Haſen neſtelt oder einen Fiſch auf den Sand leget, um ſeinen blutigen Hunger zu ſtillen, ſo iſt er dem Schandpfahl und der Streichruth verfallen. Wer ſich dagegen ſträuben will, den ſteckt und plägt man und läßt ein ſchwer Gericht über ihn ergehen, als hätt' er ſich an der heiligen Dreifaltigkeit verſündigt! und kuſtert ſeinen ganzen Lebenslauf, ob ihm nicht ſonſt noch etwas aufzumuzzen und am Zeug zu flicken wär! Ja, liebe Grete, wenn Ulrich meinen Goldgulden nicht längſt ſchon hätte, würd ihm nimmer ſchwerlich damit thun; komm ohnedas zu keinem Goldsvogel mehr. Verdammt ſei jener Stegreifler, der mir ihn fortgetragen, und verflucht ſei der

Nachtimbiß jenes herrenlosen Landläufers, daß mir's Gott verzeih!"

„Bedenke doch! bedenke, daß von der Kirch Du kommst, und laß Dein Schmähen!" sprach die Müllerin begütigend zu ihrem Eheherrn. „Ist's doch, als wär der Satan in Dich gefahren. Vierundzwanzig Jahre schon hat Gott uns unter mancherlei Gefahren gnädiglich bewahret, seine Barmherzigkeit hat uns gesund erhalten bis auf diesen Tag, und wir haben niemals Mangel gehabt. Warum willst Du nun diesen glizzernden und zwizzernden Zänker beneiden, der jetzt wieder in Herrlichkeit zu sein scheint, aber hinter seinem Brusttuch eine unsaubere Kammer hat, dessen Linnen die theuerste der Seifen nicht rein wäschet, wo die Sorge und die Furcht mehr wohnet, als bei uns, und endlich schließen auch ihn vier Bretter ein, wenn der Tod ihm erst das Sterben centnerschwer gemacht hat."

„Hast allweg recht, Grete, hast allweg recht; aber es würd' unser Lisabethle auch freuen, wenn ich heut, an ihrem Ehrentag, das Goldstücklein an bunter Schnur an ihren weißen Hals hängen, und sie damit staatlich thun könnte."

Die Lindentaufe.

Mit solcherlei Reden kamen der Müller und seine Wirthin zum Mühlhaus, in welchem heute ein reges freudiges Leben war, obgleich die Mahlgänge nicht klapperten und der Furthbach die schweren Schaufelräder nicht geschäftig wälzte. Der Hofraum war sauber aufgeputzt,

ſtolzer, denn ſonſt, krähete der Sichelhahn auf wohlgeformter Miſte und jubelte lockend zum gefundenen Korn in der Hennen gackernden Triumph, daß friſche Eier geleget und kein Mangel derſelben am heutigen Tage ſeie; grüne Maien wiſperten vor dem Eingang und die Treppe und der Oehrn waren mit weißem Sand beſtreuet. Auſſergewöhnlicher Speiſenduft ſtrömte aus der geräumigen Küche und der gewürzige Duft des dämpfenden Speck- und Zwiebelkuchens machte weitum Vorübergehende lüſtern und zog den Heßlachwellern das Waſſer in dem Mund zuſammen, wie der Vorabend ihrer Kirchweih. Drei Ebeintiſche waren der Länge nach zuſammengeſchoben in der großen getäfelten, heute mehr als ſonſt, ausgeräumten Stube. Drei nicht gar kleine Schüſſeln, mit breiten eigelben Nudeln, harrten ihrer Erlöſung. Große glänzende Zinnkannen ſtanden mit rothem Wein gefüllet, in ſechsfacher Zahl aufgepflanzet, und eine erkleckliche Zahl blanker Trinkbecher luden zum Trinken ein; weiße Brode lagen künſtlich geſchichtet oben und unten auf der Tafel, welche mit hell gebleichtem und ins Viereck gemangtem Tiſchtuch bedecket war. Muntere Gäſte, jeden Alters und Geſchlechts, im beſten Sonntagsſtaate, mit großen Rosmarins an der Seite, fanden ſich nach und nach ein und ſetzten und letzten ſich an dem Aufgeſtellten ohne großen Zuſpruch und ſonderlichen Rückhalt. Nach dieſem einfachen Eſſen ſetzte ſich ein ſtattlicher Zug in Bewegung; denn es hielt Hochzeit die einzige ſchöne Tochter des Furthmüllers Pfeilſchnitzer, mit dem rothwangigen Gregor Koch von Kirchheim. Voran zogen vier Muſi-

kanten, denen das Brautpaar und die Eltern der Brautleute folgten, dann kamen die Ledigen mit ihren Angebinden, geſchmückt mit bunten Sträußen, zu Paar und Paar; ihr Weg ging nach der Kirche dem Hauptſtätterthore zu, um die prieſterliche Einſegnung zu empfahen.

Schon bewegte ſich dieſer hochzeitliche Zug wieder der Heimath zu, als vom Folterthurmweg her ein ſtattlicher Rittermann trabte, und da er die Heranziehenden gewahr wurde, hielt er ſein muthiges Thier am Scheidewege an. Als der Zug vorübergegangen war, fragte der vornehme Reiter einen alten Weingärtner, der im Sonntagsſtaate behaglich neben ihm über das junge Haag ſchaute: „Wer ſind dieſe Brautleute?“ Der Hochzeiter iſt Gregor Koch von Kirchheim und ſein Brautmaid iſt drüben des Nähermüllers Liſabethle, antwortete der Gefragte. Einige Augenblicke betrachtete der Reiter die neben ihm grünende junge Linde, dann fragte er weiter: „Saget mir, Alter! habt ihr dieſe Linde gepflanzet? oder wie lang iſt's, daß dieſe Maie hier grünet?“

„Herr! s'werden juſt ſechszehn Jahre ſein, ſeit dieſes Bäumlein hier ſproſſet, denn ich ſah es in dem Jahre erſtmals, als der Herzog aus dem Lande gejagt wurde. Und weil es ſo ſchöngertig zwiſchen dem Geſtein auf der Abwand ſtand, ſo freute es mich, ſchlug ihm einen Pfahl und gab ihm einen Haft. Seitdem giebelt der Baum von Jahr zu Jahr immer ſchöner. Meine Buben meinen zwar, daß ſein Schatten meiner Wieſe ſchade, und daß ich ihn, als Niemands Eigenthum, abhauen ſolle; ſo lang aber ich lebe, geſchiehet ihm mit meinem Willen

kein Leid, denn ich hab meine Freude dran, und hab diese Linde erst heut früh, vor meiner Buben Ohren „Ulrichslindle“ getaufet, zum Andenken an den heutigen Festtag, den ich um so mehr mit frohem Herzen begonnen, als mir diese Nacht mein erst Enkelkind geboren wurde, welches nach der Abendkirch getauft wird und Ulrich heißen muß.“

„Da wünsch ich Euch viel Glück, Alter! — Wie heißet Ihr?“

„Erhard Brenner!“

„So, so! Nun, ich bitte Euch, laßt dieser jungen Linde Nichts geschehen, nicht wahr? — Lebet wohl!“

„Habt gute Ruh, Herr! — Habt gute Ruh!“

Spornstreichs jagte der Reiter der Stadt zu, und stieg im Schlosse ab, rief den Hofkoch und den Mundschenken herbei, und gebot ihnen, ein gut Tragwerk mürber Speisen und einige Krüge guten Herrnweins in die Pfarrgasse, zum Taufschmauß des „Erharden Brenner“ zu besorgen. Dabei schrieb der Befehlende auf ein Papier:

„Zu der Winzer Oberer sei gemacht
Erharden Brenner, der sorglich gewacht
Ob der Lind, die ich pflanzt einst mit eigener Hand,
Als Feind mich gezwungen zu fliehen mein Land!“

Ulricus, H. z. W.

Von diesem Tage an, dem 12. Mai 1535, also ein Jahr nach der Laufener Schlacht, haben die Weingärtner dahier einen Obermeister, obgleich ihre Zunft nie eine eigentliche Handwerksinnung bildete. Einen silbernen

Innungsbecher, genannt „Urban," besitzen sie schon viele viele Jahre, der einen Weingärtner vorstellt, mit einer Leiter an der Seite und einen Butten auf dem Rücken, aus welchem gewöhnlich bei Hochzeiten getrunken und nachher darein für eine löbliche Unterstützungskasse der Zunftmitglieder geopfert wird. Das Bild ist behängt mit vielen Ehrenmünzen.

Die Hochzeitsgeschenke.

Fröhlich saßen im Kreise die Hochzeitgäste in der Mühlhausstube. Die Maid und Junggesellen liebäugelten mit einander, streichelten sich das Kinn, lobten sich gegenseitig die Wangen, die Zähne oder die Augen, und stießen dazwischen wohlgemuth und geräuschhaft die vollen blanken Weinbecher zusammen. Eben ertönte ein lauter Zutrunk den beiden Eltern der Braut, da trat durch die Thüre herein ein großer stattlicher Mann, der dem Aussehen nach zu den reisigen Wehrleuten gehörte, und dessen Gaul unten im Hofraum stand. Er war angethan mit einem fahlgrünen Leibrock, einem Lederwamms, enganliegenden Hosen, aufgekappten Stiefeln, an welchen große Sporen klirrten, einen mächtigen Streitdegen an der linken und ein fußlanges Hüfthorn an der rechten Seite; das Haupt deckte eine rostige Sturmhaube und die Haare fielen üppig über des Fremden breite Schultern. Niemand kannte den Eingetretenen, der alsbald zu einem nahestehenden vollen Becher griff und laut in den Zutrunk welcher ausgebracht wurde, einstimmte. Als wieder Ruhe in der Stube herrschte, und Jeder seinen Nächsten fragend

anſchaute, oder auch in der Stille fragte: „Wer iſt der Reitersmann?“ begann der Unbekannte: „Der Herzog hat mich entboten, ein altes Anlehen hierorts heimzubezahlen, welches der Müller ihm einſt durch mich nach Tübingen ſchickte, da er in großer Noth war, und ich ſein Dienſtmann in dieſer Mühle Herberg', Trank und Speiſe fand in einer ſchrecklichen Sturmesnacht.“

Mit dieſen Worten ſchüttelte der Redende dem Altherren fünfundzwanzig blanke Goldſtücke auf den Tiſch, worüber der Begabte kein Wort zu reden vermochte und mit flammrothen Wangen bald auf das Gold, bald auf den Ueberbringer ſchaute.

„Sodann will ich nicht ermangeln, neben meinem herzlichen Dank, ehrſame Altfrau, Euch für die mütterliche Sorge, ſo ihr damals um mich gehabt, mit dieſem Geſchmeide zu bedenken. Beſonders aber mög' Euch Gott lohnen für die Brode, welche Ihr mir noch, als ich ſchon reiſefertig ſtand, in den Bruſtſchutz drücktet: denn das wär' ein langer Hungertag für mich geworden, wenn ich Eure Gab' nicht mitgetragen hätte.“

„Hab' nichts an Euch gethan, lieber Freund! hab' nichts an Euch gethan, was dieſes reichen Schatzgeſchenkes werth wäre; behaltet's doch für Eure Hausehr', die wohl fürnehmer an Stand ſein wird, als ich gemeine Bürgerin. s'Iſt zu koſtbar für meinen Hals,“ wehrete die Hausfrau.

„Mit nichten! Ihr wäret werth einer Herzogin Diadem zu tragen!“ betheuerte der Sendbote und trat zu der Braut, derſelben einen ſchweren Goldreif mit den

Worten an den Finger drückend: „Dieſes kleine Andenken wollſt Du treulich wahren, als hätt' dieſen Reif Dein Hochzeiter Dir heute zugedacht. Es iſt ein Zeichen der Treu'. Und ſo Du über's Jahrum eines Männleins geneſen ſein wirſt, dann laß Dein Glück und Deine Mutterfreud' den Herzog wiſſen, vielleicht denket er Eurer wieder auf's neu in Gnaden."

Noch oftmals erklangen die Becher, und nachdem der ungeladene Gaſt den ſeinen etlichemal leergetrunken hatte, ſchied er unerkannt aus dem frohen Kreiſe und ſuchte ſein Roß, das er drunten noch angebunden zu finden hoffte, welches aber der taube Philipp ſtreichend und tätſchelnd umherführte und mit mürbem Kuchen fütterte, der ihm heute bei ermeldter Feierlichkeit zu Theil wurde.

Als der Reitersmann ſeinen ehemaligen Begleiter erſah und erkannte, bot er ihm die Hand und ſchüttelte die von Philipp dargereichte biederherb. Hierauf ſchwang er ſich auf ſein Roß, ließ dem Uebelhörigen fünf Goldgulden in die Hand gleiten und trabte von dannen.

Als der Beſchenkte ſeine Münze betrachtete, erſchrack er nicht wenig, zeigte ſeinen Reichthum dem Mühlherrn und fragte denſelben, ob er wohl dieſes Gold als frommer Chriſt behalten dürfe, da ihm der ganze Hergang unbegreiflich ſeie, und er trage den Zweifel, ob nicht der Reiter gar ein Soldmann des Teufels ſeie. Denn wer alſo mit koſtbarem Golde pauſe, deſſen Erwerb vermöge er ſich nicht zu erklären, zumal ihn ein Gaul trage, wie er noch keinen geſehen, derſelbe ſei am ganzen Körper ſo ſchön ſchwarz, dergleichen er weder hier noch zu Mos-

ſtadt, wo doch manch Rößlein edler Art zu Markt geführet werde, je eines erblicket. Kein weiß Haar hab er von den Ohren bis zum Schweif an dem Thier gefunden und das ſeie eine unerhörte Sache, mög' man fragen, wen man wolle.

Nachdem der Mühlherr ihn hierüber zufrieden geſtellet, war er ſeines Reichthums erſt recht froh und ſegnete ſeinen Wohlthäter.

Bald war das Jahr dahin und wiederum ſproßten Blumen, denn es waren nur noch wenige Tage bis zum Feſte Jeſu Himmelfahrt, im Jahr 1536. Da meldete man dem Herzog Ulrich, daß auf der Furthmühle ein Knäblein geboren worden ſeie. Höchlich darüber erfreut, ſagte der Fürſt: „Saget der Milchmutter des Knäbleins, ich ließe ihr meinen freundlichen Gruß entbieten und ich werde, wenn es ihnen genehm wäre, bis zum Nachmittag des Himmelfahrtsfeſtes, zur Taufe des Säuglings, Täufer, Zeugen und Taufzeug ſchicken. Sollten ſie aber eines andern Tages ſich erkührt haben wollen zur heiligen Weihe, ſo wolle er ſie keineswegs hindern, ſondern ſei ihres Willens gewärtig."

Die Taufe auf der Furthmühle.

Es war am Himmelfahrtsfeſte 1536 Nachmittags drei Uhr geworden, und eben erklang das „Herrſegneunsglöcklein" auf dem Stiftsthurme, als drei Männer des ſchmalen Wegleins am Furthbache hinauf der Nähermühle zuwanderten. Der Aeltere glich einem vornehmen Herren, deßgleichen auch der Jüngſte von ihnen, ein ſchmächtiger,

bleichausſehender Jüngling. Der Dritte war dem Anſcheine nach ein Chorherr. Als ſie an ihrem Zielort in die Stube traten, ſtanden etwa ſechs Perſonen in üblichen Feierkleidern ehrerbietig umher, harrend auf die Eintretenden. Hierauf wurde ein Tiſch gedecket mit weißer Linne und eine blanke Kanne, gefüllet mit Waſſer drauf geſtellet, daneben ein Gießbecken. Sodann wurde ein Pfetſchkind herbeigetragen, daß es getaufet würde auf den Namen der heiligen Dreifaltigkeit. Und als der Pfarrherr Waſſer in das Becken goß, war es mehr denn trübe; deß entſetzte ſich der Täufer und er fragte, ob ſie das Waſſer aus dem Bache oder aus dem Brünnlein geholt hätten? Wollt deſſen zu gut halten, antwortete der Gefragte, ſeit mehr denn zween Tagen fiel, wie männiglich bekannt, endloſer Regen herab, welcher Brunnen und Quellen trübte, nah und fern, und wir vermögen keinen andern Tropfen zu bieten, ſo gern wir auch möchten. „Nun denn," meinte der Paſtor, „es waſchet ja nicht das Waſſer von Sünden rein, ſondern der Glaube an Jeſum Chriſtum und ſein Evangelium muß es thun!" und er tauchete ein, taufte das Kind und nannte es nach ſeiner Pathen Willen, „Ulrich Chriſtoph." Nach dem Schluß der heiligen Handlung ſetzten alle Anweſenden ſich an den gaſtlich bereiteten Tiſch, wo es ſich fügte, daß der älteſte der Herren der Altfrau, nun Großmutter des Hauſes, gegenüber zu ſitzen kam. Manch fröhlich Wörtlein wurde geſprochen, manche Wünſche wurden laut, wie es ſo und ſo, anders und wieder anders ſein könnte und ſollte. Bei allem dieſem Gerede aber ſaß Margaretha

ſtille und ſinnend da, zuweilen ſcharf und mit verſtohlenen Blicken nach dem Gegenüberſitzenden ſchauend.

Schmollend fragte nun endlich der Beſchaute: „Was kümmert denn Euch unter dem Mieder, Ahnfrau, daß Ihr ſo waidlich mit Euren Augen nach mir ſchauet, bin ich doch eben kein heuriger Has' mehr und gleich dem Baum, deſſen Blätter bald dorren!"

„Wie Ihr Euch juſt ſchelten möget," erwiederte die Gefragte ſittig, vermag ich eben nicht mit Euch zu theilen, obgleich ich Euch auch nicht ſtolz machen möchte auf Euern Bau; ſo viel nur möcht' ich nur fragen; Ob Ihr nicht vor vielen Jahren hier eine Nacht zugebracht, und meinen ſchlaftrunkenen Eheherrn aus ſeinem Backenſtuhl, in welchem Ihr itzt wiederum ſitzet, vertrieben habt? Mein' faſt Eure Stimm wieder zu hören, obgleich Ihr älter geworden und des wirren Haares und langen Bartes los ſeid. Auch halt' ich Euch für denjenigen Sendboten, welcher ferndiges Jahr vom Herzog uns ſo theuren Schatz brachte."

„Ihr irret Euch nicht, gute Frau, ich war jener Irrling und jener Sendbote, der bei Euch einſprach. Auch iſt mir noch wohl Eures Mannes Predigt bekannt, der die Bibel beſſer kennet, als mancher Kanzelarius. Weiß auch noch ſeine Gleichniſſe mit dem Herzog und dem König David, und die Ehrennamen klingen mir noch löblich in den Ohren, welchen die meiſten Höflinge von ihm erhielten. Aber auch ſein Abendgebet iſt meinem Herzen inne geblieben, es hatte mich weich geſtimmet und keine kleine Tropfen netzten ſeinetwegen meinen treuen

Hund, dem ich zu Straßburg ein Friedzeichen ob dem Ort seiner Verwesung setzen ließ."

„Hab' mir's doch gedacht, daß meine Augen recht schauten, als sie Euch wieder erkannten. Aber sagt mir nun auch, wenn Ihr meine Naseweisheit mir nicht übel deuten wollet, wessen Namen Eure Edelheit träget und wo Eure Hut oder Gaue ist?"

„Mein Name ist Ulrich; meine Hut ist zu Stuttgart und meine Gau reichet, so weit die Markungen der Hirschgeweihe reichen."

„Potz tausend! Da nimmt mich's nicht Wunder, daß Ihr bei der Größ' Eurer Fluren, damals verirrtet und Eure Heimath nimmer fandet," erwiederte spitzfindig die Wirthin, die sich angelogen glaubte. „Ein solch schmucker Herr, wie Ihr, wird wohl aber auch eine Hausehr und Kinderlein, will fast sagen, Enkelkinderlein haben?" forschte die Redselige neugierig weiter, ohne die Achtung gegen den Befragten ausser Acht zu lassen.

„Ja, ja, hab' auch eine Wirthin, die aber nicht Margaretha, wie Ihr, sondern Sabine heißet; hab' auch ein Maid und einen Sohn, welch Letzterer Euch hier augenfällig sitzet, nach dessen Namen, Christoph, Euer Enkelmännlein heut' in der heiligen Tauf' genennet wurd'."

„Da fehlet Eurer Edelheit Nichts mehr, als der Herzogshut," sprach lachend die Wirthin.

„Der fehlet mir nicht mehr! hab' ihn zu Laufen mit dem Schwert geholet!" Bei diesen Worten stand der Redende auf, steckte dem Säugling ein Papier zwischen die Binde

seines Tragkissens, und verließ mit seinen Begleitern die Mühle.

Nun trat der Meßner in die Stube, um Kanne, Becken und Altarhemd zu holen, den fragten die Neugierigen, wie die Herren hießen, welche der Herzog ihnen zum Botendienst und zur Ehrhaft gesendet habe?

„Was mögt Ihr mich so leichtfertiglich fragen!“ rief der Meßner unwillig aus. „Kennt doch das kleinste Kind in Stuttgart den Herzog und seinen Erbprinzen Christoph!

Schreckenbleich schauten die Müllersleute einander an und trugen gar große Angst ihrer geführten Reden wegen; allein ihre Sorge minderte sich, als sie das Papier entfalteten, welches der Herzog ans Tragkissen gesteckt hatte, worauf mit gnädigen Worten zu lesen war: „Meinem Dötlen, Ulrich Christoph Koch, schenke ich diejenigen fünf Tagwerk Gemarkung, welche ob der Mühl' am Reinspurg dachen, und bis heut' dem Zacharias Köllin gehört haben.

Ulrich, H. z. W.

Des Herzogs Befehle.

Den zweiten Tag nach Himmelfahrt 1536 berief Herzog Ulrich den Werkmeister Andreas Bührer, den Kunstmeißler Philipp Kopperlinus, den Brunnenvogten Ehrhard Brodbeck und den Steußler Jeremias Stöcklen zu sich in das Schloß. Zur bestimmten Stunde harrten die vier benannten Männer, zu welchen sich noch ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren gesellte, des herzog-

lichen Befehls am bestimmten Ort. Nach kurzer Weile that sich die hohe Flügelthüre auf, und es wurde zuerst dem Werkmeister in das fürstliche Gemach zu treten befohlen.

„Euch gebiete ich," sagte der Herzog, „mit Euren Zimmerknechten nach Heßlach zu wandern und dort das Kelterhaus nebst dem Pfaffenstüblein bis auf den Grund zu zerstören. Und so sich Jemand gegen Euer Thun sträuben oder Fürwehr halten wollte, dem saget: es ist des Herzogs Wille, daß dieß Gebäud' zerschlagen werde, in welchem dem flüchtigen Fürsten einst nicht einmal ein Nachtlager gewähret und er von dem Weileranwalt, Wendel Krämer, mit den Spottworten daraus vertrieben wurde: „Wenn Ihr der Herzog seid, so habt Ihr gen Stuttgart nimmer weit!" Also wie mir beschehen, soll's den Heßlachern auch ergehen, sie sollen auf Kindeskinder keine Kelter mehr haben, denn sie sind ja nah bei Stuttgart, und haben zu hiesigen Deihhäusern nicht gar weit."

„Und Ihr, Kopperlinus, meißelt mir ein jagend Rößlein, wie es jäh herab über eine hohe Mauer springet. Sobald Ihr dasselbe beendet habt, lasset es mich wissen, damit ich Euch den Ort zeige, wo es zum Andenken eingemörtelt werden soll, da, wo ich in dunkler Nacht von hoher Weingartmauer, auf der Eßlingersteige, mit meinem Pferde hinabstürzte, als mich das unglückliche Treffen bei Köngen nöthigte, vor der Uebermacht meiner Feinde zu fliehen."

Zu Ehrhard Brodbeck, dem Brunnenvogten, sprach der Herzog: „Draussen im Hofraum auf der Räherwühle

am Furthbach, sollt Ihr, in ehester Frist, ein Brünnlein setzen und mit hellem Deichelwasser sprudeln lassen, damit der Durstige von nah und fern daran sich labe, die Müllersleute aber für ewige Zeiten meines Dankes sich erfreuen mögen. Denn dort und sonst nirgends fand ich einst Herberge in meiner Noth, darum sei von mir auch wiederum den Leuten pflichttreu gegeben, was ihnen annoch mangelt."

Und hinein trat der Steußler, dem der Herzog also entbot: „Nicht fern vor dem Hauptstätterthor, da wo der Weg vom Grasrain in den Heßlacher Steinweg mündet, stehet links auf der Abwand ein junger Lindenbaum, demselben lasset einen steinernen Wirtel um seine Wurzeln bauen, kniehoch, damit der Müde unter dem Schatten der üppigen Aeste zu ruhen vermöge, und seinem Stamme gebet eine Schirmung, daß das Wild ihn nicht zernage und die Hand des Frevlers ihm nicht schade; denn dieser Baum ist mir lieb, ich hab ihn vor bald achtzehn Jahren, als Flüchtling, mit eigener Hand in die Grube einer Wühlratze (Maulwurf) an Ort gepflanzet und jenes zarte Reis' hat bis heut, mir zur Lust, Sturm und Wind getrotzet. Ihr Name soll deßhalb von nun an „Ulrichslinde" heißen."

Schüchternen Schrittes trat der Jüngling in das Gemach des Fürsten und sprach: „Mir wurd gestern entboten, hochfürstlicher Herr! heute zur Stunde hier zu sein; ich heiße Albrecht Kerner, bin meines Gewerkes ein Maler."

„Ganz recht, Junge! ganz recht;" sprach leutselig

der Herzog: „Du sollst mir diese vierundsechzig Namen, welche ich hier auf dieses Papier geschrieben habe, auf eine große Tafel mit heller Farbe malen, damit dieses Verzeichniß des adeligen Schandtrosses, welcher ohne Noth und Wehr mein festes Schloß Tübingen, nebst meinen Kindern, feig und elend meinen Feinden überantwortet haben, aufgehängt werde aller Augen zur Gier für ewige Zeiten, in dem Saal, wo die Meineidigen den Verrath an mir begingen."

Dreihundert Jahre sind seit jenen stürmischen Zeiten verschwunden, und noch sind die Namen jener Ritter auf bemerkter Tafel im Schlosse zu lesen, welche sechszehn Tage vor ihrem Verrath dem Herzog noch heilige Treue gelobten. — Den Heßlachern mangelte bis vor etwa zwanzig Jahren ihre Kelter, und frug man nach derselben dort, so durfte man vor Schläge nicht sorgen. — Der Brunnen im Mühlhof gießet bis heute lustig sein klar Wasser in Fülle aus und am Mühlhaus ist noch der Name Gregor Koch zu lesen, der der Vater des Knäbleins war, welches Ulrich und Christoph über der Taufe hielten. — Die Linde grünte bis vor fünfunddreißig Jahren, wo sie dem Eckhaus den Platz räumte, unter dessen Altane eine Linde ausgehauen zu sehen ist, in der verlängerten Hauptstätterstraße. — Das Rößlein auf der Eßlinger, steige, links an der Mauer, hälftig des Pflasterweges, zeiget jetzt noch den Ort an, wo Ulrichs Pferd mit ihm herabsprang und alle vier Beine brach. Es ist aber nicht mehr der Stein, welchen Kopperlin meiselte, denn denselben zerschlug ein gewisser Zillhard bis zur Unkenntlich-

keit, wofür ihn Herzog Christoph „syn gůter boßhayt weg an der nothdenkhstayn" mit Ruthen streichen ließ. Ein Gottlieb Fischer. des Fleischer Gewerks Einer, setzte den gegenwärtigen Stein am Nothort in den 1590ger Jahren.

Des Herzogs Ritt nach Güterstein.

Als der Herzog diese Aufträge ertheilt hatte, trat sein Feldhauptmann Ritter Georg v. Neuneck ein und sprach: „Herr Herzog, wir stehen zum Ritt bereit gen Güterstein; die Edlen Georg v. Sturmfeder, v. Hornstein und Reischach von der Hohenkrähen, harren mit fünfzig Lanzknechten am „Lindlein" vor dem Thor Eures Beizugs." Eilig schnallte der Kampffertige sein Schwert um, schwang sich auf seinen Rappen und trabte davon, um an Güterstein's Pfaffen und Mauern Rache zu üben.

So lange nun diese Herren mit ihrem reisigen Haufen dahin reiten, will der Glockenzieher einstweilen erzählen, warum der Herzog Gröll im Herzen trug gegen die Ruhestätte seiner Ahnherren.

Da, wo die Karthause Güterstein stand, erhob sich schon gar frühe eine weitbesuchte Marienkapelle, die das Kloster Zwiefalten etwa im Jahr 1279 vom Grafen Ulrich mit dem Daumen von Wirtenberg zu erhalten gewußt, und in eine Probstei verwandelt hatte.

Lange Zeit stand dieses in der Geschichte Wirtenbergs oft genannte und durch Ereignisse eigener Art merkwürdige Kloster unter dem Regimente und der oft mehr als väterlichen (!) Aufsicht der Aebte von Zwie-

falten, als Probstei des Ordens zum heiligen Benedikt. Und nachdem der Stürme viele an ihm vorübergegangen waren, wurde es im Jahr 1435 durch die so schwer auf Wirtenbergs Bewohner lastende Schickung, die Pest, verwüstet und zur Einöde gemacht. — In diesem traurigen Zustande gedachten desselben die damals ihr väterliches Erbland noch gemeinschaftlich regierenden Brüder, die Grafen Ludwig I. und Ulrich V., deren spätere Landestheilung (im Jahr 1441) eine in unserer Landesgeschichte besondere Epoche bildete. Diese beiden Grafen brachten es endlich im Jahr 1439 dahin, daß es den Karthäusern, als Ansiedlern hiezu, überlassen und mit allen seinen Rechten und Genüssen von denen zu Zwiefalten abgetreten wurde. Obgleich der damalige Abt Johann von Zwiefalten sich für den Zweck der beiden Grafen so geneigt aussprach, daß er es ein gottseliges Vorhaben zu nennen beliebte, so konnten doch andere dabei mehr oder weniger sich Interessirende die ansehnliche Mitgabe, die damit von Zwiefalten abkam, nicht anders als mit tiefem Aerger erwähnen, wenn die Brüder aus ihren Zellen hinüber nach Güterstein schauten. Doch um dieses kümmerte sich Graf Ludwig wenig. So gründete sich hier ein Karthäuserkloster von guter Zucht. (Karthäuser haben ihren Namen von dem Orte Karthuse, drei Meilen von Grenoble, in Frankreich, wo sich dessen Stifter, Bruno, von Köln am Rhein gebürtig, mit sechs seiner Gesellen im Jahr 1084 aufgehalten. Sie waren weiß gekleidet, schloßen sich immerwährend ein, und durften nur unter Menschen sich zeigen, wenn ihr Prior sie verschickte. Sie

trugen ein härenes Gewand aus Bockshaaren ſtets auf dem bloßen Leib. Faſten alle Freitag bei Waſſer und Brod, Meidung alles Fleiſches, immerwährendes Stillſchweigen, und fünfzig Bußvaterunſer für jeden Anblick eines Frauenzimmers, waren nebſt vielen andern Satzungen ihre Hauptordensregeln). Die Karthauſe Güterſtein ſtand auf einer faſt gar unzugänglichen Stelle, in der Figur eines Halbmondes, mitten auf dem ſteilſten Abſturze des Berges, daneben eine Kapelle Johannes des Täufers. Die Grafen von Wirtenberg hatten bald eine ſolche Vorliebe für den Ort, daß ſie ihr Erbbegräbniß nicht mehr zu Stuttgart, ſondern zu Güterſtein haben wollten. Graf Eberhard im Bart ſprach dort den zehnten Mai 1468 das Gelübde einer Wallfahrt nach Jeruſalem aus, und empfing daſelbſt knieend den Segen am Altar von dem Prior, genannt der „alte Vater.“ Einer der intereſſanteſten Bewohner des Kloſters war Ritter Rudolph von Ehingen. Er wurde geboren 1378, brachte ſeine Jugend in öſterreichiſchen Landen zu und kehrte 1416 ins Land zurück, und wohnte dann auf Hohen-Entringen mit vier andern Rittern, denen v. Gültlingen. v. Halfingen, v. Ehingen, v. Stadion. Dieſe 5 Männer zeugten mit einander juſt hundert Nachkommen. Als der v. Entringen ſein einundachtzigſtes Lebensjahr erreichte, machte er ſein Teſtament, beſtellte ſeine Leiche, erkaufte ſich von Tübingen einen Gedächtnißtag, an welchem würdige Arme 100 Manns- und 100 Weiberröcke erhielten. Dann ritt der Greis nach Güterſtein, bezog daſelbſt eine Zelle, aß kein Fleiſch mehr und fügte ſich

ſtreng allen Ordensregeln, eine Kutte konnte er aber nicht mehr ertragen. Als die Zeit ſeines Sterbens nahte, ſprach er: „Nun iſt mein Stündlein hie; ich habe aber Gott den Herrn allerwegen gebeten, wenn es mir nütz wäre zur Seligkeit, daß er mir ſo viel Jahre und Tage verleihen wolle, als Johannes der Apoſtel und Evangeliſt gelebet und ſiehe ich habe meinen Wunſch errungen. Darum bin ich auch gerne bereit itzt dahinzufahren im Frieden.“ Drauf erloſch er wie ein Licht, am St. Gallitag 1467, im neunzigſten Jahre ſeines Alters, und nach achtjährigem Aufenthalte zu Güterſtein. Den großen Fußſchemel ſeines Bettes hatte er ſich zum Sarge beſtimmt und ward, in dieſen eingeſchloſſen, zu Entringen in der Kirche begraben, wo ſein Epitaphium alſo zu leſen iſt:

Der Edelherr Rudolph von Ehing ruhet hier,
Hat bracht ſein Leben auf 90 Jahre ſchier.
Stritt in Oeſtreich, Ungarn, Böhmen, Polen,
Thät ſich Agnes v. Haimerding heimholen,
Und zeugte mit ihr dreißig Lieben,
Wovon vier Söhn' ihm überblieben.
War dreißig Jahr auch Wittwermann,
Und zog letzt' auch die Karthauskutt an,
Bis er erloſch zu Güterſtein;
Sein Schemel wurd' ſein Todtenſchrein,
So wurd der ſonſt ſo Große — klein!

Des Herzogs Forderung.

Und wie es ſich im Menſchenleben oft trifft, daß der Eine niederreißt, was der Andere mit vieler Mühe erbauet, ſo geſchah es auch mit dem Kloſter Güterſtein.

Vom Jahr 1450 bis 1550 gestaltete sich unendlich viel anders. Das wirtenbergische Regentenhaus trennte und vereinte sein Erbland, die Grafenwürde ging über in die eines Herzogs; religiöse Meinungen thürmten sich zu Gewässern, die sich zwischen ganze Völker furchtbar eindränten, und das Jahr 1498 gab Wirtenbergs Bewohnern ihren dritten Herzog in Ulrich, dessen Schicksale sich eben so wunderbar als seltsam durchschlangen. Eisern, wie sein Wille, und rasch, wie seine Thaten, so zeigt sich sein Geschick, und beide wurden mitwirkende Ursachen zur Zerstörung der genannten Karthause, die sich unter folgenden nähern Umständen entwickeln.

Unter den vielen deutschen Grafen, Rittern, Fürsten und Herzogen fand sich auch Herzog Ulrich von Wirtenberg zu Trier ein bei dem vom Kaiser Maximilian I. im Jahre 1512 daselbst angeordneten Reichstage, und der Letztere sah sich bewogen, in der Reichsversammlung auf einen Zug gegen Venedig anzutragen, der ohne störende Gegenrede beschlossen wurde. Dabei wurde der durch seinen kräftigen Regierungsantritt als Kriegsheld erprobte Herzog Ulrich nicht nur zur Heeresfolge veranlaßt, sondern auch mit der Würde eines Reichshauptes beehrt. So sehr nun Ulrich für das erstere gestimmt sein mochte, weil es ihm Gelegenheit gab, seinen Heldenmuth zu bewähren, und vielleicht auch andere Zwecke zu erreichen, so sehr fühlte er sich dabei gehemmt durch den Mangel dessen er sich in Rücksicht auf seine Kassen bewußt war, herbeigeführt durch die über alle Begriffe von ihm wohl studirte und geübte Kunst und Erfahrung, nachzuforschen,

irgendwo Geld zu erhalten. Bald mochte er es auch dem Kaiser zu verstehen gegeben haben, wie es ihm an dem Nervus Rerum fehle, und dieser genehmigte eine für die Bewohner Wirtenbergs sowohl, als für die Nachbarstaaten lästige Erhöhung des Weinzolls in Ulrichs Landen.

Während man sich in Trier über das Was? und Wie? berathschlagte, und man den Herzog daselbst wußte, mag es Manchem erwünscht geschienen haben, sein Joch abzuschütteln. Seine Abwesenheit benutzten auch die Mönche in Zwiefalten, indem sie sich, wohl nicht ohne leicht begreifliche Gründe, vereinten, ihm sein Schirmamt aufzukünden, und sich entschlossen, die Regierung in Stuttgart davon in Kenntniß zu setzen. Schneller Bericht gelangte an den Herzog, mit der schuldigen Bitte um seine Befehle, in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln.

Zürnend wanderte sein Blick durch die Zeilen, deren Inhalt ihn eben so empörte, als der Gedanke, unter den jetzigen Umständen eine so einträgliche Schirmvogtei verloren zu sehen, und sein Entschluß war gefaßt.

„Ich will diesen müßigen Pfaffen die Zügel kürzer machen," sprach er, und die Gunst der Augenblicke erkennend und benutzend, diktirte er, statt sich in lange schriftliche Beweise und Erörterungen mit dem Kloster einzulassen, seinem Geheimschreiber folgenden gemessenen Befehl: „Der Prälat solle ihm auf der Stelle an den Ueberbringer (Ritter Georg v. Neunek) die Summe von 2000 fl. ausbezahlen und versiegelt übersenden. Die weitere Sache aber wolle er bei seiner Zurückkunft mit dem Prälaten und Convent ins Reine setzen."

Doch so sehr dieser Befehl gemessen war, so wenig war die Summe in Zwiefalten für ihn gezählt, und statt Geldes übersandte man dem Herzog folgende runde, freilich nicht sehr höflich klingende Antwort: „Es soll Herzog Ulrich seine Hofhaltung und Staat also einstellen, daß er's könne ohne anderer Leut' Hülfe, die dadurch um das Ihrige kommen, und schier vom Haus lassen müssen, um sich hinzubringen."

Empörte ihn das erste Schreiben, so noch mehr das zweite, da ihm besonders auch Ritter Georg v. Neuneck von einem höflichen Empfang, und überhaupt von der Solidität deren von Zwiefalten wenig zu rühmen wußte, und kaum hatte er sich von dem Inhalt überzeugt, als er dem Kaiser und der Reichsversammlung das beleidigende Schreiben vorlegte, mit der Bitte, dieses Unbill an dem Prälaten zu rächen, wobei er sich sodann auch um so weniger säumte, das Benehmen dieses Abtes in einer Farbe darzustellen, wie sie seinen Absichten angemessen war, als er die Gunst des Augenblicks erkannte und zu benützen suchte.

Daß er aber dießmal seines Zwecks nicht verfehlte, und daß ihm Winke gegeben wurden, wie man pfäffischem Trotz und Uebermuth begegnet, das beweiset seine schleunige Abreise von Trier und die Art, wie er seinen Zorn wegen erlittenen Beleidigungen zu kühlen suchte.

Des Herzogs Gewaltthat.

Von Trier reiste er ab, begleitet von nur wenigen getreuen Dienern. Unter ihnen befand sich ein Georg

v. Reiſchach (auf der Hohenkrähen), ein Ritter v. Hornſtein, ein Georg v. Sturmfeder und der oben genannte v. Neuneck, nebſt mehreren geübten Lanzenknechten. Sein nächſtes Ziel war Stuttgart; aber der Durſt nach Rache ließ ihn hier nicht lange verweilen, und ſtracks trieb es ihn mit ſeinem Gefolge nach Zwiefalten. Erſtaunt ſah der Kloſterbewohner Troß bald den tobenden, glänzenden Trupp vor ſeinen Mauern Halt machen, nachdem ſie dem ungehinderten Einrücken kaum noch durch Abſchließung und Verwahrung aller Kloſterpforten zuvorgekommen waren. Wilder Lärm von Auſſen und der Lanzenknechte unhöfliches Anpochen ſcheuchte die geiſtlichen Herren im Innern ängſtlich durcheinander, bis endlich der Kloſterpförtner vom Schrecken ſich ſo weit erholt hatte, daß er zitternd zu fragen vermochte, was der Herren Befehl ſei? Da ward ihm zur Antwort: ungehinderter und ſchneller Einlaß und ungeſäumte Oeffnung des Thores, wenn nicht das Kloſter in Flammen aufgehen ſolle. „Hiezu bedarf ich die Erlaubniß meines Herrn," ſprach bittend der Pförtner, doch der ſchnelle Befehl drängt; „ich kann ihn nicht ſprechen, da er ſich in dieſer Stunde des Bades bedient". „Oeffne!" rief man von Auſſen, und innen klirrten die Riegel, und Hufſchlag tönte im Innern des Kloſterhofes. „Wo iſt der Prälat?" fragte zürnend Hornſtein, und zitternd ſprach der Pförtner, „im Badhauſe". „Zeige und öffne es," rief eine andere Stimme. Während dieſes Getümmels von Auſſen krochen die Väter und Brüder aus ihren Zellen, ein Häuflein Andächtiger verließ die Kirche voll Erwartung der Dinge, die da

kommen sollen. Unterdeß saß der Prälat behaglich im Bade, und ließ sich, den frommen Sinn auch da zur Schau tragend, wo man sonst so gerne ohne Zeugen ist, von dem Bibliothekar eine Legende vorlesen, die ihm um so tiefer zu Herzen drang, als dasselbe für jeden Eindruck offen stand. Schnell trat nun der Herzog mit einigen Rittern ins Badgemach. „Packt und ergreift mir den Prälaten," war seine Stimme an den Bibliothekar und Kammerer, die gewürdigt waren, das Oberhaupt zu greifen. Um einige Schritte zurückweichend, entgegnete der Kammerer dem gebietenden Herzoge: „das sei ferne, daß wir Hand an den Prälaten legen, dessen Brod wir essen!" Und aus dem Gefolge des Herzogs traten Einige gegen den Prälaten, — dem es kaum gelungen war, den nassen Oberleib mit dem Hemde zu bedecken, um ihn eilig aus der Badwanne zu ziehen, indeß sich der Kammerer und der weinende Bibliothekar bemüheten, dem zitternden und wohlbeleibten Abt auf die Beine zu verhelfen. „Fort mit ihm in Gewahrsam," sprach der Herzog, dessen Herz beim Anblicke des Beleidigers stärker pochte. „Mit nichten," sprachen die Diener, „unser Herr muß erst angekleidet werden". Allein der erzürnte Herzog befahl, den neben der Badwanne liegenden seidenen Mantel über ihn zu werfen, und eingehüllt in diesen wurde der vor Schrecken verstummte Abt aus dem Badhaus geführt, auf ein dazu bestimmtes Pferd gebunden, und unter Bedeckung einiger Lanzenknechte auf das Schloß Hohenneuffen gebracht. Jammernd protestirten gegen solche Gewaltthat die sich segnenden Benediktiner, und unter ihnen besonders der

kecke Kammerer. „Fürst," sprach er, „dieses Verfahren wird Euch hoch zu stehen kommen!" Doch, ohne das Drohende der Worte zu achten, entgegnete ihm in wildem ernsten Ton der Herzog: „Ihr unruhige Pfaffen! zum Prälaten habt ihr ihn gemacht, aber ich werde ihn zum Meßner machen," und lenkte das Pferd zum Rückwege, ohne daß es einem einzigen Klosterbruder eingefallen wäre, ihm glückliche Heimkehr zu wünschen.

Zwei Jahre saß der Abt Georgius Piscator als Gefangener, bis es endlich im Jahre 1516 dem Bischof von Constanz, Balthasar Merlin, gelang, seine Freilassung zu bewirken, und ihn, zwar nicht mehr in Zwiefalten, doch in dem damals zerrütteten Kloster Reichenau wieder mit einer Prälatur zu entschädigen. Doch auch dort that sich sein unruhiger Geist bald kund unter seinen Untergebenen, und auch von dort aus zeigte sich sein Einfluß noch auf die Benediktiner zu Zwiefalten. Er, um seinen treuen Diener zu belohnen, empfahl dem dortigen Convent den ihm ergebenen Kammerer, und brachte es dahin, daß dieser endlich das Priorat an der Karthause Güterstein erhielt, das zu besetzen, durch Einen aus ihrer Mitte die Brüder zu Zwiefalten berechtigt waren.

Das Gewitter.

Herzog Ulrich dachte freilich nimmer an das Verfahren mit dem Abt in Zwiefalten, aber die dortigen Mönche dachten daran; er stach dort in ein Wespennest, aber nur einer nahm er den Stachel; und wie hier, so bereitete er sich auch sonst durch übereilte Thaten, durch

eigensinniges Beharren auf Grundsätzen, die die Zeit zu ändern gebot, durch Nichtachtung treuer Räthe u. s. w., für die Folge ein trauriges Geschick. Seine Händel mit der Landschaft, die Ermordung Huttens im Böblinger Walde, sein rasches Verfahren mit den Reutlingern erweckte ihm zu viel Feinde; und bald sah er seine eigenen Unterthanen im tollen Aufruhr, und endlich sich vom Kaiser und Reich schwer angeklagt. Noch war das Maß seines Elendes nicht voll, denn schwerer und noch schwerer wurde es durch die Achterklärung des zürnenden Kaisers, die ihn seines Fürstenrechtes, seines Landes, ja seiner persönlichen Sicherheit beraubte, alle Prälaten, die Landschaft, alle Unterthanen ihres Eides entledigte, und ihn endlich, nachdem er nochmals versucht hatte, sich dem Sturme mit Gewalt entgegen zu stemmen, nöthigte, von Allen verlassen, und hilflos umherzuirren in den Gegenden, über die er vorher zu befehlen hatte, ja endlich sein Land zu verlassen, und Schutz, Obdach und Hilfe in fremden Landen zu suchen. Bei diesem unstäten und flüchtigen Umherirren in Feld und Wald, von den Bündler-Soldaten u. s. w. verfolgt und verlassen von Freunden, glaubte er eines Tages in der Karthause Güterstein, die noch den Kammerer zum Prior hatte, einen Zufluchtsort zu finden. Bis auf seine beiden treuen Hunde verlassen, von allem, was ihn nicht liebte, nahte er sich der Pforte, klopfte und bat um Obdach. Doch kaum erblickte ihn der Prior, als er ihm mit voller Beistimmung der übrigen Karthäuser das Donnerwort zurief: „Solch einen Schurken lassen wir nicht in unsere Mauern.“

Ulrich, auch standhaft im grollenden Geschick, knirschte mit den Zähnen, und sich ermannend, sprach er: „Ha! warte Pfaff! elendem Gesindel und selbst meinen Feinden, den Bündler Soldaten, öffnet sich eure Pforte; mich aber weisest du mit frevelnden Beleidigungen ab, mich nöthigst du, ein Lager im dunkeln Gebüsche zu suchen! Dies Kloster ist ein zweites Rom, ich aber will ein zweites Jerusalem daraus machen! So donnerte er ihm zu und eilte in das Dickicht des Waldes.

Aber nicht ewig zürnte mit Ulrich das Schicksal, und bald fand er Freunde, die sich seiner und seiner unter Oesterreicher Herrschaft seufzenden Unterthanen kräftig annahmen, und es endlich dahin brachten, daß er wieder zum Besitze seines Landes kam. Durch die Schläge des Schicksal weiser gemacht, konnte er doch nicht verschmerzen, daß Güterstein's Pforte ihm so schnöde verschlossen blieb, und lösen wollte er sein Fürstenwort. — Im Jahte 1536 zog er, begleitet und unterstützt von seinem wahren Freunde, dem Landgrafen Philipp von Hessen, vor die Veste Hohenurach, um sie zu belagern, und das mit Gewalt der Waffen zu erkämpfen, was er früher sein nennen konnte. So nahe bei Güterstein, erwachte sein Zorn, und der Augenblick der Vergeltung war gekommen. Er zog mit einem Theile seiner Söldlinge vor die Karthause, befahl, die hartherzigen Mönche mit ihrem Prior zu fesseln, und alles schonungslos zu zerstören. Nur die Erinnerung des Landgrafen Philipp, daß er doch eingedenk sein möchte, daß hier die Gebeine seiner würdigen Ahnen ruhen, vermochte über ihn, daß er nicht

Alles in Staub und Asche verwandeln ließ, und seinen Befehl dahin abänderte, daß alles Bewegliche auf die Seite getragen und dort der Flamme Preis gegeben werden solle. Selbst den in Fesseln gelegten Mönchen, die das ganze Trauerspiel mit anzusehen gezwungen waren, hatte er ihre Rolle im Feuer zugedacht, und nur der Fürbitte des Landgrafen hatten sie es zu danken, daß der Herzog das herbe Wort „gebraten", wie mündliche Sagen behaupten, in das doch besser lautende „Landesverweisung" verwandelte. Sie mußten nämlich alle insgesammt und mit aufgehobenen Händen eine Urfehde schwören, daß sie die Grenzen des Landes nie wieder betreten wollen. Der Prior Kammerer aber wurde verkehrt auf einen Esel gesetzt und, den Schwanz in der Hand, ins Baierland getrieben.

Als Ulrich von diesem Rachezug heimwärts ritt, zog sich ein schweres Gewitter über seinem Haupte zusammen, das sich nach kurzer Stunde gar schrecklich entlud und den Gipfel seiner von ihm gepflanzten Linde zerbrach. „Das ist ein bös Omen!" rief der v. Neuneck. „Mit nichten," antwortete der Fürst, „der Stamm ist unverletzt und wird grünen nach Jahrhunderten!"

Im Jahre 1554 schon sah sich der würdige Nachfolger Ulrichs, Herzog Christoph, genöthigt, auch die fürstlichen Leichname aus dem menschenleeren und ganz verfallenen Güterstein zu entfernen, und in der Fürstengruft zu Tübingen beisetzen zu lassen, um ihre durch mehrfache Störungen, durch Rabengeschrei und Eulengeheul beleidigten Manen zu sühnen.

Hohenrechberg.

Das Schloß Hohenrechberg, die Stammburg der Grafen und Herren von Rechberg und rothen Löwen, liegt eine Stunde von Schwäbisch Gmünd und ebensoweit von dem weltberühmten Hohenstaufen, worauf die ehemalige Kaiserburg ruhte.

Der Hohenrechberg gehört zu den höchsten der Gegend, ist von dem nahen Albuch-Gebirg ganz abgesondert, und hängt nur durch die Bergstücke, worauf er steht, mit selbem, so wie mit Hohenstaufen durch einen stundenlangen Erdrücken zusammen.

Hohenrechberg erhebt sich nach einer trigonometrischen — 2167, und der Hohenstaufen nach einer barometrischen Meßung 2111 Fuß über der Meeresfläche.

Der Berg hat zwei Abtheilungen. Auf seiner höchsten Stelle steht die Pfarrkirche mit dem Pfarr- und Meßner-Haus, nebst einem kleinen Häuschen eines Wäch-

ters. Von da zieht sich der Berg gegen Westen in einer sich abdachenden Fläche hinab, etwa dreihundert Schritte, bis an einen ungeheuer großen Felsen, auf welchem das Schloß erbaut ist.

Der obere Theil des Berges besteht aus einer sehr geräumigen Fläche, worauf sich nicht nur bedachte Gebäude befinden, sondern auch der Begräbniß-Platz der Pfarr-Gemeinde, der Garten des Pfarrers, eine große Wiese, Krautland und ein Acker, welche der Meßner benutzt. Wenn die Witterung wenig günstig ist, so wächst sehr gutes Gemüse in des Pfarrers Garten, und die Wiese bringt ohnehin nahrhaftes Bergfutter hervor; doch muß es im Sommer öfters regnen, weil der Boden, unter dem in einer Tiefe von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Schuh Kalkfelsen liegen, schnell austrocknet.

Der Berg, welcher außer der Nordseite, fast ganz angebaut ist, war in älteren Zeiten mit Nadelholz bewachsen, und auf dem Platze der gegenwärtigen Pfarrkirche stand eine Klausners-Hütte mit einer hölzernen Kapelle.

Da sich im 11. und 12. Jahrhundert die Klausner in Schwaben anfingen einzunisten, so mag sich wohl um diese Zeit ebenfalls ein Eremit zu Hohenrechberg angesiedelt haben. Er hatte in seiner Kapelle ein aus Lindenholz schön geschnitztes Marienbild aufgestellt, zu dem die umliegenden Landleute stark wallfahrteten. Die Menschen vermehrten sich an manchen Festtagen so sehr, daß ganze Märkte auf der Oberfläche dieses Berges gehalten wurden, welche noch vor 70 Jahren sehr zahlreich waren.

Die immer zunehmende Andacht bestimmte den Ulrich von Rechberg, den Fideikommiß-Stifter im Jahr 1488 eine Kirche von Stein zu erbauen, worin er ein ewiges Licht stiftete, und ein Kapital auswarf, wovon ein Geistlicher sollte unterhalten werden, um zu gewissen Zeiten den Wallfahrtern hier Messe zu lesen, welches Geschäft die benachbarten Pfarrer oder die Mönche zu Gmünd bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts besorgten.

Da die neue Kapelle ausgebaut war, so wurde das Marienbild von Priestern feierlich aus der hölzernen Kapelle, welche in der Mitte der Bergfläche stand, in diese übergesetzt. Allein, so erzählten die Legenden, das Muttergottesbild blieb nicht in der neuen Kapelle, sondern wurde wiederholter Malen von den Engeln des Nachts in die alte Kapelle zurückgetragen. Die Urkunde über die ewige Lichtstiftung in die neue Kapelle von 1496 berührt diesen Umstand mit keiner Silbe.

Indessen blieb die alte Kapelle mit dem Bilde stehen und in der neuen Kapelle wurden die Gottesverehrungen bis an das Ende des 17. Jahrhunderts gehalten, wo der Graf Franz Albrecht von Hohenrechberg die von seinem Vater Bertrand Bero angefangene neue und größere Kirche vollendete. Diese wurde auf dem Platze der alten hölzernen Kapelle erbaut und die 1488 erbaute zur Wohnung eines beständig hier wohnenden Geistlichen eingerichtet.

Da aber die Kirche mit den zwei am Fuß des Berges liegenden Weilern nach Waldstetten, eine Stunde entfernt, eingepfarrt war, und der christliche, sowie der

Schulunterricht vernachlässigt wurde, so bewerkstelligte der am 19. März 1819 verstorbene Graf Max von Rechberg die Absonderung und Errichtung einer eigenen Pfarrei, welches 1767 den 18. Juni geschah.

Man wird nicht leicht einen Berg finden, von dessen Oberfläche man eine so reizende Aussicht genießt. Die ganze Gegend um den Berg her ist mit Dörfern, Weilern, und vereinödeten Höfen gleichsam besäet, und es schließt sich immer ein lebender Gegenstand an den andern an, bis zum entferntesten Horizont.

Wendet man sich zum nördlichen Halbzirkel des Gesichtskreises, wohin man allerdings die ausgedehnteste Aussicht hat, so liegt links gegen Westen der Hohenstaufen mit dem Dorfe, die Dörfer und Weiler: Wäschenbeuren, Manitis, Lingling, Reitprechts, Metnang, Straßdorf und die dermalige Oberamtsstadt Gmünd. Rechts hingegen gegen Osten die Dörfer Unterwaldstetten, Bekringen, Bargen, Eckingen, Herlighofen und Muthlangen.

Kehret man das Angesicht gen Süden, so erscheint Hohenstaufen zur Rechten, Ottenbach, Kitzen, Krumwälden, Groß- und Kleineißlingen, Göppingen, Salach, die Schlösser Stauffeneck, Ramsperg und Scharfenberg, zwischen welchen zwei letztern Donsdorf im Thale liegt, Reichenbach, Winzingen, Wißgolding und das hintere und vordere Weiler Rechberg dicht am Fuße des Rechbergs, auf der er gleichsam aufsitzt; und dieß sind n die nächsten Orte, wovon die weitesten kaum zwei St den entfernt liegen.

Ich habe jetzt die tausend Höfe noch nicht geno

die auf allen Anhöhen, in allen Thälern, in allen Wäldern, an allen Ecken und Enden hervorblicken; ich habe noch nicht gesagt, daß die ganze Gegend aus den fruchtbarsten Feldern, Aeckern, Wiesen und Gärten bestehe, daß sie von den niedlichsten Laub-, Nadel-, Holz-Wäldchen, Bächen und Flüßchen durchkreuzt werde, und daß dieses mannigfache lebende und webende Bild auf dem Hohenrechberg, wie eine zierlich ausgebreitete Landkarte sich vor dem Auge entfalte.

Man dehne ferner die malerische Landschaft weiter, man fahre mit dem Auge ringsumher von den nächsten Orten bis an den letzten Punkt des Gesichtskreises, man lasse sich die hundert Gegenstände der Orte, die sich wie die Glieder einer Kette aneinanderreihen, und an die sich immer eine kleine Erinnerung der Vorzeit bindet, erklären, so bekömmt man nach und nach eine schwache Idee von dem unermeßlichen Bilde, das sich auf dem Rechberg dem Wanderer darstellt.

Die entferntesten Gegenstände sind gegen Osten das Schloß Ellwang und der sogenannte schöne Berg, dann Rosenberg. Gegen Norden der nun abgebrannte Eintern bei Hall. Gegen Westen Hohenheim, die Solitude hinter Stuttgart, und damit ich das Seelengeräth und die Ruhestätte der Hohenstaufen nicht vergesse, das nur 2 Stunden entlegene ehemalige Benediktiner-Kloster Lorch. Gegen Süd-Osten und Süden nähern sich die Albuch-Gebirge bis auf eine und zwei Stunden, mithin ist hier die Aussicht beschränkt; aber eben dieses thut dem ermüdeten

Auge wohl, indem es an den schönen Conturen der nahehin ziehenden Gebirge ausruhet und sich ergötzet.

Wer kann, versetze sich zugleich im Geiste in das 11. und 12. Jahrhundert, wo, eine Stunde entfernt, die schwäbische Kaiserburg im höchsten Schimmer strahlte und der ganzen Gegend eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Pracht verlieh; wo die Rechberge Ulrich und sein Sohn Hildebrand als Marschälle des Herzogthums Schwaben, folglich als **Primi Ministeriales, Principes militiae equestris** und **Judices Castrenses** auf ihrer altväterlichen Burg wohnten, und ich glaube kaum, daß ein Ort in Deutschland zu finden, der für den Deutschen so anziehend sei, als Rechberg.

Wir steigen nun von der obern Plattform des Berges hinunter auf den Felsen, worauf das Stammschloß der Familie steht, welche dem Berge eine solche Berühmtheit verschafft hat. Eigentlich ist es ein vom Hauptberg abgesonderter Hügel, in dessen Mitte sich der Fels erhebt, auf dem die alte Burg ruhet.

Man kommt in den ersten Vorhof des Schlosses auf einer großen steinernen Brücke, welche über das, den Berg vom Hügel trennende Thälchen führt und ehedem bei dem letzten Jahre mit einer Aufziehbrücke versehen war. Diesen Vorhof schloßen verschiedene Oekonomiegebäude ein, worunter sich auch die Wohnung eines Wächters befindet. Nun gehet man über eine hölzerne Brücke, die über einen ungewöhnlich tiefen Graben geschlagen ist, der den Felsen von dem ersten Vorhof trennt, und rings um ihn herläuft.

Diese Brücke hatte ebenfalls eine Aufziehbrücke am Ende, ja man konnte sie ehemals ganz abtragen. Sie führt unter das zweite Thor, worunter das Burgverließ sich befand, und wahrscheinlich einen hohen Thurm vordem über sich hatte.

Von da gehet man zwischen dem Schloßgebäude und der inneren Umfangsmauer auf das dritte Thor zu. Bei dem Eintritt in dasselbe sieht man sich in ein enges Dreieck, welches die zusammenlaufenden Gebäude bilden, eingeschlossen, aus dem man endlich durch ein viertes Thor in den innern Vorhof kömmt, zu dem mehrere Staffeln hinaufführen. In diesem Vorhof befindet sich nichts, als eine sehr tiefe, in den Felsen gehauene Cisterne, die sich von den Regenwassern füllet, welches ihr von den Dächern in Rinnen zugeführt wird. Man weiß nie, daß es an Wasser mangelte, auch bei der größten Trockene.

Das Wohngebäude oder eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeisens, wovon die Oeffnung mit andern angehängten Gebäuden geschlossen wird. Die ganze Bauart zeugt von einem hohen Alterthum. Der erste Stock ist von den stärksten Sandstein-Quadern, welche man am Berge findet, aufgeführt. Die andern zwei Stöcke sollen von auseinander getibelten Balken (in der Zimmermanns-Sprache) bestehen. Es ist nicht von einer Bauart. Man bemerkt viele Stellen, wo später angebaut und ausgebessert wurde. Man kann auch die innere Einrichtung nicht mehr beurtheilen, indem hier meistens Alles neu ist.

Obschon seit 1585 Niemand von der Familie mehr

hier wohnte, so ist es doch ziemlich in baulichem Wesen unterhalten; aber eben deßhalb wurden keine Kosten für eine bequemere und zierlichere Ausstattung verwendet.

In dem untern Stock befindet sich die alte Schloßküche, der Pferdestall, ein Paar Domestiken-Zimmer und ein großer Holzstall, worin ehemals eine Stoßmühle stand.

In den zweiten und dritten Stock stieg man durch eine steinerne Schneckenstiege, die in einem hohen Thurm angelegt war. Zwischen 1652 und 1660 wurde der Thurm abgetragen und die Staffeln in das Schloß Illeraichen geführt, wo sie wieder eine Schneckenstiege bilden. Hohenrechberg und Illeraichen gehörten damals dem Grafen Johann von Rechberg. Jetzt führet eine gemeine bedeckte Stiege in beide Stockwerke.

In dem zweiten Stock befindet sich die Wohnung der ehemaligen Beamten mit den Kanzleizimmern und die Küche. Auch war hier die alte Burg-Kapelle, die nun verlassen ist, aber noch die Kennzeichen eines hohen Alterthums zeigt. Im dritten Stockwerk ist ein großer, alter Saal und einige Zimmer für die Herrschaft, wenn sie hie und da den Berg besucht.

Seit dem Jahr 1585, wo der Letzte der Hohenrechbergischen Hauptlinie starb, wohnten bloß die Beamter der Herrschaft hier, und jetzt ist es die Wohnung de herrschaftlichen Jägers.

Ganz anders verhält es sich mit den Befestigung werken, welche das Schloß umgeben. Die Mauern u Thürme sind theils verfallen, theils werden sie durch Witterung immer mehr verzehrt. Die Thürme stun

rings an der äußersten Mauer her, welche den tiefen Graben umgab, und waren wahrscheinlich meistens bewohnt. Einer von ihnen zeichnete sich durch seinen kolossalen Umfang und seine Höhe besonders aus, und dieser wurde durch einen Gang mit dem Schloß verbunden. Weil er aber den Einsturz drohete, so mußte er vollends abgetragen werden. Die Burg hatte auch Vorwerke, welche aber kaum noch einige Spuren hinterlassen haben. Der Berg außer der Ringmauer ist hie und da durch Gewölbe und unterirdische Gänge ausgehöhlt. Die Landleute behaupten, daß von der Burg aus ein solcher Gang bis nach Hohenstaufen geführt habe. Wahrscheinlich ist dieß blos von einem durch den Wald gehauenen Gang zu verstehen, womit der Erdrücken, welcher zwei Burgen miteinander verbindet, ganz bewachsen war.

Man genießt im Schloß die nämliche schöne Aussicht, wie auf dem oberen Theil des Berges; nur wird ein Theil derselben von diesem verdeckt.

Den Ursprung der Burg anzugeben, ist sehr schwer. Er verliert sich in das höchste Alterthum hinein.

Man hat Spuren, daß vier Brüder mit dem rothen Löwen (auf dem Schild), wodurch die Rechberg vor der Annahme der jetzigen Benennung kennbar waren, in einer Schlacht bei Hausen im Thale mit andern von einem fränkischen General Rumelius unter Pipin von Heerstall († 774) gefangen und hierher geführt wurden. Hier nahmen sie das Christenthum an und bauten sich eine Wohnung. Die Erzählung der Chronik bekommt dadurch eine Wahrscheinlichkeit, weil gerade unter Pipin von

Heerstall die heidnischen Schwaben sich häufig empörten, und seine Herrschaft nicht anerkennen wollten, Pipin die irländischen Missionarien sehr begünstigte, und durch das Schwert unterstützte; um diese Zeit ein General- oder Herzog Rumelius die Truppen in Schwaben kommandirte; die Rechberge sich noch vom rothen Löwen schreiben und in der Nachbarschaft des Berges sich noch ein Thal befindet, welches das Christenthal heißt, was auf die Ansiedlung der Christen hindeuten könnte.

Nach dieser Erzählung fiel also die Erbauung der Burg Rechberg zwischen 650 und 700 nach Christi Geburt.

Indessen haben wir erst seit der Zeit, in der die adeligen Familien anfingen, sich von Gütern zu schreiben, nämlich vom 12. Jahrhundert, gewisse Nachricht von dem Dasein der Burg Hohenrechberg.

Ulrich von Rechberg kömmt als Marschall der Herzoge von Schwaben zu Hohenstaufen in den Urkunden des 12. Jahrhunderts häufig vor, und zwar in Urkunden, die in der Gegend ausgefertigt wurden. Ihm folgte sein Sohn, Marschall Hildebrand von R., der erst nach 1225 starb.*) Dieser hatte zwei Söhne, Conrad und Ulrich. Dem ersten wurde die Stammburg Rechberg und dem andern Rechberghausen beiderseits mit den dazu

*) Die gleichzeitigen Bischöfe Ulrich von Rechberg zu Speier, und Sebfried v. R. zu Augsburg waren nicht Väter der Marschälle Ulrichs und Hildebrands, sondern urkundlich Ulrichs Söhne und Hildebrands Brüder.

gehörigen weitschichtigen Besitzungen. Ulrichs Nachkommen zu Rechberghausen starben im Anfang des 15. Jahrhunderts gänzlich aus; Conrads Kinder und Enkel zu Rechberg aber dehnten sich auf vier Hauptlinien aus, wovon die Jüngste zu Weissenstein noch allein blühet. Seit Ulrich, dem Marschall, ging die Burg von Hand zu Hand der Familie bis auf den gegenwärtigen Besitzer (1820) Graf Alois von Rechberg und rothen Löwen herunter. Sie muß also auch im 12. Jahrhundert, ja schon lange vorher existirt haben, weil sich sonst die Familie davon nicht hätte nennen können, und sie eben damals als eine der ersten Familien unserer Gegend glänzte.

Die Burg hieß Rechberg. Erst 1323 in einer Graf Helfensteinischen Vertrags-Urkunde mit dem Kloster Adelberg, schrieb sich Albert von Hohen-Rechberg und diese Benennung blieb ihr von dieser Zeit an in allen Urkunden.

Der Name selbst leitet sich von Reh her, welches das schwäbische Landvolk Rech ausspricht. Diese Thiere sollen sich ehemals auf und an dem Berge häufig aufgehalten haben, weßwegen er den Namen Rechberg erhielt. Die Burg und so auch die Familie nannte sich also in unsern Urkunden Reh-, Rech-, Reuch- oder Reichberg, je nachdem der Schreiber selbst eine Mundart sprach.

Die Familie führt wegen Rechberg auf dem Helm einen Rehbock mit rothem Gestämm, und im Schilde die alten zwei aufrechtstehenden, einander die Rücken kehrenden rothen Löwen.

Die Burg war nie ein Raubschloß; aber doch hatte sie ein Paar harte Stöße, die bekannt sind, auszuhalten.

Vor der Erfindung des Pulvers ſcheint es, daß ſie jedem Anfall trotzte; allein in der Folge konnte ſie nicht widerſtehen. Wegen der Nachbarſchaft der ehemaligen Reichsſtadt Gmünd, obſchon ſie ſelbſt und ihre angeſehenſten adeligen Bürger, Vaſallen der Familie waren, hatte ſie immer einen zweideutigen Stand neben ihr.

Im Jahr 1449 den 29. September zogen die Rothweiler vor die Burg. Nur 19 Mann vertheidigten ſie. Sie wurde im Sturm genommen und 18 von ſelbigen ermordet. Im letzten Jahr des 30jährigen Krieges (1648) wurde ſie von der franzöſiſchen Beſatzung zu Schorndorf auf eine liſtige Weiſe eingenommen und fürchterlich zugerichtet.

Ich will jetzt nur noch von ein Paar Geiſtergeſchichten Meldung thun, nämlich von dem Rechbergiſchen Klopferle und dem Stauffergeiſt.

Der erſte ließ ſich bei dem Tode eines Jeden aus der Familie durch Klopfen hören, und zwar fing er zu klopfen an, ſobald keine Rettung mehr für den Kranken übrig war, und fuhr fort, bis er verſchied. Er ſoll ſich aber nicht blos in der Stammburg, ſondern in allen, ſogar ehemaligen Rechbergiſchen Häuſern hören laſſen, der Urſprung dieſes Klopferle wird ſo angegeben: Ulrich von Rechberg, der Fideikommis-Stifter, hatte einen großen Hund, welcher ſo abgerichtet war, daß er in ſeiner Abweſenheit durch ihn Briefe in einer am Hals hangenden ledernen Taſche ſeiner Frau auf die Burg ſandte. So war dieſer Hund ehemals auf einem alten Getäfelwerk zu Weiſſenſtein im ſogenannten Reithaus abgebil-

det. Im Jahre 1496 war Ulrich verreist, und sandte längere Zeit keine Briefe. Seine Frau, Anna von Benningen, war darüber ängstlich. Sie betete alle Tage in der Burgkapelle. Eines Tages klopfte Jemand an der Kapellthüre; sie wurde darüber ungehalten, weil sie einen Domestiken vermuthete, der wohl wissen konnte, daß man sie im Gebet nicht stören sollte. Weil nun das Klopfen fortdauerte, so sprang sie vom Betstuhle hastig auf und sagte: Ich wollte, daß du immer fortklopftest, und öffnete die Thüre, um den Thäter zu zanken. Allein der Hund stand vor ihr ohne Brief und schmeichelte ihr mit trauriger Miene. Bald darauf erhielt sie die Nachricht von dem Tode ihres Gatten. Von dieser Zeit an soll es nun immer in der Burg klopfen, so oft ein Rechberg stirbt.

So wird diese Begebenheit in 200jährigen Familienschriften gelesen und so erzählen sie die Beamten, welche auf dem Schlosse wohnten.

Der Stauffer-Geist ist ein Licht, welches bei Sturm und Regen oft in entgegengesetzter Richtung von Hohenstaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach geläuteter Betglocke Abends sieht man ihn am Hohenstaufen liegen, (ich bediene mich der Sprache der Landleute) und da sei es, als wenn man in einen angezündeten Backofen hineinsähe. Auf einmal erhebt sich der Geist, nimmt seinen Weg auf dem schmalen Erdrücken, welcher Hohenstaufen und Hohenrechberg zusammen bindet, bald langsam, bald schnell hüpfend und springend über die Tannen, geht links an der Burg vorbei, bis in die Häge, einige Häuser gerade unter der Pfarrkirche auf dem Berg. Von

da kehrt er auf dem nämlichen Weg zurück, und bleibt bis zur Betglocke am Morgen am Hohenstaufen liegen, wo er sofort verschwindet.

Dieses Phänomen erscheint nicht alle Tage, sondern nur hie und da, besonders aber zur Herbstzeit. Daß es der gemeine Mann für ein übernatürliches Wesen halte, zeigt schon der Name an, mit dem er es benennet.

Uebrigens ist der Stauffengeist nach ihrer Erzählung von guter Art und beleidiget Niemand.

Der Laufen-Müller.

Erzählung aus den Zeiten des Bauern-Kriegs.

Von

Karl Pfaff.

Wild tobte der Sturm durch's untere Lauterthal, ein hohles Brausen verkündigte sein Nahen, dann fuhr er mit schrillem Pfeifen durch die engen Thalschluchten und jagte dichte Regenschauer vor sich her, die gewaltig an die Felsenwände und Felsenzacken schlugen, in welche die vereinte Macht von Sturm, Regen und Schnee, der sie schon seit Jahrtausenden Trotz boten, tiefe Furchen eingegraben hatte. Menschen und Thiere hatten ein schützendes Obdach gesucht, nur ein einsamer Wanderer schritt, unbekümmert um Sturm und Regen, festen Ganges durch das Thal, auf das sich schon abendliches Dunkel zu lagern begann.

Es war ein hochgewachsener, kräftiger Mann, in seinen besten Jahren, dessen Haupt lange schwarze Locken umflatterten, während ein dichter Bart von gleicher Farbe

ſein Antlitz beſchattete; über der ſtarkgebogenen Naſe glänzte ein Paar feuriger Augen. Er hatte einen grüntuchenen Mantel um ſich geſchlagen, den er mit der linken Hand feſt zuſammen hielt; in der rechten aber trug er einen dicken, mit Eiſen beſchlagenen, Knotenſtock. Sein einziger Begleiter war ein großer zottiger Wolfshund, der bald vor, bald hinter ihm her lief, bisweilen auch lauſchend ſtillſtand, wenn er einen ungewöhnlichen Ton zu hören meinte. Aber es war nur der Schrei eines Käuzchens, welches, durch Sturm und Regen von ſeinen nächtlichen Raubzügen zurückgehalten, in ſeinem Felſenloch kreiſchte.

Rüſtig ſchritt der Wanderer vorwärts, indem er bisweilen dumpfe Worte vor ſich hinmurmelte, bis er um eine Felſenecke bog und thurmhohe Klippen mit zackigten Häuptern ihm entgegen ſtarrten, über welche auf einer Bergkuppe ein ſtattliches, wenn auch theilweiſe verfallenes, Gemäuer hervorragte, von niedrigerem Mauerwerk rings umgeben, die Trümmer der Burg Wartſtein, die einſt zu den vielen Schlöſſern des mächtigen Geſchlechts der Welfen gehört hatte. Hier blieb er ſtehen, erhob drohend ſeinen Stock und rief mit ſtarker Stimme: Da ſtehſt du nun, altes Raubneſt, verwittert und zerfallen; kein hochmüthiger Zwingherr hält mehr Hof in deinen öden Mauern, nur Kauz und Uhu niſten hier; verſtummt iſt der wilde Lärmen der Bankette und Trinkgelage, nur der Sturm pfeift noch durch die niedergeſtürzten Hallen und keine Gewaffneten ziehen mehr zu Raub und Mord aus deinen Thoren. Geduld! in kurzer Zeit werden

auch andere Schlöſſer unſeres Thals, in welchen jetzt noch die adelichen Bauernſchinder und Bauernfreſſer ſtolziren und praſſen, gleich dir in Trümmern liegen und ihre ausgebrannten Mauern ſollen noch der ſpäten Nachwelt von der Rache eines lange unterdrückten Volkes Zeugniß geben!

Er wollte weiter ſchreiten, als er das laute, wilde Gebell ſeines Hundes vernahm, der vor einem alten, halbeingefallenen Gewölbe am Fuße des Berges ſtand. Daraus ertönte ein kläglicher Ruf: Helft mir doch, lieber Herr, der Hund zerreißt mich ſonſt! Der Wanderer gebot ſeinem Hunde Schweigen, und aus dem Gewölbe kroch eine Jammergeſtalt, an allen Gliedern zitternd, klein und ſchmächtig, mit dünnen, kurzen Säbelbeinen und einem Höcker auf dem Rücken, deren unverhältnißmäßig großen Kopf borſtige Haare umſtarrten. Als der Wanderer die Geſtalt näher betrachtet hatte, rief er: Ich kenne dich, du biſt der Geiger-Jörgle von Lauterach! Was treibt denn dich hieher in dieſem Unwetter, Menſch? Gewiß haſt du wieder irgend einen ſchlechten Streich vor, oder ſchon einen verübt! Was ſchaut dir denn da aus dem Wamms hervor? Laß einmal ſehen! Er riß dem Geiger-Jörgle das Wamms auf und heraus fiel ein, mit Schnüren feſt umwickeltes, Päckchen, das er aufhob und zu ſich ſteckte. Dann wandte er ſich wieder an den Geiger und ſprach: Von welchem unſerer Zwingherrn bringſt du dieſes Päckchen und an wen? Jetzt gehſt du mit mir und verſuch es nur nicht, zu entſpringen, ſonſt ſollſt

Diese Zeit hatte der Geiger wohl benutzt; während fortwährend der Sturm tobte und der Regen immer stärker herabströmte, wandte er sich nach der entgegengesetzten Seite des Thals und glimmte den waldbedeckten Bergabhang hinauf. Seine Kräfte reichten kaum noch hin, um einen, mitten im Wald auf der Höhe hervorragenden, Felsen zu erreichen, dessen Vorsprung ihm einigen Schutz gegen Sturm und Regen darbot. Hier sank er erschöpft auf dem weichen Moose nieder und verfiel bald in einen tiefen Schlaf.

In dem schon beschriebenen Hause, welches jetzt wieder mit geschlossenen Thüren und Fensterläden dunkel in die Sturmnacht emporragte, fand indeß eine lebhafte Verhandlung Statt. Dieses Haus war die Laufenmühle, noch jetzt, obwohl in veränderter Gestalt, im untern Lauterthal zu schauen, ihr Besitzer der, uns schon bekannte Wanderer, Ignaz Reiser genannt, welcher daher allgemein unter dem Namen des Laufenmüllers bekannt war. Reiser war ein Mann von vielem natürlichen Verstand, der einen Theil seiner Jugend im Kloster Zwiefalten zugebracht und sich hier die Gunst des Paters Ambrosius erworben hatte. Diesem Umstand verdankte er die, damals seltene, Fertigkeit im Lesen und Schreiben. Später trat der kräftige Jüngling in Kriegsdienste und zwar gerade zu der Zeit, als der kriegserfahrene Kaiser Maximilian I. mit Hilfe eines Georg v. Frondsberg, Marx Sittich v. Ems und anderer tüchtiger Kriegsleute, aus der oberdeutschen Jugend eine neue Art Fußvolk, die Landsknechte, bildete, welche sich bald in seinen und an-

derer Fürsten Kriegen rühmlich auszeichneten. Denn ihre wohlgeordneten, festgeschlossenen Schaaren trotzten selbst den stürmischen Angriffen der in Eisen gehüllten Reiterei und der mächtige Stoß ihres Gewalthaufens durchbrach gar häufig die Schlachtordnung ihrer Gegner. Reiser hatte unter Georg v. Frondsberg auch in Italien einige Feldzüge gemacht und sich stets durch Tapferkeit und Wohlverhalten ausgezeichnet. Er hätte sich ohne Zweifel höher emporgeschwungen, wenn er nicht durch den Tod seines Vaters, dessen einziger Sohn und Erbe er war, zur Rückkehr in seine Heimath genöthigt worden, wo er sich durch Verstand, Kenntnisse, Muth und Körperkraft bei den Umwohnenden bald in großes Ansehen zu setzen wußte.

Sein väterliches Erbgut, die Laufenmühle, lag in einer wildromantischen Gegend des unteren Lauterthals, einsam zwischen Felsen und Wäldern und in mehreren Fällen rauschte an ihr vorbei die Lauter durch eine tiefe Felsenschlucht. Auf steinernem Unterstock, dessen dicke Mauern mit Schießscharten versehen waren, ruhte ein zweistockiges Haus, gut aus starken eichenen Balken gezimmert und statt mit Stroh, wie es sonst in dieser Gegend damals allgemein üblich war, mit Ziegeln gedeckt. Die Zwischenräume zwischen den Balken waren bunt bemalt und über der Hausthüre erblickte man einen, in Stein ausgehauenen, Wappenschild mit einem Kreuz und einem Abtsstab. Denn das Gebäude, erst zwanzig Jahre vorher auf den Grundmauern eines früheren uralten Baues aufgeführt, war ein Eigenthum des Klosters Zwiefalten,

welches ſeit einigen hundert Jahren ſchon die Familie des Laufenmüllers in Erbpacht hatte. Einige dazu gehörige Güterſtücke waren den Herrn v. Stein, von denen ein Zweig auf der nahen Burg Reichenſtein ſaß, zinspflichtig. Das Hauptgemach darin bildete eine, trotz ihres großen Ofens aus Backſteinen, welcher bis nahe an die Decke reichte, noch ſehr geräumige Stube, deren ſämmtliche Geräthſchaften aus einem großen Tiſche von Eichenholz, etlich Bänken und Stühlen und einem Schrank von ziemlichem Umfang beſtanden, auf deſſen oberem Rande blankgeſcheuerte zinnerne Deckelkrüge prangten. Dieſe Stube war von unten bis oben mit einem eichenen Getäfel bekleidet, in der Mitte der Decke aus dem nämlichen Holz zeigte ſich, von Holzſchnitzereien eingefaßt, derſelbe Wappenſchild wie über der Hausthüre. Die Fenſter waren ſchmal und von den beiden Thüren führte die eine in ein Nebengemach.

Damals ſaßen um den obenerwähnten Tiſch eilf Männer, oben an unter ihnen der Laufenmüller, welchem die übrigen alle große Achtung bezeugten. Man konnte leicht erkennen, daß er das Haupt der Geſellſchaft war, die ſich in der Laufenmühle zu einer wichtigen Berathung verſammelt hatte. Denn es galt hier die Frage, ob auch die Bewohner des Lauterthals und ſeiner Umgegend an der großen Bewegung Theil nehmen ſollten, welche damals das Landvolk in den meiſten Gauen des deutſchen Landes ergriffen hatte und die unter dem Namen des Bauernkrieges Jedermann bekannt iſt.

Dieſe, das ganze deutſche Reich in ſeinen Grundfeſten

erſchütternde Bewegung war nicht die Wirkung einer ſchnellen Aufwallung, ſondern die nothwendige Folge des tiefen Elends, in welchem damals das Landvolk ſchmachtete, und aus welchem herauszukommen, es bei den Geſinnungen und Grundſätzen der meiſten damaligen Machthaber, keine andere Ausſicht hatte, als wenn es zur Selbſthilfe ſchritt. Der bei weitem größte Theil desſelben beſtand aus Leibeigenen oder „armen Leuten" wie man ſie ſehr bezeichnend nannte, die in einem beinahe rechtloſen Zuſtande der Willkühr ihrer Gebieter preisgegeben lebten. Geiſtliche und weltliche Herren genoßen die Früchte ihres ſauren Schweißes, während die Leibeigenen für ſich und die Ihrigen kaum den nothdürftigſten Lebensunterhalt hatten. Die Habſucht und die fortwährend ſteigenden Bedürfniſſe ihrer Herren verſchlangen Alles, was der Fleiß des Landmanns dem Boden mühſam abgewann. Was der Edelmann nicht nahm, verlangte der Geiſtliche für ſich, die zu leiſtenden Frohnen und Dienſte wurden immer zahlreicher, die Abgaben, unter hunderterlei Namen gefordert, immer drückender und hiezu kam noch eine Behandlungsweiſe, welche dem armen Mann oft wünſchen ließ, lieber das Streitroß, oder der Jagdhund ſeines Herrn zu ſein als deſſen Leibeigener. Selbſt das Wild durfte ungeſtraft des Bauern Felder verheeren, während er mit den Seinigen hungerte, und doch mußte er noch Wildſteuer zahlen, weil der Edelmann nicht des Landmanns wegen, ſondern zum eigenen Vergnügen, Jagden auf das ſchädliche Wild anſtellte.

Solches zu leiſten und zu ertragen, überſtieg zuletzt

die menſchliche Geduld und ſchon ſeit vielen Jahren gährte es unter dem Landvolk; es bildeten ſich geheime Verbindungen und eine ſolche wählte ſich zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zum Wahrzeichen den von den Knöcheln an aufwärts mit Schnüren gebundenen Schuh, die gewöhnliche Fußbekleidung der Bauern, daher Bundſchuh genannt und dieſer Bundſchuh wurde ſeitdem die Loſung bei den, immer häufiger da und dort ausbrechenden, Aufſtänden und das Sprüchlein:

Loſet, was iſt das für ein Weſen,
Wir können vor Pfaffen und Junkern nicht geneſen!

ging unter dem Landvolke von Mund zu Mund.

Auf dieſe Bewegung blieb auch jene große geiſtige Bewegung nicht ohne Einfluß, welche zu Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts die beſten und edelſten Männer Deutſchlands ergriff und die Morgenröthe eines neuen Tages herbeiführte. Eine Menge kleiner Schriften in gebundener und ungebundener Rede, in einer, dem Volke wohlverſtändlichen, Sprache, ſtark und derb im Ausdruck und reich an kräftigem Witz, erſchien, und fand auch zum Volke ſeinen Weg, führte ihm eine Menge neuer Ideen und Begriffe zu und verbreitete das neue Licht des Geiſtes auch unter die unwiſſende Menge. Die Herren aber, taub gegen die Stimmen der Warnung, welche ſie laut und deutlich genug vernahmen, fuhren fort im alten Uebermuth und halfen ſo ſelbſt den Ausbruch des Ungewitters beſchleunigen, das ſie zu zernichten drohte.

Der Laufenmüller ſelbſt fühlte freilich dieſen Druck,

der auf seinen Standesgenossen lastete, nicht viel, er war ein wohlhabender Mann, kein Leibeigener, sondern nur dem Abt v. Zwiefalten und dem Herrn v. Stein auf Reichenstein zinspflichtig, mit welch letzterem er freilich in den neuesten Zeiten, da früher nicht gebräuchliche Abgaben von ihm gefordert wurden, in Streit gerathen war. Aber nicht dieser Streit, sondern vornämlich und hauptsächlich sein, für die Leiden seiner Mitbrüder tief empfängliches, Gemüth, sein starkes Rechtsgefühl und die dadurch entstandene feste Ueberzeugung, daß ein Zustand des Landvolkes, wie der damalige, allen göttlichen und menschlichen Rechten widerspreche, trieben ihn, mit solchem Eifer die Partei der Unterdrückten zu ergreifen und sich den Verbindungen zur Befreiung derselben von dem unerträglichen Joche innig anzuschließen. Er hatte während seiner Feldzüge den Zustand und die Einrichtungen fremder Länder und Völker kennen gelernt, er hatte die freien Schweizerbauern gesehen und die Städte-Bürger, welche, frei vom Joche der Leibeigenschaft, unter selbstgewählten Obrigkeiten, sich zu Wohlstand und frohem Lebensgenuß emporgearbeitet hatten. Warum, dachte er, soll der Landmann allein von den Freuden und Genüssen des Lebens nicht auch sein bescheiden Theil hinnehmen dürfen, sondern lebenslang freudenlos ein schweres Joch tragen?

So wurde er ein erklärter Feind der Herren, und ein treuer, eifriger Freund des Volkes und in diesem Sinn sprach er auch zu den um ihn Versammelten. Ja! liebe Brüder und Freunde, schloß er seine Rede, unsere

Sache ist eine gerechte und jeder Biedermann hat die Pflicht, sie nach Kräften zu fördern. Lange genug haben wir uns plagen lassen, es ist wahrhaftig einmal Zeit, daß wir unser unerträgliches Joch abwerfen! In Oberschwaben und auf dem Schwarzwald sind sie schon zusammengetreten, um dem tyrannischen Regiment der Herren ein Ende zu machen. Ich selbst, wie ihr wißt, bin herumgezogen, und habe mit den Hauptleuten gesprochen, welche festentschlossen sind, nicht eher auseinander zu gehen, als bis ihnen all' ihre Forderungen bewilligt sind; sie hätten, sprachen sie, eine gute Sache, von nun an müssen Recht und Gerechtigkeit besser als bisher gehandhabt und auch der Bauer müsse frei werden. Geht es uns etwa besser als den Oberschwaben, den Schwarzwäldern und den Unterländern? Schmachten wir nicht in der gleichen Knechtschaft. Und wir allein sollten still sitzen, während sich rings um uns unsere Brüder und Genossen erheben? Solche Schmach wollen wir nicht auf uns laden! Mein Entschluß ist schon gefaßt und euch, ihr Männer, frage ich nun, wollt ihr mit mir gehen oder zurückbleiben?

Mit dir wollen wir's halten, Laufenmüller, war die einstimmige Antwort, und du sollst unser Hauptmann sein, du bist der tüchtigste dazu. Wohlan denn, entgegnete Reiser, ich bin bereit, aber rasch muß gehandelt werden, ehe die Herren ihre Macht beisammen haben, wie ein Sturmwind müssen wir über sie kommen und ihre Macht zertrümmern. Daher schlage ich vor, daß wir in der allernächsten Zeit eine Tagsatzung halten, zu

dieſer bringt Jeder aus ſeiner Gemeinde und aus der Nachbarſchaft ſo viele ehrbare, wehrhafte Männer mit, als er nur irgend zuſammenbringen kann, und was dann hier ausgemacht wird, das wollen wir Alle feſt ausführen. Alle ſtimmten mit dieſem Vorſchlag überein und Jeder verſprach ſich eifrigſt zu bemühen, um recht viele Anhänger für dieſe gute und gerechte Sache zu gewinnen. Der Laufenmüller aber legte nun das Päckchen auf den Tiſch, das er dem Geigerjörgle abgenommen hatte, befreite es von den Schnüren und es kamen mehrere Schreiben zum Vorſchein, welche Schwigger v. Gundelfingen, der weiter oben im Thal auf Hohen-Gundelfingen ſaß, an den Abt in Zwiefalten und verſchiedene benachbarte Edelleute gerichtet hatte; er las ſie nacheinander vor; ihr übereinſtimmender Inhalt war kurz folgender: Von allen Seiten kommen ſchlimme Nachrichten, daß das Landvolk unter den Waffen ſtehe, Klöſter und Schlöſſer plündere und zerſtöre. Schon habe der ſchwäbiſche Bund beſchloſſen, die Empörung mit allem Ernſt und mit gewaffneter Hand zu unterdrücken, bis aber ſeine Rüſtungen vollendet ſeien, werde es noch einige Zeit dauern und daher rathe er ſeinen Herrn und lieben Freunden, ſich ſelbſt auch ſchleunigſt zu rüſten, ihre Burgen und feſten Plätze mit allem Nöthigen zu verſehen. Daneben aber, ſchloß er, weil die Bauern ja nur ein dummer Pöbel ſind, den man durch Liſt und verſtellte Gutmüthigkeit leicht betrügen kann, ſo wollen wir nicht unterlaſſen, mit dieſen thörichten Leuten inzwiſchen noch zu unterhandeln, und ihnen alles Gute zu verſprechen, damit ſie ruhig

ſitzen bleiben und den übrigen Empörern nicht zulaufen, ſind dann wir und der Bund gerüſtet, ſo können wir ihnen ſchon auch den rechten Ernſt zeigen.

Ein kluger Rath fürwahr, den der Gundelfinger ſeinen Genoſſen gibt, ſprach der Laufenmüller, aber dießmal ſollen ſie den dummen Pöbel nicht betrügen können, wir wiſſen jetzt, was wir zu thun haben, und keiner wird mehr ſo thöricht ſein, den gleisneriſchen Worten dieſer Herren, ſeien ſie Pfaffen oder Junker, zu trauen. Dadurch wurde des Gundelfingers Abſicht vereitelt und die Verſammelten gelobten ſich, die Sache ſo vorſichtig und geheim als möglich zu betreiben.

So dauerten die Verhandlungen bis tief in die Nacht hinein, nun aber wurde auf Reiſers Geheis ein tüchtiger Imbis aufgetragen, der den Männern gar wohl mundete. Denn die benachbarten Wälder hatten dazu kräftigen Wildbraten, die vorüberfließende Lauter ſchmackhafte Fiſche geliefert und auch an einem friſchen Trunk Bier fehlte es nicht. Schon begann es zu dämmern, als die Verſammelten, denen der Laufenmüller noch einige ernſte Ermahnungen mit auf den Weg gab, ſich trennten und ihrer Heimath zuwanderten und als die Sonne aufging, herrſchte in der Laufenmühle wieder die vorige Stille und Ruhe.

Gerade um dieſe Zeit war es auch, als der Geigerjörgle aus ſeinem tiefen Schlaf erwachte, er nahm Brod und Schafkäſe aus der Taſche und als er ſich wieder etwas geſtärkt fühlte, ſetzte er unverweilt ſeinen Marſch fort, immer im Walde ſich haltend, bis er an eine tiefe

Schlucht kam, in die er hinabſtieg. Auf die Sturm- und Regennacht war ein heller, heiterer Morgen gefolgt und als in die erweiterte Schlucht die Strahlen der Sonne drangen, fühlte der Geiger ſeinen durchnäßten, fröſtelnden Körper bald von ihnen wohlthätig erwärmt. Munterer ſchritt er einer Burg zu, deren altersgraue Zinnen ihm im Morgenlicht entgegen ſchimmerten; bald hatte er ſie erreicht und trat nun durch ein enges, düſteres Thor in den Burghof. Hier lag ein hohes Gebäude vor ihm, deſſen ganze Bauart, ſtarke Mauern aus gewaltigen Quadern, enge, nur ſparſam angebrachte Fenſteröffnungen und der niedere Eingang, von hohem Alter zeugte. Es war das Schloß Mochenthal, ſchon im eilften Jahrhundert der Sitz eines längſtausgeſtorbenen Grafengeſchlechts, ſeit dem Jahre 1192 Eigenthum des Kloſters Zwiefalten und von einem Propſte dieſes Kloſters bewohnt. Damals bekleidete die Propſtwürde Pater Wolf, aus dem in der Umgegend reich begüterten Geſchlechte der Herren v. Stein, ein kluger Mann von großer Erfahrung. Die beſten Jahre ſeines Lebens hatte er im Staats- und Kriegsdienſte zugebracht, bei herannahendem Alter eine Zuflucht in den ſtillen Kloſtermauern geſucht und vor kurzer Zeit erſt ſeinen jetzigen Wohnſitz bezogen.

Sobald er die Ankunft des Geigerjörgle erfuhr, ließ er denſelben zu ſich kommen und hatte mit ihm eine lange, geheime Unterredung. Hierauf erhielt der Hausvogt den Befehl, den Geiger mit einem guten Morgenimbiß zu verſehen, dem dieſer auch tüchtig zuſprach. Der Hausvogt leiſtete ihm dabei Geſellſchaft, denn er hätte gar zu gerne

erfahren, was ſein Herr ſo Wichtiges mit einem Menſchen zu verhandeln habe, den in der ganzen Umgegend zwar Jedermann kannte, Niemand aber beſonders achtete. Doch ſeine Neugier fand wenig Befriedigung, der Geiger blieb ungeachtet des guten Weines, der ihm vorgeſetzt wurde, wortkarg und das Einzige, was der Hausvogt von ihm erfuhr, war, daß der Abt von Zwiefalten ihn mit einer Botſchaft nach Hohengundelfingen geſchickt habe. Nachdem er neue Botſchaften vom Propſt empfangen hatte, verließ er die Burg wieder.

Die nächſten paar Tage verfloßen anſcheinend ruhig und während der Aufruhr ringsum in den ſchwäbiſchen Gauen tobte, herrſchte noch tiefer Frieden in dieſer Gegend. Aber es war eine trügeriſche Ruhe. Die Männer, welche Reiſer in der Laufenmühle verſammelt hatte, waren nicht müßig geblieben und ihre Reden hatten überall geneigtes Gehör gefunden, aber eingedenk der Ermahnungen des Laufenmüllers wirkten ſie nur im Stillen und vermieden jede öffentliche Kundgebung, ſo daß nur dunkle Gerüchte von der Gährung, welche auch in dieſem Theile Schwabens unter dem Landvolk herrſchte, zu den Herren drangen.

Lange freilich konnte es ſo nicht bleiben, da von allen Seiten her Nachrichten von den Fortſchritten des Landvolkes kamen und der Laufenmüller zögerte daher auch nicht länger, den Aufruf zu der früher ſchon beſchloſſenen Tagſatzung ergehen zu laſſen, zu welcher er mit vieler Umſicht den tauglichſten Platz ausgewählt hatte.

Südlich vom Kloſter Zwiefalten, zwiſchen der Aach

und dem Altbach erhebt sich eine, vom Donauthal her gut sichtbare, bewaldete Anhöhe, der Teutschbuch genannt, welche das Friedinger- und Kesselthal von der übrigen Alb trennen. Schon die Stifter dieses Klosters, die Grafen Kuno und Luitold von Achalm, hatten demselben einen ansehnlichen Waldbezirk auf dieser Höhe geschenkt, welchen die Mönche mit Wall und Graben einfaßten, mitten aber im Walde war ein geräumiger freier Platz, auf welchem alljährlich ein starkbesuchter Jahrmarkt gehalten wurde, weßwegen auch dieser Platz in der ganzen Umgegend sehr wohl bekannt war. Hieher sah man am 16. April des Jahres 1525 von allen Seiten, aus dem Donau- und Lauterthal und von der Hochebene der Alb beim ersten Grauen des Tages das Landvolk in zahlreichen Schaaren ziehen. Es waren mehrere Tausende, welche sich gruppenweise auf dem freien Platze lagerten, um ihr bescheidenes Frühmahl zu genießen. Der Laufenmüller wandelte von einer Gruppe zur andern, grüßte seine Bekannten, erforschte sorgfältig die Stimmung der Anwesenden und sprach denen zu, welche ihm noch nicht entschieden genug schienen.

Endlich verkündete lauter Trommelschall, daß nun die Tagsatzung eröffnet werde und die Menge schaarte sich um eine aus Steinen aufgeführte, mit Rasen und Moos bedeckte Erhöhung, auf welcher der Laufenmüller und seine Genossen standen. Nachdem die hin- und herwogende Menschenmasse zur Ruhe und ihr summendes Getöse zum Schweigen gebracht war, begann unter allgemeiner lautloser Erwartung Reiser zu sprechen: Lieben

Freunde und Brüder! Ihr alle wisset, welch schweres, unerträgliches Joch die Herren uns wider Recht und Gerechtigkeit aufgelegt haben, wie sie uns mit immer neuen Lasten beschweren und unser wohlerworbenes, von unsern Vorfahren auf uns vererbtes Recht und Herkommen uns vollends ganz zu entreißen suchen. Unerhörte Gewalt und Hochmuth haben wir bisher von ihnen erdulden müssen und unsere billigsten Forderungen haben sie mit frechem Hohn verworfen. Denn sie pochen stets auf ihre Herrlichkeit und Gewalt, welche sie sogar aus der heiligen Schrift herleiten wollen. Aber nie hat Gott ihnen eine solche Gewalt gegeben, daß die Armen ihnen im Frohndienst ihre Güter bauen müssen und zwar bei gutem Wetter, beim Regenwetter aber die Früchte ihres sauren Schweißes auf ihren Feldern verderben lassen sollen. Gott mag in seiner Gerechtigkeit dieses gräuliche und babylonische Gefängniß, darin die armen Leute schmachten, nicht länger mehr dulden. Denn wo ist je ein solcher Jammer erhört worden! Sie quälen ihre Hintersassen bis aufs Mark und pressen ihnen ihr bischen Armuth vollends aus, um ihre reisigen Knechte und Diener, ihre Spieler und Gaukler damit zu zahlen, um sich voll zu fressen und zu saufen, um sich in Sammt und Seide kleiden zu können, während die armen Leute weder Brod, noch Salz und Schmalz daheim haben, sammt ihren Weibern und kleinen unerzogenen Kindern. Da ist des Schindens und Schabens kein Ende, bald sollen wir Wildbann und Wildsteuer zahlen, bald Fastnacht- und Herbst-Hühner, Quatember- und Märtens-Gänse liefern,

Handlohn und Hauptrecht entrichten! Verflucht sei ihr Schandlohn und Raubrecht! Sind das nicht Tyrannen und Wütheriche, welche ihnen selbst zueignen Steuer, Zoll und Umgeld, und das so schändlich und lästerlich verthun, das doch in den gemeinen Beutel kommen und dem Lande zum Nutzen dienen sollte? Wenn aber Jemand gegen ihr herrisches Wesen sich auflässt, da verfährt man flugs mit ihm, wie mit einem verrätherischen Buben, mit Pflöcken, Köpfen und Viertheilen. Da ist minder Erbarmen, denn mit einem wüthenden Hund! Wo stehet geschrieben, daß Gott den Herren wirklich solche Gewalt gegeben habe? Nirgends! Der allmächtige Herr des Himmels und der Erde hat uns frei geschaffen, wie sie und sein eingeborner Sohn, unser Herr und Heiland, Jesus Christus, hat uns mit seinem theuern Blut erlöst, wie sie. Sollen wir uns also ihren selbst gemachten, tyrannischen Gesetzen noch ferner unterwerfen, da wir doch das göttliche Gesetz haben, worin Nichts steht von ihrem Recht, uns zu schinden und zu plagen? Darum hinweg mit diesen Bauernschindern und Bauernfressern, hinweg mit ihren Zwingburgen und Raubnestern.

Hinweg, hinweg! ertönte ein donnernder Nachhall dieser Worte aus Tausenden von Kehlen, hinweg mit ihnen, wir wollen frei sein wie sie! und zwischen hinein erklang auch der verhängnißvolle Ruf: Bundschuh! Bundschuh!

So soll es sein, fuhr der Laufenmüller fort, wir brauchen die vielen Herrn nnd Herrlein nicht, der Kaiser ist unser rechter Herr, ihm wollen wir geben, was des

Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt, wir wollen aber künftig keine Junker und Pfaffen mehr mit unſerem ſauren Schweiße mäſten.

Noch gewaltiger wurde der Lärmen, da erſcholl plötzlich eine Stimme: Schaut dort auf der hohen Eiche ſitzt der Geigerjörgle, der hat uns belauſcht, ſchießt den Schelmen herunter! Sogleich wandten ſich Aller Augen nach der Eiche, ſchnell waren mehrere Armbrüſte geſpannt und ziſchend flogen ihre Bolzen durch die mächtigen, dichtbelaubten Zweige. Mit unglaublicher Behendigkeit aber war der Geiger, ſobald er jene Stimme vernahm, vom Baum herab und verſchwand augenblicklich im Walde, wo man ihn vergebens auffuchte.

Als der Aufruhr unter der Menge ſich allmälig wieder gelegt hatte, ſchlug der Laufenmüller vor, jede der anweſenden Gemeinden ſolle aus ihrer Mitte einen ehrbaren, verſtändigen Mann wählen und dieſe Männer ſollten jetzt gleich zuſammentreten und ſich berathen, was nun weiter zu thun ſei. Sein Vorſchlag fand allgemeinen Beifall, die Wahl wurde ſogleich angenommen und hierauf zerſtreute die Menge ſich wieder auf dem freien Platz, wo Reiſers Rede genugſamen Stoff zur Unterhaltung gab.

Dieſer ſelbſt begann mit den gewählten Abgeordneten der Gemeinden ſogleich die Berathung, welche dadurch erleichtert und beſchleunigt wurde, daß der Laufenmüller die unter dem Titel: die zwölf Artikel der Bauernſchaft, bekannnt gewordene, in Oberſchwaben verfaßte, Schrift den Verſammelten mittheilte, welche ſie bei ihrer Berathung

zu Grund legten. Daher kam es, daß das Ergebniß ihrer Berathung weit gemäßigter ausfiel, als man bei der ſtarken Aufregung hätte erwarten ſollen. Denn dieſe Schrift war mit vieler Mäßigung abgefaßt und enthielt durchaus keine übertriebenen Forderungen. Beſchloſſen wurde, daß man von den Herren, geiſtlichen wie weltlichen, gänzliche Aufhebung der Leibeigenſchaft und ihrer Laſten, Beſchränkung der Steuern und Frohndienſte, Freigebung der Jagd, Waldbenutzung und Fiſcherei und gründliche Verbeſſerung der Rechtspflege verlangen wolle, wenn ſie ſich aber weigerten, auch nur einen dieſer Punkte nicht zu bewilligen, ſo ſollte man zu den Waffen greifen und ohne weitere Schonung mit den Herren verfahren. Dieſer Beſchluß aber fand unter den verſammelten Bauern wenig Beifall; denn während die Abgeordneten ſich beriethen, hatten die ohnehin ſchon aufgeregten Gemüther ſich noch mehr erhitzt, da faſt jeder eine Gewaltthat, die ihm von den Herren und ihren Dienern widerfahren war, zu erzählen wußte und daher wurde auch jede weitere Unterhandlung mit den Herren verworfen. Denn dieſe, hieß es, verſprechen zwar in der Noth Vieles, halten es aber nicht, wenn die Noth vorbei iſt. Sie haben uns lange genug geſchunden und geplagt, riefen alle, jetzt wollen wir's ihnen heimgeben, der Bauer ſoll Edelmann werden und der Edelmann Bauer! Der Lärmen wurde immer größer, lauter und häufiger ertönte der Ruf Bundſchuh! Die Wenigen, welche dem ungeſtümen Toben Einhalt thun wollten, wurden Verräther geſcholten und

bald wagte keiner mehr sich dem Begehren der Menge zu widersetzen.

Schweigend und ruhig hatte der Laufenmüller dem Toben der Menge zugeschaut, er freute sich innerlich, daß es so gekommen war, wie er gewünscht und gehofft hatte, als er dem Beschluß der Abgeordneten scheinbar beistimmte. In seinen Planen lag längst die Vernichtung, nicht nur die Demüthigung der Herren, aber er wollte, daß die Versammlung seinen Plan als den ihrigen ausspreche, weil er dann um so eher denselben ausführen zu können hoffte. Er hatte seine Absicht erreicht und es bedurfte nur eines Winks von ihm, daß er sprechen wolle, so legte sich auch der Sturm und es entstand Stille. Da sprach er: Lieben Freunde und Brüder! Ihr habt den Vorschlag eurer Abgeordneten verworfen; ihr traut den Versprechungen der Herren nicht und ihr habt Recht; sagen sie uns auch jetzt Alles feierlich zu, was wir begehren, sobald sie wieder die Macht erlangen, so mißhandeln sie uns noch ärger als zuvor und legen zu den alten uns neue Lasten auf. Euer Wille ist also, nicht mehr zu unterhandeln, sondern sogleich den Kampf zu beginnen! Das ist unser Wille, ertönte es fast einstimmig aus der Versammlung und mit erhöhter Stimme fuhr Reiser fort: So rüstet euch denn zum Entscheidungskampfe. Zum Kampfe mit den Herren auf Tod und Leben! Auf Tod und Leben! brüllte die erhitzte Menge, daß es weithin durch den Wald hallte. Man schritt nun sogleich zur Wahl der Hauptleute und es war ganz natürlich, daß der Laufenmüller zum obersten Hauptmann gewählt

wurde. Ferner wurde noch ausgemacht, Jeder sollte sich rüsten und waffnen, so gut er es nur immer vermöge, möglichst viele neue Mitglieder für den Bund werben, sich fleißig auf Kundschaft legen, und was er erfahren, den Hauptleuten anzeigen, auch auf die erste Mahnung zum Auszug bereit sein.

Dieß war der Ausgang der Tagsatzung auf den Teutschbuch, an dem nämlichen Tage aber fand auch eine Zusammenkunft der Herren auf der Burg Hohengundelfingen Statt. Schwigger v. Gundelfingen hatte sie veranstaltet. Bei ihr erschienen der Abt Sebastian von Zwiefalten und der Propst v. Mochenthal, Stephan, Schwiggers Vetter, auf der benachbarten Burg Nieder-Gundelfingen gesessen, Georg und Hans die Truchsessen v. Ringingen, deren Burg Bichishausen eine halbe Stunde weiter aufwärts im Thale lag, Sebastian und Dieterich Spät auf der Schültzburg, am Eingang zum untern Lauterthal, Jakob v. Stein zu Reichenstein und Wilhelm v. Baldeck, im Schlosse zu Magolsheim, hoch oben auf der Alp, ansäßig. Die Hauptveranlassung zu dieser Zusammenkunft war ein Schreiben der Bundesräthe, welches Schwigger kürzlich erhalten hatte und dessen Inhalt eben nicht tröstlich war. Allerdings, hieß es darin, werde der Bund seinen Mitgliedern auf's Kräftigste beistehen, aber er werde von allen Seiten mit Bitten um Hülfe bestürmt und müsse dahin zuerst Hilfe senden, wo die Noth am Größten und die Empörung schon in hellen Flammen ausgebrochen sei. Auch sei es gegenwärtig schwierig, eine hinreichende bewaffnete Macht aufzubringen. Denn aus

den meiſten Reichsſtädten werde gemeldet, die Stimmung des gemeinen Mannes ſei eine gar ſchlimme, er ſpreche offen davon, daß man der „Ehrbarkeit“ zu Leib gehen müſſe, ſie brauchten daher ihre Bewaffneten nothwendig ſelbſt, um bei ſich zu Hauſe die Ruhe zu erhalten. Noch ſchlimmer ſtehe es mit den Landsknechten, denn als dieſe erfahren, daß es gegen die Bauern gehen ſolle, hätten ſie erklärt: Die Bauern ſind unſere Freunde und haben eine gerechte Sache, darum können wir auch nicht gegen ſie fechten. Man müſſe deßwegen fremde Söldner anwerben was viel Zeit und Geld koſte. Darum müſſe zunächſt eben jeder, wenn er angegriffen werde, ſich ſelbſt vertheidigen, ſo gut er könne.

Während der Verleſung dieſes Schreibens wurden die Mienen der Anweſenden immer bedenklicher und als Schwigger damit zu Ende war, herrſchte düſteres Schweigen im Gemache. Der Baldecker zuerſt ſchrie, aufſpringend: Potz Velten! Die Räthe haben gut ſchreiben, wir ſollen uns ſelbſt vertheidigen, ſie ſitzen ſicher zu Ulm, wir aber ſind dem erſten Anlauf ausgeſetzt, und meine Burg in Magolsheim iſt nicht ſo beſchaffen, daß ich ſie lange vertheidigen kann. Da geh' ich lieber zu meinem Bruder nach Baldeck, an dieſem Felſenneſt kann mancher Bauer ſich den Kopf einſtoßen, ehe es erobert wird. Mein baufälliges Neſt in Magolsheim mögen ſie dann verbrennen, wenn ſie wollen, bringen wir ſie wieder unter uns, ſo müſſen ſie mir's deſto beſſer wieder aufbauen. Hierauf, nach kurzem Abſchiedsgruße, verließ er das Gemach und

bald hörte man ihn mit seinem Knappen aus dem Burgthor reiten.

Sein schneller Abgang erregte unter den Edelleuten eine noch größere Bestürzung, Schwigger aber sprach: das ist ein schlimmer Anfang, wenn noch andere des Baldeckers Beispiel nachahmen, dann freilich können wir den Empörern keinen erfolgreichen Widerstand leisten. Bedenkt das, edle Herren und Freunde, nur wenn wir fest vereint bleiben, ist zu hoffen, daß wir uns halten können, bis die verspätete Hilfe des Bundes erscheint.

Das wollen wir auch, entgegnete der Truchseß Georg, fest wollen wir zusammenhalten; ihr aber, Herr Schwigger, der ihr der Aelteste und Erfahrenste von uns seid, gebt uns guten Rath, wie wir dem nahenden Sturm am besten widerstehen können!

Befolgt den Rath des Bundes, antwortete dieser, und rüstet euch, so gut ihr immer vermögt. Versucht es aber dabei auch, mit den Bauern zu unterhandeln, wer weiß, ob wir dadurch nicht den Ausbruch der Empörung wenigstens verzögern können.

Aber vom Sitze aufspringend rief Jakob v. Stein: Was sprecht ihr da? Ich soll unterhandeln mit dem Laufenmüller, dem übermüthigen Gesellen, der mir mein gutes Recht so hartnäckig streitig macht, das thu' ich nun und nimmermehr, eher lasse ich mich unter den Trümmern meiner Burg Reichenstein begraben!

Nur nicht gleich so hitzig, war des Gundelfingers Antwort, auf die paar Schillinge Zins, die euch der Laufenmüller abstreiten will, kommt's hier nicht an, wenn

ihr nicht jetzt wenigstens euch etwas nachgiebig zeigt, so verliert ihr noch viel mehr, vielleicht Alles. Unterhandelt muß werden und es fragt sich nur, wollen wir gemeinsam unterhandeln oder jeder für sich? Ich stimme für das Erstere.

Mein Vetter hat Recht, rief Stephan v. Gundelfingen, gemeinschaftlich müssen wir unterhandeln und da wir doch den Bauern verhaßter sind als die geistlichen Herren, diese auch mehr Mittel haben, als wir, um den Pöbel zahm zu machen, so schlage ich vor, daß wir den hochwürdigen Herrn Abt hier bitten, die Unterhandlung zu übernehmen. Die anwesenden Edelleute alle stimmten diesem Vorschlag bei, nur der Abt selbst hatte Bedenklichkeiten, da er wußte, daß seine Hintersaßen auf ihn auch nicht zum besten zu sprechen seien, und daher schlug er vor, die Unterhandlung dem Propst Wolf zu übertragen, denn wenn Einer dieselbe mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg führen könne, so sei er der Mann dazu.

Der Probst erklärte, er sei bereit, den Auftrag zu übernehmen und Schwigger erinnerte ihn nun, daß er sich nicht zuerst mit dem Laufenmüller einlasse, weil dieser zu jeder List gewandt sei und sich nicht so leicht bethören lasse. Es gebe ja noch andere Männer, welche Einfluß auf das Volk haben und bei diesen werde eher etwas auszurichten sein, wenn man nur nicht zu karg mit Versprechungen sei. Wenn es auch nur gelinge, Zwietracht unter den Empörern zu stiften, so sei schon viel gewonnen.

Noch wurde Manches hin und her gesprochen, bis ein Diener kam und die Herren zum Mittagsmahl rief.

Sie waren damit beinahe ſchon zu Ende, als gemeldet wurde, der Geigerjörgle ſei unten und begehre dringend, vorgelaſſen zu werden. Er wurde hereingerufen und berichtete, was er von der Tagſatzung auf dem Teutſchbuch wußte. Das ſind böſe Nachrichten, ſprach, als er wieder fort war, Schwigger, die Sache wird immer ernſtlicher und ſchon in den nächſten Tagen können wir ſchlimme Ereigniſſe erleben. Die Unterhandlungen müſſen daher möglichſt beſchleunigt werden. Für den Fall aber, daß Einer von uns feindlich angegriffen wird, wollen wir alle, wie wir jetzt hier verſammelt ſind, uns das Verſprechen geben, einander getreulich und mit aller Macht beizuſtehen. An mir ſoll's nicht fehlen, entgegnete Sebaſtian Spät, und unſere Freunde hier denken gewiß eben ſo wie ich. Bei Ritterwort und Ehre, riefen die übrigen Edelleute und Schwigger ſprach: Nun denn, ſo laßt uns hoffen, daß wir mit Gottes Hilfe den erſten Sturm glücklich beſtehen werden. Amen! ſo geſchehe es, fügte der Abt von Zwiefalten bei und die Geſellſchaft trennte ſich.

Der Propſt Wolf begann gleich am nächſten Tage mit einigen Unterhauptleuten der Bauern friedlich zu verhandeln und hoffte den beſten Erfolg, weil er ſie ſo geneigt fand, auf ſeine Vorſchläge einzugehen. Aber die Bauern waren dießmal liſtiger als die Herren; die Unter-Hauptleute theilten alles dem Laufenmüller mit und befolgten genau die Vorſchriften, welche dieſer ihnen gab. Um die Herren noch ſicherer zu machen, wurden auf Reiſers Gebot alle Zuſammenkünfte und Zuſammenrottungen vermieden, jeder ging ſeinen gewöhnlichen Geſchäften

nach und es ſchien in der Gegend tiefe Ruhe zu herrſchen. Insgeheim aber waren die Verbündeten um ſo thätiger, hier ſchliff der eine ſein roſtiges Schwert, welches lange unbeachtet in einem Winkel gelegen hatte, dort befeſtigte ein Anderer ſeine ſcharfe Senſe an einen Stab von Eſchenholz. Die ganze Nacht über brannte das Feuer in den Schmiedeſſen und tönte hier der Schlag der gewichtigen Hämmer, um Speereiſen und Bolzen für die Armbrüſte zu verfertigen. Aber auch der Geigerjörgle ſchlich bei Nacht umher und ſpähte, was er dann erfuhr, berichtete er dem Propſt in Mochenthal, wo er den Tag über gewöhnlich verweilte, um vor den Verfolgungen der Bauern geſichert zu ſein. Was ihn trieb, war Haß; längſt ſeiner Mißgeſtalt wegen die Zielſcheibe des Spottes ſeiner Standesgenoſſen, öfters auch von ihnen perſönlich mißhandelt, glaubte er jetzt ſeine Rache an dieſen befriedigen zu können.

Durch ihn erfuhren die Herren Manches von dem geheimen Treiben der Bauern und beſchleunigten um ſo mehr ihre Rüſtungen; zu ſpät aber mußten es jetzt die meiſten bereuen, daß ſie ihre Burgen mehr oder weniger hatten in Verfall gerathen laſſen. Denn ſchon längere Zeit hielten ſich die Edelleute lieber an den Fürſtenhöfen und in den Reichsſtädten auf, weil ſie da mehr Lebensgenuß und Unterhaltung fanden, als im einſamen Ringe ihrer Burgen, deren Schutz ſie jetzt auch weniger nöthig hatten, als früher, weil ſeit der Errichtung des ewigen Landfriedens und der Gründung des ſchwäbiſchen Bundes die Fehden weit ſeltener geworden waren, wie

in früheren Zeiten. Sie hatten daher jetzt genug zu thun, um die Vorwerke auszubessern, die Steinküsten aufzustellen und neben ihnen mächtige Steinmassen aufzuhäufen. Daneben mußten Rüstungen und Helme gesäubert, Schwerter und Lanzenspitzen geschliffen und die Armbrüste mit neuen Strängen versehen werden.

So kam der 26. April heran, auf welchen der Laufenmüller die Unterhauptleute zu einer Berathung zusammen berufen hatte, welche er dießmal, wegen der zu großen Nähe der Burg Reichenstein, nicht in seiner Mühle hielt. Unterhalb dieser in nur geringer Entfernung öffnet sich am linken Ufer der Lauter eine ziemliche geräumige Thalbucht, durch eine Wendung derselben gelangt man bald vor eine Pforte, deren hochemporragende Felsenpfeiler sich oben einander so sehr nähern, daß man dazwischen kaum noch das Himmelsblau erblickt. Dieß ist der Eingang zum Wolfsthal, eine der merkwürdigsten Schluchten des Lauterthals, welche sich bis hinauf auf die Hochebene zieht. Zu beiden Seiten starren Felsen empor, erst höher oben werden die Bergwände allmälig niederer und sparsam dringt das Licht des Tages durch das grüne Laubgitter der sie bedeckenden Bäume. In diese Schlucht sah man mit dem ersten Morgengrauen mehrere bewaffnete Männer herabsteigen, andere kamen durch die Felsenpforte und sobald alle versammelt waren, begann die Berathung. Daß der Kampf jetzt beginnen müsse, darüber war man bald einig, aber länger dauerte es, bis man sich darüber vereinigen konnte, welche von den zahlreichen Burgen des Thals zuerst angegriffen werden sollte. Endlich drang

die Ansicht des Laufenmüllers durch, daß man mit der Burg Reichenstein beginnen müßte, weil sie dem Eingang des Thals am nächsten liege, wahrscheinlich auch, was er freilich nicht aussprach, weil er gegen deren Besitzer den größten Haß hegte. Gelinge diese Eroberung schnell, so würde dadurch der Muth der Leute bedeutend erhöht werden und man könne dann um so eher einen Angriff auf Hohengundelfingen wagen, damals die stärkste Burg im Thale, deren Einnahme deßwegen auch den Fall der übrigen Burgen herbeiführen würde. Alle eroberten Festen aber sollte das Loos der Zerstörung treffen, weil sonst, wie Reiser sich ausdrückte, die verjagten Raubvögel bei der nächsten guten Gelegenheit wieder in ihre Nester zurückkehren würden. Nachdem die sämmtlichen Hauptleute versprochen hatten, mit ihren Leuten am nächsten Morgen zur rechten Zeit wohlgerüstet sich auf den bestimmten Sammelplätzen einzufinden, ging die Versammlung auseinander.

Sie hielten Wort, am Morgen des 27. Aprils zogen von allen Seiten her bewaffnete Schaaren gegen den Reichenstein heran. Diese Burg erhob sich, eine kleine Strecke oberhalb der Laufenmühle, auf steilem Felsen am rechten Abhang des Thals. Zuvorderst am Abgrund stand ein hoher viereckiger Thurm, an welchen sich das Hauptgebäude anschloß. Die Burg bildete ein Viereck mit starken Mauern und einem, in den Felsen gehauenen, Graben davor, ein, gegen die Bergebene hingelegener, Vorhof war ebenfalls mit Mauer und Graben versehen. Der Angriff der Bauern geschah so schnell, daß es kaum noch

einem Knappen Jakobs v. Stein gelang, ſich durch zu ſchleichen, um den Verbündeten ſeines Herrn die Kunde davon zu bringen. Er kam zuerſt auf die Schülzburg, von wo aus Dieterich Spät ſogleich nach Hohengundelfingen ritt, während ſein Bruder Sebaſtian die Knechte ſich waffnen hieß und bald mit ihnen das Thal hinunter zog.

Auf dem Wege, welcher von Anhauſen und der Schülzburg ins Thal hinab führt, gelangt man bald zum anſehnlichſten der von der Lauter gebildeten, kleinen Waſſerfälle, welchen die Umwohnenden den hohen Gieſel nennen. Schäumend ſtürzt das Waſſer über die Felſen in ein weites, tiefes Becken und nahe dabei ſprudelt aus dem Geſtein der Blaubronnen, ein kryſtallheller Quell, hervor. Hier hatte ſich am frühen Morgen ſchon eine aus Männern und Weibern beſtehende Geſellſchaft gelagert. Es waren Bettler und Landſtreicher, wie ſie damals zahlreich in den teutſchen Gauen herumzogen; ſie bildeten eine, wenn auch nicht geſetzlich anerkannte, doch geduldete Zunft, welche ihre ſelbſtgewählten Obern und Hauptleute hatte; eine bunte Schaar, deren Anblick zugleich Abſcheu und Mitleiden erregte. Denn faſt Jeder trug ein Gebrechen zur Schau, wer kein natürliches hatte wußte ſich ein künſtliches zu machen, und beſonders täuſchend verſtanden ſie es, die fallende Sucht nachzuahmen. Auf ſolche Weiſe erlangten ſie anſehnliche Almoſen, übten aber daneben auch, wo ſich dazu Gelegenheit bot, das Diebshandwerk aus. So zogen ſie ohne Sorgen um Obdach und Nahrung, frei und ungebunden aus einer Gegend in die andere. Als Obdach diente ihnen in der

beſſeren Jahreszeit jeder, gegen Wind und Wetter geſchützte, Platz im Lauterthale, beſonders die zahlreichen Höhlen, Felſen, Löcher und Spalten, in denen ſie ſich oft auch während des Winters aufhielten, da die großen Wälder ihnen Holz genug zur Feuerung lieferten. Dieſe Wälder trugen wie die Gewäſſer auch zu ihrer Nahrung bei und eben jetzt waren einige Weiber im Begriff, ein Paar Dachſe an einem Feuer zu braten, das ſie über einem überhangenden Felſen angezündet hatten. Einige jüngere Leute beſchäftigten ſich mit Fiſchen in der Lauter und einen friſchen kühlen Trunk lieferte der Blaubronnen. Die älteren Männer hatten ſich indeß auf den weichen Raſen gelagert, unter ihnen war „das alte Künzlein," ein Greis mit ſchneeweißem Bart, in einen vielgeflickten, oben mit Leder beſetzten, Mantel gehüllt, ſeine Krücke und ein Stecken lagen neben ihm, ein zweiter, der kleine Märten, hatte ein häßliches, durch einen Ausſchlag arg entſtelltes Geſicht, trug eine lange Juppe von Zwilch und einen ledernen Zwerchſack, ein dritter, der dicke Lorenz, zeigte ein offenes Geſchwür am linken Arm, er hatte einen ſchwarzen Hut auf und trug Halbſtiefeln, an der Seite hing ihm ein Weidmeſſer. Am beſten gekleidet war der Hauptmann, der tolle Heiner genannt, ſein Haupt bedeckte ein rothes Barett, gehüllt war er in einen grauen Tuchrock, im Gürtel hatte er einige Meſſer und einen Dolch, und am breiten Wehrgehänge einen Degen. Dieſe Männer waren in einem eifrigen Geſpräch begriffen, deſſen Gegenſtand die Empörung des Landvolks bildete, an der ſie ſich zwar klüger Weiſe nicht betheilig-

ten, aber dennoch, wenn's zum Plündern ging, sich ebenfalls ihren Antheil an der Beute zu holen gedachten. Deßwegen waren sie das Thal herab gewandert, um, nach gehaltenem Frühimbiß, sich dem Reichenstein zu nähern, von dessen Bestürmung durch die Bauern sie Kunde erhalten hatten.

Als Sebastian Spät vorüber ritt, erhoben sie sich ehrerbietig um ihn zu begrüßen. Dieser rief ihnen zu: Ihr Strolchen wittert gewiß Beute, daß ihr das Thal hinunterzieht, Bauernleichen werdet ihr in kurzer Zeit genug haben können, von der Beute unserer Schlösser aber wird euch schwerlich etwas zu Theil werden! Auf diese Rede rief das älteste der Weiber: Junkerlein, Junkerlein, hütet euch vor Uebermuth, denn er ist zu Nichts gut, kehrt zurück auf eure Burg, der Ritt das Thal hinunter könnte euch schlecht bekommen. Halt's Maul, alte Hexe! schrie der Ritter, schlug sie mit dem Lanzenschaft über den Rücken und ritt rasch weiter. Er ritt in sein Verderben. Der Laufenmüller nämlich, welcher richtig voraussah, daß die Adelichen einander beistehen würden, hatte einige alte Landsknechte, die mit damals unter dem Landvolk noch sehr seltenen Büchsen versehen und wohl geübt in deren Gebrauch waren, im Gemäuer der Burg Wartstein versteckt, um auf Ritter und Reisige zu lauern. Als diese den tönenden Hufschlag der Rosse vernahmen, machten sie sich bereit, die Büchsen knallten und auf den Tod getroffen, stürzten Sebastian Spät und zwei seiner Begleiter von ihren Pferden. Die übrigen Reisigen geriethen in Schrecken und nachdem sie die Leichen aufge-

laden hatten, kehrten ſie eilends auf die Schültzburg zurück. Faſt zu gleicher Zeit mit ihnen erſchien dort Dietrich Spät mit den beiden Gundelfingern, welche die Kunde von Sebaſtians Tod in nicht geringe Beſtürzung verſetzte, von ihren Vorſätzen jedoch, ihren Verbündeten zu Hilfe zu eilen, nicht abbrachte. Doch beſchloſſen ſie zur Vorſicht die Bergſtraße einzuſchlagen, welche über Jedelhauſen nach der Hochebene führte, weil ſie hier weniger einen Hinterhalt zu fürchten hatten. Dieſer Beſchluß führte den Untergang der Burg Reichenſtein herbei, denn auf dieſem Umwege kam die Hilfe zu ſpät.

Der erſte Angriff der Bauern war hitzig, nachdem ſie den Graben des Vorhofs mit Reiſigbündeln ausgefüllt hatten, legten ſie die Sturmleitern an. Ein erbitterter Kampf begann, viele der Angreifenden ſtürzten todt oder verwundet von den Leitern, aber immer neue Schaaren drängten nach und endlich mußten ſich die Vertheidiger des Vorhofs in die Hauptburg zurückziehen, deren Thor ſie ſogleich verrammelten. Dieſer erſte Erfolg machte die Bauern noch kecker, die Sturmleitern wurden auch an die Burgmauern angelegt und der Sturm auf dieſe begann, aber mit ſchlechtem Erfolg. Denn die Vertheidiger der Burg goßen kochendes Waſſer und ſiedendes Oel auf die Stürmenden und überſchütteten die Entfernteren mit einem Steinregen, welcher, da ſie dichtgedrängt aufeinander ſtanden, große Verheerungen unter ihnen anrichtete. Sie wichen erſchrocken zurück und jetzt erſt gelang es dem Laufenmüller in den verwirrten Haufen einige Ordnung zu bringen. Die Armbruſtſchützen wurden

außerhalb des Vorhofs in zwei starken Schaaren aufgestellt, um mit ununterbrochenem Schießen die Vertheidiger der Mauer zu ängstigen, während andere mit Aexten und Beilen bereit standen, die aufgezogenen Zugbrücken und das Burgthor zu zerhauen, und der Gewalthaufen mit Spießen und Schwertern bewaffnet, sich rüstete um sobald das Thor überwältigt würde, ins Innere der Feste einzudringen.

Ehe dieß jedoch geschah, hatte Reisers List und Kühnheit die Entscheidung auf ganz andere Weise herbeigeführt.

Da, wo die Burgmauer sich an den oben erwähnten Thurm anschloß, war der Graben, weil man ihn mühsam ins harte Felsgestein hatte hauen müssen, von nur geringer Breite und Tiefe und bis an seinen Rand reichte der dichte Buchenwald. Hart an der Mauer aber breitete eine hohe Esche ihre Zweige aus, eine fensterartige Maueröffnung dadurch verdeckend. Diese, ihm schon bekannte, Stelle erkohr sich Reiser zu einem kühnen Wagstück, wozu er die tüchtigsten Kämpfer mitnahm. Weil man hier keinen Angriff erwartete, auch die kleine Zahl der Vertheidiger nicht erlaubte, sie an vielen Plätzen zu vertheilen, stand oben auf der Mauer nur ein einziger Mann als Wache, und dieser hatte seine Aufmerksamkeit mehr dem Kampf an der Vorderseite der Burg als der Mauer und dem Graben zugewendet. Dem Laufenmüller gelang es daher unbemerkt, die Esche zu erklettern und durch die Maueröffnung zu schlüpfen. So kam er in einen Gang, von dem eine steinerne Treppe auf die Mauer führte. Leise schlich er sich hinter die, auf das

Kampfgetümmel horchende Wache, ergriff den Mann mit kräftigen Armen und stürzte ihn in den Graben hinab, wo er halbtodt und besinnungslos liegen blieb. Nun kamen auch seine, im Wald versteckten, Genossen herbei und stiegen an einer, von Reiser herabgelassenen Strickleiter empor. Eine Wache blieb bei den Mauerlücken zurück, die übrigen stiegen in den Burghof hinab, wo sie die Wächter des Thores angriffen, welches immer noch den gewaltigen Beilschlägen der Bauern trotzte. Das Geschrei der Eingedrungenen und der Hilferuf der Wächter machte die Vertheidiger der Mauer zuerst auf diesen unerwarteten Angriff aufmerksam, ein Theil von ihnen stieg hinab, aber auch unter den Bauern ertönte der laute Ruf, der Laufenmüller ist in der Burg, da verdoppelte sich die Wucht der Hiebe auf das Burgthor, und alle drängten sich hinzu, um die wieder angelegten Leitern zu ersteigen. Jakob v. Stein hatte mit seinen wenigen Genossen genug zu thun, um die Stürmenden abzuwehren, indeß aber gelang es dem Laufenmüller und seinen Genossen, die Wächter des Thors zu überwältigen, das nun, von außen und innen bearbeitet, krachend zusammenfiel.

Da entfiel den noch wenigen Knechten auf der Mauer der Muth, sie warfen die Waffen weg und flehten um Gnade, wären aber dennoch der Mordlust der Bauern zum Opfer gefallen, hätte nicht der Laufenmüller selbst sie geschützt und in den Vorhof begleitet, wo er sie entließ. Während dieß geschah, stürzte Jakob v. Stein, welcher sich den Bauern nicht ergeben wollte, mitten unter

dieſe. Mancher erlag noch ſeinen gewichtigen Hieben, bis ein Kolbenſchlag von hinten ihn zu Boden ſtreckte, und er ſo unter den Hieben und Stichen der Bauern ſein Leben aushauchte.

Die Bauern erhoben ein wildes Siegesgeſchrei und ſtürzten zur Plünderung, mit ihr entſtand die größte Verwirrung; erſt als es Nichts mehr zu plündern gab, gelang es den Hauptleuten, einige Ordnung herzuſtellen, und jetzt begann das Werk der Zerſtörung. Die Zinnen der Mauern wurden herabgeſtürzt und hie und da Oeffnungen in dieſelben gebrochen, das Thor und was ſonſt an Holz an den Feſtungswerken ſich fand, verbrannt und auch das, größtentheils aus Eichenholz erbaute, Herrenhaus loderte in Flammen auf; nur der Thurm widerſtand der Zerſtörungswuth und ragt noch jetzt, eine Zierde der Gegend, hoch empor.

Die aus dem Herrenhaus emporſchlagende, weithin ſichtbare, Flamme verkündigte den zur Hilfe herbei eilenden Rittern zuerſt das Schickſal des Reichenſteins, bald kamen auch einige der entlaſſenen Knechte und berichteten das Nähere über die Belagerung und Einnahme der Burg. Dietrich Spät und Stephan v. Gundelfingen meinten nun zwar, man ſolle weiter vorrücken und einen Ueberfall der Bauern verſuchen, aber Schwigger war dagegen, weil ihre Schaar zum Kampf mit den Bauern zu klein ſeie und ihre erſte Sorge jetzt die ſein müſſe, die eigenen Burgen gegen den, ſicher bevorſtehenden, Angriff der Bauern zu wehren und ſo zogen ſie daher wieder heim.

Dieſer erſte glückliche Erfolg erhöhte den Muth und

die Siegeshoffnung der Bauern sehr, sie achteten den bedeutenden Verlust, den sie dabei erlitten hatten, um so weniger, weil neue Ankömmlinge ihn nicht nur schnell ersetzten, sondern, wie sich bei einer Musterung am nächsten Tage ergab, ihre Zahl beträchtlich vermehrte. Sie waren auch gerade in der rechten Stimmung, um des Laufenmüllers Vorschlag, jetzt vor Hohen-Gundelfingen zu ziehen, Gehör zu geben und bald bewegte sich die ganze Schaar auf dem Zug dahin. Sie stiegen durch das Wolfsthal auf die Höhe der Alb, wo noch mehrere Zuzüge sich ihnen anschloßen. Voran wurde das Banner mit dem Bundschuh getragen, Trommeln und Pfeifen folgten ihm; dann kam der Laufenmüller, umgeben von seiner Leibwache, den Tüchtigsten seiner Leute, welche er mit den auf dem Reichenstein erbeuteten Waffen ausgerüstet hatte und umgürtet mit dem Schwert Jakobs v. Stein, dessen Helm und Schild als Siegeszeichen in der Laufenmühle aufgehängt worden waren. Dann schritten die verschiedenen Heerhaufen, jeder unter seinem Hauptmann, einher, in mannigfacher Rüstung, mit Spießen und Hellebarden, mit Morgensternen und Schlachtschwertern, mit Sensen und langen Messern; viele trugen auch Armbrüste, aber wenige nur Feuergewehre. So gelangten sie auf eine waldige Anhöhe bei Dürrenstetten, wo sie sich lagerten, weil bei schon vorgerückter Tageszeit ein Angriff auf Hohen-Gundelfingen nicht mehr rathsam erschien.

Diese Burg, die größte und festeste des Lauterthals, lag, gegenüber der kleineren Burg Nieder-Gundelfingen,

auf einem Berg-Vorſprung, deſſen Gipfel auf zwei Seiten gegen das Thal hin ein Kreuz von ſteilen Felſen und Felſenzacken umgab, welche die Erbauer der Burg geſchickt zu benutzen gewußt hatten, um den Mauern mehr Stärke zu geben. Auch an ihr hatte man einen mit Mauern und Graben befeſtigten Vorhof angebracht. Wenn es aber dem Feind auch gelang, dieſen zu erobern, ſo konnte er ſich darin doch nicht halten, weil er den Wurfgeſchoſſen aller Art von der Burg herab blosgeſtellt und dieſe ſelbſt von da aus beinahe unangreifbar war. Beſſer zugänglich war die gegen die Bergebene hin gelegene Seite der Burg, aber hier hatte die Kunſt erſetzt, was die Natur nicht gewährte. Zwei ſtarke Mauern mit breiten und tiefen Gräben waren hier aufgeführt, und lehnten ſich auf beiden Seiten ebenfalls an Felſen an. Ein hoher Thurm aus gewaltigen Quadern ragte hoch über die andern Feſtungswerke empor und gewährte eine weite Ausſicht auf die Umgegend. Im Innern der Feſte erblickte man einige ſtattliche Gebäude mit hohen Giebeln, auf denen buntbemalte Wetterfahnen prangten. Schwigger v. Gundelfingen, ein erfahrener Kriegsmann, der ſich auch in fremden Kriegsdienſten verſucht und mit den Johannitern auf Rhodus gegen die Türken gekämpft hatte, war nach ſeiner Heimkehr eifrig bemüht, die Burg ſeiner Ahnen in einem guten, wehrhaften Stande zu erhalten, und mit den nöthigen Vertheidigungsmitteln hinreichend zu verſorgen. Sein Zeughaus war als das am beſten verſehene in der ganzen Umgegend bekannt, und enthielt ſogar mehrere, ihres hohen Preiſes wegen auf den Bur-

gen der Adeligen damals noch seltene, Stücke Feuergeschütz und die Besatzung der Burg bestand aus lauter tüchtigen, in den Waffen wohlgeübten, zuverläßigen Leuten.

Aber die Bauern zweifelten nicht, auch diese Burg erobern zu können und ihre Hauptleute hatten alle Mühe, sie zurückzuhalten, daß sie nicht sogleich zum Sturme schritten. Denn in ihr Lager kam die Botschaft von der Eroberung der Burgen Hohenstaufen und Teck durch ihre Genossen und nachdem die alte Kaiserburg gefallen war, wie sollte dann das Schloß eines Edelmannes erfolgreichen Widerstand leisten können! Mit einem Trinkgelage und ausgelassener Lustigkeit feierten sie bis tief in die Nacht die Siege ihrer Brüder und rückten dann früh Morgens mit wildem Geschrei gegen die Burg. Zu ihrem großen Erstaunen herrschte hier die größte Stille, wodurch ihre Siegeshoffnung noch höher stieg, so daß sie, trotz des Laufenmüllers Ermahnungen, in der größten Unordnung vorwärts eilten. Schwigger ließ sie ganz nahe kommen dann erst gebot er, die mit Steinen geladenen Scharfmetzen und Falkonen abzufeuern, welche unter den Stürmenden eine schreckliche Verheerung anrichteten. Dennoch drangen sie, aufgeregt von ihrem nächtlichen Trinkgelage, bis an den ersten Burggraben vor, dessen Breite und Tiefe ihnen Halt gebot. Plötzlich erfolgte ein donnerähnlicher Schlag, Blitze schienen aus dem geöffneten Boden hervorzubrechen, eine Staub- und Rauchwolke erhob sich, die Vordersten der Schaar wurden empor geschleudert und mit Entsetzen sahen ihre Genossen die zerrissenen Leichname auf sich herabfallen. Diese unerwar-

tete Erſcheinung machte auf die Bauern einen ſo furchtbaren Eindruck, daß ſie ſich alle zur Flucht wandten. Es war dieß kein Wunder, da ſie ſelbſt unter Schwiggers Leuten Schrecken erregte, wenige ausgenommen, welche den Ritter auf ſeinem Zuge ins Morgenland begleitet und hier die Wirkung der ſogenannten Minen kennen gelernt hatten, von welchen die Türken ſchon damals erfolgreichen Gebrauch zu machen verſtanden.

Das Burgthor öffnete ſich und heraus zog Schwigger mit ſeiner Mannſchaft, um die Fliehenden zu verfolgen; die Verfolgung aber dauerte nicht lange. Denn der Laufenmüller, als er die tobende, großentheils berauſchte Menge blindlings gegen die Burg anrennen ſah, hatte den unglücklichen Ausgang des Sturmes vorausgeſehen und ſeine Leibwache mit den Büchſenſchützen zurückbehalten, welche nun am Waldesſaume feſtgeſchloſſen zum Empfang der Feinde bereit ſtanden. Mit dieſer Schaar wollte der vorſichtige Ritter ſich in keinen Kampf einlaſſen und zog daher mit ſeiner Mannſchaft nach der Burg zurück.

Hierauf zog auch Reiſer mit ſeiner kleinen Schaar ab, an welche ſich unterwegs viele der Flüchtlinge wieder anſchloſſen. Aber ihr Muth war gebrochen und der frühere Kriegstaumel verrauſcht, nicht ſo das Gelüſte nach Beute, welches ſie, wie ihre Brüder, die nach der Zerſtörung Hohenſtaufens Lorch und andere Klöſter geplündert hatten, in den benachbarten Klöſtern leichter gewinnen zu können hofften. Das Stift Marchthal und die Benediktiner Abtei Zwiefalten, beide durch ihren Reich-

thum allgemein bekannt, lagen zu nahe, als daß ſich nicht die Blicke der Bauern zuerſt auf ſie gerichtet hätten und der Vorſchlag, demnächſt einen Angriff auf ſie zu verſuchen, fand allgemeinen Beifall.

Nur der Laufenmüller war dagegen; zuerſt, ſagte er, muß man die weltlichen Herren beſiegt haben, dann könne man ohne Mühe ſich auch der Klöſter bemächtigen. Aber die Beſiegung der Herren ſei nur möglich, wenn die verſchiedenen Schaaren des Landvolks ſich vereinigten. Er ſchlage daher vor, daß man nach Oberſchwaben ziehe, wo eine ſolche Vereinigung eben jetzt im Werke ſei, um dann mit vereinter Macht wider den ſchwäbiſchen Bund zu ziehen, da deſſen Beſiegung auch die Ueberwältigung der andern Herren zur Folge haben würde. Aber er fand kein Gehör, vielmehr mußte er bittere Vorwürfe hören, und ſelbſt die Beſchuldigung, daß er auf Verrath ſinne, und mit den Herrn im Einverſtändniß ſtehe. Das ſchmerzte ihn tief im Innerſten ſeiner Seele, nicht nur weil auch er jetzt die Unbeſtändigkeit der Volksgunſt erfuhr und ſeine beſten Vorſchläge von der Unvernunft des großen Haufen verworfen ſah, ſondern vornämlich auch, weil ſeine früheren Hoffnungen auf einen glücklichen Erfolg des Kampfs dadurch vernichtet wurden. Thut, was ihr wollt, rief er, ich werde den Kampf, den ich begonnen habe, fortſetzen, wenn auch der Tod dabei ſicherer iſt als der Sieg!

Hiermit verließ er die Verſammlung und ſo viel bewirkte doch ſein früheres Anſehen, daß Niemand ihn aufhielt und Niemand ihm noch weitere Worte der Schmähung oder des Vorwurfs nachrief. Auch zog er nicht

ohne Begleitung fort, die Getreuen ſeiner Leibwache folgten ihm, während der große Haufen ſeinen Marſch gegen Marchthal richtete. Mit dieſen wenigen kam Reiſer in der Laufenmühle an, um noch die letzte Nacht auf dem Erbgut ſeiner Väter zuzubringen. Am nächſten Morgen ſprach er ſeinen Begleitern zu, ſich wieder in ihre Heimath zu begeben, aber dieſe erklärten einmüthig, wohin er auch immer gehe, würden ſie mit ihm ziehen und, wenn es ſein müſſe, lieber mit ihm ſterben, als ſich wieder unter das alte Joch der Knechtſchaft beugen. So zogen ſie denn mit einander weiter, mit ungebeugtem Muth und noch immer einen Hoffnungsſchimmer im Herzen, denn noch wußten ſie Nichts von dem unglücklichen Ausgang des Kampfes in Oberſchwaben, wohin ſie zu gehen gedachten, noch war es ihnen nicht bekannt, daß in der Nachbarſchaft ſchon Schaaren der bündiſchen Reiter angelangt ſeien. Eine derſelben hatte ſich bei Mochenthal gelagert, wo der Geigerjörgle, welcher ſich richtig auf Kundſchaft gelegt hatte, ſie vom Herannahen des Laufenmüllers und der Seinigen benachrichtigte. Dieſe hatten eben die enge Schlucht des Buchthals, das ſich vom Kirchheimer Thal aus ſüdwärts gegen die Donau hinzieht, betreten, als die Reiter ſie überfielen. Reiſer und ſeine Getreuen kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung; ein Kolbenſchlag ſtreckte den Laufenmüller betäubt nieder, über ihn und um ihn her ſanken ſeine Begleiter und auch ſein treuer Hund, der mit ſcharfen Zähnen grimmig um ſich biß, wurde durch einen Lanzenſtich darniedergeſtreckt. Als die Reiter ihre Blutarbeit voll-

bracht hatten, ritten sie davon, um die benachbarten Dörfer auszuplündern.

Es dauerte lange, bis Reiser wieder aus seiner Betäubung erwachte, seine Kleider waren durchnetzt vom Blute seiner Gefährten und mühsam mußte er sich unter deren Leichnamen hervorarbeiten. Anfangs kam ihm Alles wie ein Traum vor, endlich aber gewann er seine volle Besinnung wieder und überlegte, was jetzt zu thun sei. Das Leben war ihm entleidet, aber eine Sehnsucht nach der Heimath überfiel ihn und noch einmal nur wünschte er das Haus seiner Väter zu sehen. Dorthin machte er sich nun auch auf den Weg; um jede Begegnung zu vermeiden, schlug er selten betretene Fußpfade ein und gelangte endlich, nicht ohne Anstrengung, auf die Höhe über dem Lauterthal. Hier leuchteten ihm, als er aus dem Walde trat, die Flammen der, von den Reitern angezündeten Laufenmühle entgegen und er vernahm eine ihm bekannt scheinende, kreischende Stimme. Schnell, aber so still als möglich, stieg er von der Höhe herab ins Thal, auf welches sich schon tiefe Dämmerung gelagert hatte. Eine Gestalt, in deren mißgeformten Umrissen er den Geigerjörgle erkannte, tanzte in unsinniger Freude um die brennende Mühle und rief unter Hohngelächter: Juhe! jetzt ist der Geiger gerächt, drunten liegt der Laufenmüller todt und hier steht sein Haus in Flammen! Wie ein Tiger aber in gewaltigen Sätzen stürzte Reiser auf ihn los, faßte ihn mit seinen starken Fäusten und warf ihn mitten in die auflodernden Flammen, aus denen nun ein Jammergeheul ertönte, das aber

schnell durch die krachend zusammenstürzende Mühle erstickt wurde. Mit starren Blicken betrachtete der Laufenmüller sein zerstörtes Haus, bis er den Hufschlag nahender Pferde vernahm und sich kampfbereit mitten in die Straße stellte. Einige Reiter kamen daher; halt! rief er ihnen zu, ohne Schwertschlag kommt Niemand durch mein Gebiet! Der Kampf war kurz; von den Lanzen der Reiter durchbohrt, sank der Laufenmüller todt zu Boden, und der nächste Morgen fand an der Stelle, wo einst die Laufenmühle stand, Nichts als rauchende Trümmer und eine kalte, blutige Leiche.

So endete der Laufenmüller, glücklicher noch als manche Andere, welche, gleich ihm, das Volk zum Kampfe gegen seine Unterdrücker geführt hatten und daher auf dem Blutgerüste sterben mußten. Er durfte den Jammer nicht mehr sehen, welcher über seine früheren Genossen hereinbrach. Denn diese, nachdem sie einige Tage in den geplünderten Vorräthen Marchthals und Zwiefaltens geschwelgt hatten, suchten, als der Bundesfeldherr Georg Truchseß von Waldburg mit seinen Schaaren herannahte, auf dem Teutschbuch einen Zufluchtsort. Als sie aber von hier aus sahen, wie das bündische Kriegs-Volk ringsum die Dörfer niederbrannte, verließen sie in der Verzweiflung ihren Zufluchtsort, wurden gleich wilden Thieren von den überall umherschwärmenden Reitern gejagt und getödtet, oder kamen in den Wäldern und Schluchten aus Hunger um und als die bündischen Truppen weiter zogen, ließen sie hinter sich eine menschenleere, mit Trümmern bedeckte Einöde.

Die fürstliche Hochzeit 1511.

Von

Karl Pfaff.

An einem schönen Sommerabende des Jahres 1510 trabten zwei Reiter rasch der Höhe bei Köngen zu. Beide waren von noch jugendlichem Aussehen; der eine trug ein sammtenes Barett mit gelben und rothen Federn geschmückt, sein rother Leibrock war reich mit Gold gestickt und seine mächtigen Reiterstiefel reichten bis über die Kniee hinauf. Sein volles, rothes Gesicht beschatteten dichte, lockigte Haare von blonder ins Röthliche spielender Farbe; er hatte feurige graue Augen, eine Nase im rechten Ebenmaß, eine etwas hervorstehende Unterlippe, einen schwachen Kinnbart und war von hoher kräftiger Gestalt und starken Gliedern. Kleiner und schlanker als er war der zweite Reiter in grünem Kleide, dessen länglichtrundes, zartes Gesicht hellbraune Locken umwallten und dessen heitere Züge den Ausdruck sorglosen, jugendlichen Leichtsinns trugen, während ein geheimer Gram

das ſtolze Antlitz ſeines Gefährten zu verdüſtern ſchien. Die beiden Reiter aber waren Herzog Ulrich von Wirtenberg und ſein Günſtling, Junker Hans von Hutten. Ihnen folgten einige Diener, von denen zwei durch ihre Trompeten ſich als Muſiker kund gaben, ein dritter aber in ſchwarzem Gewande, dem man es anſah, daß ihm der ſcharfe Ritt nicht beſonders behagte, war einer der ausgezeichneten Sänger des Herzogs, Johann Wieland.

Als ſie auf der Höhe anlangten, hielt der Herzog ſein Pferd an und ein Strahl der Freude erheiterte ſeine düſtern Züge. Es war aber auch wirklich ein herrlicher Anblick. Da lag, von den Strahlen der ſcheidenden Sonne vergoldet, die Alb, die Felſenburg von Neuffen, und die ſtattlichen Zinnen des Schloſſes Teck leuchteten am hellſten, während ſchon in matterem Lichte die Achalm mit ihrem hohen Thurme ſchimmerte.

Mit Felſen und mit Höhlen
Trieb Abendlicht ſein Spiel.

Ein weißlichter Nebel, aus dem Thale aufſteigend, deutete den Lauf des Neckars an und aus ihm erhoben da und dort Kirchthürme ihr röthlich glänzendes Haupt.

Die leichten Wolken aber, die am Horizont hinzogen, ſchienen vom Wiederſchein der Alb zu leuchten.

Welch' ein glücklicher Fürſt ihr ſeid, Herr Herzog, rief Hutten, dieß ſchöne Land, ſo weit der Blick reicht, nennt ihr euer; bis dorthin, wo die Sonne eben hinter den dunkeln Tannenwäldern verſchwindet, begrüßt man

euch als Herrſcher; und welch' ein Volk hier wohnt, ſo bieder und kräftig, ſo treu und tapfer. Was könnt ihr euch noch mehr wünſchen? — Ja, es iſt ein ſchönes Land und ein wackeres Volk, deſſen Herrſcher ich mich nenne, entgegnete Ulrich, und ich bin ſtolz darauf, Herzog von Wirtenberg zu ſein. Aber das Glück wohnt nicht immer in den Schlöſſern der Herrſcher und der Fürſtenmantel ſchützt ſie nicht vor hartem Gram. Wie viele von denen, die da unten in niedern Hütten wohnen, ſind glücklicher als ich; denn ſie müſſen ihre Herzensneigung nicht höhern Zwecken, wie unſer Kanzler ſie zu nennen pflegt, zum Opfer bringen.

Aber man rühmt ja allgemein eure Braut, das bairiſche Fräulein, ſprach Hutten weiter; ſie ſoll eben ſo ſchön und liebenswürdig, als tugendſam ſein. — Sprich mir nicht davon, fiel ihm etwas heftig der Herzog in die Rede, und wär ſie auch mit allen Reizen geſchmückt, ſo iſt ſie eben nicht die Gattin meiner Wahl. Ich war ein Knabe noch und ſie ein Kind, als der ſchlaue Kanzler ſeinen Handel mit dem Kaiſer abſchloß, deſſen er ſich noch jetzt als ſeines Meiſterſtücks rühmt, und für den ich und mein Land ihm, wie er meint, den größten Dank ſchuldig ſind. Uns Beide, welche doch die Sache am meiſten angeht, hat man nicht um unſere Zuſtimmung gefragt. Ueberdies hab' ich ja beim Leichenbegängniſſe Herzogs Albrecht von Baiern meine Braut kennen gelernt, und ſo wenig Gefallen an ihr gefunden, als ſie an mir. O! Eliſabeth, wie liebenswürdig erſcheinſt du in deiner ſchönen Weiblichkeit gegen

dieſes ſtolze, eigenſinnige, unweibliche Geſchöpf, deſſen ſcharfe Zunge nur verwunden kann.

Ulrich verſank wieder in ſeine frühere trübe Stimmung und Hutten wagte es nicht, noch ein weiteres Wort zur Vertheidigung ſeiner künftigen Gebieterin zu ſprechen. So ritten ſie ſtill dahin und immer raſcher trieb der Herzog ſein Pferd an, als könnte er dadurch ſeinem eigenen Kummer entfliehen.

Endlich erhob ſich, ſchon in düſtere Schatten gehüllt, das Schloß von Nürtingen vor ihnen, wo damals die Wittwe des Herzogs Eberhard des Jüngeren wohnte, bei der ſich ihre Nichte, Eliſabeth, die Tochter des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, ein Fräulein voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, aufhielt. Ihr hatte Ulrich ſeine Jugendneigung zugewendet; aber eine Vermählung mit ihr lag nicht im Plane der damaligen Gewalthaber in Wirtenberg, da ſie weder dem Fürſtenhauſe, noch ihnen — und das war der Hauptgrund, warum ſie dieſelbe verwarfen — Vortheil verſprach. Vergebens jedoch wandten ſie alle Mittel an, um den Herzog von ſeiner Leidenſchaft für Eliſabeth zu heilen; ſelbſt die ſchöne Tochter des Erbmarſchalls, welche ihre Netze nach ihm auswerfen mußte, richtete Nichts bei ihm aus und ſo nahm denn der Kanzler die Zuflucht zu einem ſeiner Staatsſtreiche; er verlobte das Fräulein zu Nürtingen mit dem Markgrafen Ernſt von Baden, mit welchem ſie ſich auch noch im nämlichen Jahre vermählte (29. Sept. 1510).

Die Reiter waren abgeſtiegen, in einiger Entfernung

hielten die Diener mit den Pferden; die Trompeter und der Sänger mußten ſich unter den Fenſtern Eliſabeths aufſtellen, während Ulrich, an einen ſteinernen Pfeiler gelehnt, ſehnſüchtig nach dem ſtillen, von einer einzigen Lampe matt erleuchteten Gemache emporblickte. Schon oft war er ſo dageſtanden, aber wie ſeine Stimmung, war damals auch der Klang der Trompeten fröhlicher als jetzt, wo ſie mit gedämpftem Tone die Melodie eines Liedes bliesen, das der Herzog ſelbſt gedichtet hatte und das nun Wieland mit ſeiner ſchönen klaren Stimme ſang.

Ulrich war ein eifriger Jäger und darum kleidete er auch ſeine Gefühle in ein Jagdlied ein, aber Liebe und Liebeleid klingen durch vom erſten bis zum letzten Ton. Alſo ſang Johann Wieland:

Es ſchallt mein Horn im Jammerthal,
Mein Freud iſt mir verſchwunden,
Ich hab gejagt, muß abelan,
Das Wild lauft vor den Hunden;
Ein edel Thier in dieſem Feld
Hatt' ich mir auserkoren,
Das ſcheut vor mir, wie ich wohl ſpür',
Mein Jagen iſt verloren.

Fahr hin, Gewild, in Waldes Luſt!
Ich will dir nimmer ſchrecken
Mit Jagen dein ſchneeweiße Bruſt,
Ein Anderer muß dich wecken,
Mit Jägersg'ſchrei und Hundebiß,
Daß du nicht magſt entrinnen.
Halt' dich in Hut, mein Thierlein gut,
Mit Leid' ſcheid' ich von hinnen.

Kein Hochgewild ich ſehen kann,
Das muß ich oft entgelten;
Doch halt ich ſtät auf Jägersbahn,
Wiewohl mir Glück kommt ſelten.
Mag mir nicht gebühr'n ein Hochwild ſchön,
So laß ich mich begnügen
An Haſenfleiſch, nicht mehr ich heiſch',
Das mag mich nicht betrügen.

Eine weiße Frauengeſtalt hatte ſich während des Geſangs am Fenſter gezeigt und Ulrich meinte in ihr Eliſabeth zu erkennen; aber er rief ihr nicht wie ſonſt einen fröhlichen Nachtgruß hinauf; ſtumm ſchritt er, als die Muſik zu Ende war, ſeinem Pferde zu; da trat ihm der wohlbekannte Haushofmeiſter der verwittweten Herzogin in den Weg und ſprach: Meine Gebieterin läßt Euer Durchlaucht ihren Gruß vermelden und bittet, zu bedenken, daß das Fräulein droben die Braut eines ehrenhaften Fürſten iſt, welcher alſo zu Hofe zu reiten für Euer Durchlaucht ſich nicht mehr geziemen will. —

Bin ich nicht Herr in meinem Lande, entgegnete zornig der Herzog, und ſteh' ich hier nicht auf eigenem Grund und Boden, wer will mirs wehren, meine Trompeter hier ein Stücklein blaſen zu laſſen. Doch meld' es deiner Gebieterin, die auch mit hat kuppeln helfen, daß ich das letztemal hierſtehe und ihr gewiß nie zu Hofe reiten werde. Dann wandte er ſich und rief ſeinen Begleitern zu: Nun raſch zu Roſſe und vorwärts, ſo ſchnell die Thiere laufen können; und im Fluge gings davon.

Während auf ſolche Weiſe Ulrich ſeiner Geliebten den Scheidegruß brachte, ſaßen zu Stuttgart im Marſchallenhaus vor dem Tunzhofer Thore drei Männer in ernſtem Geſpräche bei einander. Der eine war der Erbmarſchall Konrad Thumb, dem der Herzog erſt vor fünf Jahren dieſes Haus geſchenkt hatte und der auf dieſen den größten Einfluß ausübte, deſſen aber auch gar wohl bewußt war und ſich daher gegen Jedermann ſtolz und herriſch zeigte, nur allein dem Herzog als ſeiner Hofmann ſchmeichelte. Er hielt ſich für den eigentlichen Regenten Wirtenbergs und doch wußte auch ihn ſein Nebenſitzer zu lenken. Dieß war ein ältlicher Mann von mittlerer Größe und wohlbeleibt; von Kopf bis zu Füßen ſchwarz gekleidet trug er an ſich nur einen einzigen Schmuck, eine goldene Kette mit einem Medaillon, welches das Bildniß des Kaiſers Maximilian zeigte, von welchem er dieſes Ehrengeſchenk erhalten hatte. Sein ſchwarzes Haupthaar begann ſich ſchon grau zu färben und unter ſeinen buſchigen Augenbraunen ſchaute ein dunkles Augenpaar hervor, deſſen lauernder Blick bald dieſen, bald jenen ſeiner Nebenſitzer traf; ſeine Naſe war ſtark gebogen und die ſchmalen Lippen des weitgeſpaltenen Mundes waren feſt zuſammen gekniffen. In ihm erblicken die Leſer den Kanzler, Dr. Gregor Lamparter, den ſchlangenklugen, heuchleriſchen, eigennützigen, aber auch beredten und vielerfahrenen Staatsmann, welcher damals nicht nur in den Angelegenheiten Wirtenbergs, ſondern auch Teutſchlands eine ſo wichtige Rolle ſpielte. Der Dritte

im Bunde war der Landschreiber Heinrich Lorcher, ein geborner Stuttgarter, ein schmächtiges Männlein, das vor den zwei Gewaltigen, Thumb und Lamparter, sich gar demüthig anstellte, aber sich ihnen durch seine Erfahrung in Finanzkünsten unentbehrlich gemacht hatte.

Die drei „saßen nun beisammen und hielten eifrig Rath", wie sie die Vermählung Ulrichs mit Sabine, der Tochter des Herzogs Albrecht von Baiern, bald zu Stande bringen möchten. Denn schon 1498 hatte Lamparter diese Verbindung in Vorschlag gebracht, um dadurch Sabine's Oheim, den Kaiser Maximilian, für seine Plane zu gewinnen und den Herzog Eberhard den jüngern, der freilich sein Unglück auch zum großen Theil selbst verschuldet hatte, um den Thron zu bringen. So bald Sabine 16 Jahre alt wäre, sollte die Vermählung vor sich gehen; jetzt aber war sie schon um 3 Jahre älter, ihr Vater gestorben (1509) und ihre Brüder, wie ihr Oheim, drangen immer stärker auf die Vollziehung des Vertrags von 1498. Der junge Herzog jedoch zeigte sich fortwährend widerspenstig und der Kanzler hatte daher, als er erfuhr, Ulrich sei nach Nürtingen geritten, seine Genossen eiligst zusammen berufen.

Ihr besitzt ja doch das Vertrauen unsres Herrn, Herr Erbmarschall, sprach der Kanzler, konntet ihr ihn denn nicht von diesem unbesonnenen Schritt abhalten? — Er hat mir davon gar nichts gesagt, antwortete Thumb; der junge Fant, der Hutten, ist gegenwärtig sein Vertrauter und der hindert ihn natürlich an solchen Streichen nicht. — Wir müssen den Hutten auf unsre Seite

Seite zu ziehen ſuchen, ſagte der Kanzler; der Herzog darf keinen Vertrauten haben, der es nicht mit uns hielte. Wißt ihr kein Mittel hiezu? Der Erbmarſchall lächelte: Meine Tochter ſcheint dem Hutten beſonders zu gefallen: ſeit aber das Mädchen einmal meinte, der Herzog ſelbſt habe ein Auge auf ſie geworfen, iſt ſie gar ſtolz geworden; doch ich will ſie ſchon auf andere Gedanken bringen und ſie ſoll uns den jungen Mann gewinnen helfen. Für jetzt aber müſſen wir vornämlich darnach trachten, daß die Hochzeit mit dem bairiſchen Fräulein bald zu Stande kommt. Da müßt ihr das Beſte thun, Herr Kanzler; denn wenn es eurer Beredtſamkeit nicht gelingt, des Herzogs Eigenſinn zu brechen, ſo weiß ich nicht, was wir anfangen. — Ich habe mir die Sache ſchon überlegt, erwiederte Lamparter, und ich denke, wir können den Herzog am Leichteſten dadurch gewinnen, daß wir ihm vorſtellen, dieſe Vermählung ſei das beſte Mittel für ihn, ſich in der Gunſt des Kaiſers recht feſt zu ſetzen, daß er aber dieſe Gunſt ſehr nöthig habe, davon will ich ihn ſchon überzeugen. Das Beiſpiel ſeines Oheims, Eberhards des jüngern, iſt ihm noch in friſchem Angedenken und wir haben dafür geſorgt, daß auch er mit ſeiner Landſchaft zerfallen iſt; wenn dieſe den Kaiſer, wie im Jahre 1498, für ſich gewinnen könnte, ſtünde es ſchlimm um ihn; auch der ſchwäbiſche Bund iſt ihm gram, weil er ſich demſelben beizutreten weigert und gegen dieſen hat er des Kaiſers Schutz beſonders nöthig. — Ihr wißt doch ſtets zu rathen und zu helfen, Herr Kanzler, ſprach der Erbmarſchall; ja, ja das iſt der rechte

Weg, um des Herzogs Einwilligung zu erlangen, und wir wollen euch hiebei eifrig an die Hand gehen. Je bälder die Hochzeit gehalten wird, desto beſſer iſt es. — Nun nahm auch der Landſchreiber, welcher bisher geſchwiegen hatte, das Wort und machte ſeine Genoſſen auf die Koſten aufmerkſam, welche die Hochzeitfeier verurſachen würde. Gewiß, ſagte er, wird der Herzog dabei die größte Pracht zeigen wollen, und doch iſt euch, Herr Erbmarſchall und Herr Kanzler, wohl bekannt, daß ſeit zwei Jahren ſchon das Land von Mißwachs ſchlimm heimgeſucht wird; unſere Frucht- und Weinvorräthe haben gewaltig abgenommen und die Unterthanen ſind kaum mehr im Stande, ihre Gülten und Zehnten zu entrichten. — Das darf uns nicht abhalten, unſern Plan auszuführen, entgegnete der Kanzler; eure Pflicht iſt es, für die nöthigen Mittel zu ſorgen, daß die Hochzeit ſo ſtattlich als möglich gehalten werden kann; wenn's nicht anders geht, müſſen wir eben Geld aufnehmen; ihr ſeid ja mit den reichen Bürgern Stuttgarts verwändt und befreundet; ſchafft, daß dieſe ihre Geldtruchen öffnen. — Der Landſchreiber verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und die drei Männer endeten ihre Berathung.

Es wurde aber dem Kanzler nicht ſo leicht als er meinte, des Herzogs Widerwillen gegen die Vermählung zu beſiegen. Mit Hilfe der ſchönen Hedwig v. Thumb gelang es zwar den Verbündeten, den Junker Hans v. Hutten auch in ihr Intereſſe zu ziehen; ſeine Vorſtellungen wollten ſo wenig fruchten als die ihrigen. Um die Zeit, wo Eliſabeth ſich mit dem Markgrafen von

Baden vermählte, war Ulrich mürrischer und trübsinniger als je; die Einladung zu dieser Hochzeit erzürnte ihn aufs Heftigste, wiewohl es ganz in der Ordnung war, daß man ihn als Verwandten und Nachbar nicht überging. Nun wollte er wieder gar Nichts mehr von seiner eigenen Hochzeit wissen und seinem Schwager, dem Herzog Wilhelm von Baiern, gab er auf die deßwegen gemachte Anfrage eine höchst unbefriedigende Antwort.

Seine einzige Freude war damals die Jagd und den größeren Theil des Spätjahrs brachte er damit zu, die wildreichen Forsten seines Landes zu durchstreifen. Einst jagte er im Schönbuch zwischen Bebenhausen, Entringen und Hagelloch; da stieß ihm ein Hirsch von ausgezeichneter Schönheit auf, dem er hitzig nachsetzte. Sein Gefolge hatte ihn bald aus dem Gesichte verloren und kehrte, als es Abend wurde, nach Bebenhausen zurück, in der Meinung, er werde schon hier angelangt sein. Allein Ulrich hatte sich verirrt und ritt lange in der Irre umher. Endlich erblickte er in der Ferne ein Licht und ritt auf dasselbe zu. So kam er an ein Haus zu Hagelloch in der Nähe der Kirche und auf seinen Ruf schaute ein Bauer zum Fenster heraus. Wollt ihr mir nicht den Weg nach Bebenhausen zeigen, sprach der Herzog, ich habe mich auf der Jagd verirrt und werde euch gut belohnen. Der Bauer aber antwortete: Ihr Gesellen meint, wenn ihr kommt, so müsse man euch gleich aufwischen; meine Suppe steht auf dem Tisch, wartet, bis ich fertig bin, so will ich mit euch gehen. Der Herzog fügte sich in Geduld; nach einer guten Weile erschien der Bauer

mit seinem Stecken unter der Hausthüre; als er aber den Weidmann recht ansah, ging er wieder zurück. Ulrich rief ihm zu, er solle doch kommen, er wolle ihn gewiß gut lohnen. Der Bauer aber sprach: Ei Herr! es ist euch Gesellen nicht allweg zu trauen; ich will nur statt des Steckens meinen Spieß holen. So ausgerüstet geleitete der Bauer nun den Herzog und sie sprachen mancherlei mit einander, bis sie auf die Wiese kamen, ein weites Wiesenfeld, die Mäder genannt. Nun waren die Diener und Hofleute des Herzogs, da sie diesen zu Bebenhausen nicht fanden, ebenfalls ausgezogen, um ihn zu suchen und kamen gerade den Berg herauf. Als der Bauer so viel Fackeln hin und her sich bewegen sah, das Blasen der Jagdhörner und das Geschrei hörte, meinte er, es seien Gespenster und wollte eilends nach Hause zurück. Der Herzog aber rief in gebieterischem Tone: Bleib', oder ich schieße dir eine Kugel durch den Kopf; halte dich nur an mein Pferd, es soll dir nichts Schlimmes widerfahren. Dann stieß er in sein Horn und von allen Seiten eilten seine Leute herbei, voll Freude, ihren Herrn glücklich wieder gefunden zu haben. Der Bauer erfuhr nun, wen er begleitet habe und gerieth von Neuem in Angst, der Herzog möchte ihn seiner unfeinen Reden wegen strafen. Dieser aber befahl einem Reiter, ihn zu sich aufs Pferd zu nehmen, und in Bebenhausen seinen Edelleuten, ihm tüchtig zuzusprechen und ihn recht fröhlich zu machen, worauf er ihn am nächsten Morgen nebst einem Geschenk entließ.

Später hielt Ulrich sich auch einige Tage im Schloß

zu Urach auf; dort jagte er einmal auf dem Roßfeld einen Eber von ungewöhnlicher Größe; plötzlich wendete sich dieser und stürzte gegen Pferd und Reiter; aber Ulrich zog schnell sein Schwert und tödtete ihn mit einem Hieb. Im Triumph brachten die Jäger das gewaltige Thier ins Schloß; hier wurde im Rittersaal dessen Abbild in Holz geschnitzt, mit den natürlichen Zähnen aufgestellt und der Boden so beweglich gemacht, daß der Eber bei der Oeffnung der Thüre den Eintretenden entgegenlief. (Der Eber war sieben Fuß drei Zoll lang, fünf Fuß zwei Zoll hoch, drei Fuß zwei Zoll dick und hatte einen Kopf von dreiundzwanzig Zoll Länge, wie die Tafel im Rittersaal zu Urach meldet).

Diese und andere reiche Jagdbeute, auch die Seele und Leib stärkende und erquickende Waidluft selbst hatte des Herzogs Unmuth ziemlich vertrieben und er kehrte in besserer Stimmung, als er ausgezogen war, nach Stuttgart zurück. Die Vorstellungen des schlauen Kanzlers schienen mehr Eindruck auf ihn zu machen, besonders da er ihn aufs Bestimmteste versicherte, daß der Kaiser geäußert habe, wenn Ulrich sich bald mit seiner Nichte vermähle, wolle er ihm vor allen Fürsten des Reiches ein gnädiger, günstiger Herr sein. Lamparter brachte ihn endlich so weit, daß er dem Kaiser die Bestimmung der Zeit der Vermählung anheimzustellen versprach.

An einem trüben Wintermorgen zu Anfang des Jahres 1511 saß nun einmal Herzog Ulrich beim Morgenimbiß allein im Schlosse zu Stuttgart. Draußen tobte ein heftiger Nordwind und warf die dicht herabfallenden

Schneeflocken gegen die hohen Bogenfenster des Gemachs, daß die Fensterscheiben klirrten. Vor dem Herzog lag sein Lieblingshund, ein Thier von seltener Schönheit, Stärke und Schnelligkeit, der treueste Wächter seines Herrn, vor dessen Bett er alle Nacht ruhte. Unverwandt blickte er mit seinen klugen Augen den Herzog an; plötzlich aber erhob er sich, wandte den Kopf nach der Thüre und begann zu brummen. Ulrich, der bisher in Gedanken versunken da gesessen war, erhob das Haupt ebenfalls und seine Blicke folgten denen des Hundes. Da öffnete sich die Thüre und der Kanzler trat herein. Es lag etwas Stolzes und Höhnisches in seinen Blicken, welches selbst die Manier tiefer Unterwürfigkeit, mit der er sich unter Bücklingen dem Herzog näherte, nicht ganz zu verwischen vermochte. Eure Durchlaucht, hub er an, nicht ohne einen ängstlichen Seitenblick auf den Hund zu werfen, der die Zähne blöckend neben seines Herrn Stuhle stand, sich aber, als dieser ihm einen leichten Schlag auf den Kopf gab, wieder legte — Eure Durchlaucht haben sich entschlossen, die Bestimmung der Zeit ihrer Vermählung Kaiserlicher Majestät zu überlassen; nun ist von kaiserlicher Majestät ein Schreiben angelangt, worin Hochdieselbe den Wunsch ausdrücken, das Beilager Eurer Durchlaucht möchte noch vor den nächsten Fasten vollzogen werden; da haben nun der Erbmarschall und ich bedacht, daß, weil im Februar die Schwester der Braut sich mit dem Pfalzgrafen vermählt, Euer Durchlaucht Hochzeit am Schicklichsten gleich nachher, zu Anfang des Märzes, gefeiert werden könnte. Wir erwarten nun in

aller Unterthänigkeit, was Eure Durchlaucht hierauf beschließen werden.

Schon im März, sprach Ulrich leise vor sich hin, im März also soll ich in das Joch; nun es sei, da es sich doch nicht ändern läßt. Dann fuhr er laut fort: Ich genehmige euern Vorschlag; aber sorgt nun auch dafür, daß das Hochzeitfest so zugerüstet wird, daß es meiner und meines Ranges unter den deutschen Fürsten würdig ausfällt; spart Nichts und laßt Einladungen dazu in alle Theile des Reichs ergehen. — Es soll Alles aufs Beste besorgt werden, erwiederte der Kanzler, nur möcht' ich es wagen, wegen der Kosten. — Was Kosten, fiel ihm der Herzog zornig ins Wort, wollt ihr nun auf einmal geizig werden, Herr Kanzler? Habt ihr mir doch bisher Nichts von Sparen vorgeschwatzt, sondern mir ohne Widerstreben angeschafft, was ich verlangte. Das muß künftig auch so bleiben; denn merkt's euch wohl: darum allein hab' ich bis jetzt euch mit euren beiden Genossen im Lande nach Belieben schalten und walten lassen, obgleich manche Klage über euer Regiment geführt wird. Hütet euch, mir Veranlassung zu geben, daß ich einmal selbst nachsehe, wie ihr wirthschaftet, denn alsdann möchte es euch schlimm gehen. — Meine Pflicht als Kanzler, sprach Lamparter im unterwürfigsten Tone, gebot mir, Eure Durchlaucht auch hierauf aufmerksam zu machen, doch die Pflicht gegen euch, meinen hochgebietenden Herzog und Herrn, geht allem Andern vor.

Der Kanzler entfernte sich und bald nachher erhob sich auch der Herzog und ging in die Turniz hinab.

Hier waren Edelleute und Hofdiener mit dem edeln Waffenspiel beschäftigt. Die Einen fochten mit einander, Andere warfen Lanzen nach einer an der Wand aufgerichteten hölzernen Scheibe. Der Herzog, der in ritterlichen Fertigkeiten so geübt war, als irgend ein Fürst seiner Zeit, ergötzte sich einige Zeit am Zuschauen, lobte den Einen und wies den Andern zurecht. Lange aber ließ ihn seine Unruhe auch hier nicht verweilen, er forderte den Junker Hutten auf, einen Ritt mit ihm zu machen und bald erdröhnte die hölzerne Schloßbrücke unter den Hufen ihrer Rosse.

Der Herzog scheint heute nicht besonders gut gelaunt zu sein, sprach einer der Anwesenden. — D'rum ist der Kanzler, die falsche Katze, bei ihm gewesen, entgegnete ein Anderer, der muß wieder einen seiner Streiche ausgeführt haben, er sah so schadenfroh aus. — Ja! und das Geldmännlein, den Lorcher, hab' ich heute auch schon herumschleichen sehen, sprach ein Dritter, der macht ein recht pfiffiges Gesicht, er muß wieder eine neue Steuer erfunden haben. — Schwatzt mir von den schlechten Burschen nicht, hub ein Vierter an, da lob' ich mir den Herrn Erbmarschall, der tritt immer gerade und aufrecht einher, und wenn er auch gegen das Bürgervolk grob ist, mit uns geht er doch recht gnädig um. — Ich halt' auch nicht viel auf ihn, sprach Uz Hubenschmid, einer der herzoglichen Trabanten, ein wilder, trotziger Mensch, dem aber seine Körperkraft großes Ansehen unter seinen Kameraden verschaffte; der Herzog allein ist ein rechter Mann und wenn ich an seiner Stelle wäre, ich jagte

die drei alle zum Teufel und fing einmal selbst an zu regieren. — Er wollte noch weiter sprechen: aber ein Wink der Umstehenden hemmte ihn in seiner Rede und gleich den Uebrigen stand er plötzlich voll Demuth da. Denn der Erbmarschall war hereingetreten und fragte nach dem Herzog. Da er erfuhr, dieser sei ausgeritten, befahl er den Dienern, die Tische zum Mittagsmahl zu rüsten und forderte die noch anwesenden Edelleute auf, ihm zu folgen, da er ihnen Wichtiges mitzutheilen habe.

Seine Mittheilung betraf die Hochzeit des Herzogs, welche er und der Kanzler auf den zweiten März festgesetzt hatten und zu welcher man nun aufs Eifrigste die umfassendsten Zurüstungen zu machen begann.

Das Schloß wurde von oben bis unten untersucht und was schadhaft war, ausgebessert. Mehrere Zimmer malte man und versah sie mit Sinnbildern. Eines von diesen stellte einen großen jungen Mann vor, mit bloßem Haupt und weißem Gewande, an dessen Saum die Worte standen: Leben und Tod. Auf seiner Stirne las man: Winter, Sommer; an der Seite war das Gewand bis zum Herzen offen, hier erblickte man die Worte: Nahe, Ferne. Ein anderes zeigte einen Früchte tragenden Baum, über ihm eine Hand aus den Wolken mit einem Blitz, der den Baum spaltete, dabei die Umschrift: nur der Tod raubt unsre Gaben. Ferner war zu sehen ein Schwan im Wasser, über ihm drei fliegende Fledermäuse mit den Worten: Ungetrübter Glanz. Weil die Hofküche nicht zureichte, erbaute man im Lustgarten, nahe beim Schloß noch drei weitere Küchen, die eine für die fürstlichen

Gäste, die zweite zur Bereitung der Braten, die dritte für das gemeine Volk und die Speisung in der Stadt. Beim Eingang ins Schloß wurde ein Brunnen errichtet, aus welchem durch vier Röhren rother und durch vier andere weißer Wein floß. Da durfte Jedermann trinken, doch sollte keiner etwas nach Hause nehmen, außer was er im Kopfe davon trüge. Reinhard Spät hatte die Ritterspiele zu besorgen und mußte die Rennbahn im Lustgarten ebnen, mit Sand bestreuen und mit rothangestrichenen Schranken einfassen lassen. Der Vogt von Stuttgart, Johann Gaisberg, der Kastner von Heidenheim, Stephan Lichtenauer und der Fourier vom Schlosse Teck, Wendel König, zwei Rathsherren und zwei von der Gemeinde durchzogen mit einem Schreiber die ganze Stadt, besahen Wohnungen und Ställe und sorgten dafür, daß in allen Häusern für den Fall einer Feuersbrunst das nöthige Wasser in Zubern und Butten gesammelt und daß die mittelst eiserner Träger an den Gebäuden befestigten Feuerpfannen, welche bei außerordentlichen Gelegenheiten zur Erleuchtung der Stadt dienten, gehörig mit Harz und Pechringen versehen wurden. Die Klosterhöfe und die besten Wohnungen wurden, da im Schlosse selbst der Raum beiweitem nicht zureichte, für die fürstlichen Gäste hergerichtet, für die Geistlichkeit aber im Spitalgebäude Zimmer gerüstet. Für sie hatten Dr. Reuchlin und Dr. Vollers zu sorgen; zur Aufwartung bei den Fürsten wurden Edelleute und herzogliche Räthe bestellt. Andere Adeliche erhielten die Bestimmung,

bei Hof aufzuwarten und die Speisen auf die fürstlichen Tafeln zu tragen.

Die Zahl der höheren und niederen Hofdiener war nicht gering; denn Ulrich hielt einen ansehnlichen Hofstaat; besonders hatte er viele Jäger, Falkner, Pferde- und Stallknechte, auch als eifriger Freund und Kenner der Tonkunst eine nicht nur durch die Zahl, sondern auch durch die Kunstfertigkeit ihrer Mitglieder ausgezeichnete Hofmusik — dennoch glaubte man für dieses Fest damit nicht ausreichen zu können. Daher wurde die gewöhnliche Hofdienerschaft durch einen Zusatz, den man im ganzen Lande auswählte, noch beträchtlich verstärkt. Man berief 130 geschickte Leute zu Aemtern bei Hof, 120 flinke, junge Leute zum Aufwarten und 800 wehrhafte Männer, die von Person geschickt, gerad, mit guten Gliedmaßen, ansichtig und schicklich wären, um die Wachen im Schloß, vor der Kirche, im Thiergarten, vor den fürstlichen Herbergen, am Rath- und Herrenhaus, und unter den Thoren zu versehen. Jeder sollte auf seine Kosten einen „gesäuberten Krebs und halbe Stücke, ein rothes zweilappetes Barett, einen weißen Federbusch und eine Hellebarde" mitbringen und die Aemter mußten sie mit rothem Tuch zu Hosen und Wamms versehen; die Hosen und die Aermel der Wämmser aber sollten ziemlich weit, mit gelbem Tuch unterfüttert und zerschnitten sein. Sie erhielten zwei Oberhauptleute, Philipp v. Rechberg und Ernst v. Fürst, vierzehn Hauptleute und waren reichlich mit Pfeifern und Trommlern versehen. Große Vorräthe an Frucht, Wein und andern Lebens-

mitteln wurden herbeigeschafft, fremde Fische und Gewürze verschiedener Art bei den Kaufleuten, Konfekt und getrocknete Früchte bei dem Apotheker Beesel in Tübingen bestellt.

Die Einladungen zum Feste ergingen ins ganze Reich und aus allen Theilen desselben kamen vornehme Gäste. Die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz, die Herzoge von Baiern, Braunschweig und Mecklenburg, die Markgrafen von Baden und Brandenburg, mehrere Fürstinnen und fürstliche Fräulein, viele Grafen, Freiherren und Adeliche, die Botschafter des Kaisers und mehrere Fürsten, die Abgeordneten von 23 Reichsstädten, von der Landes-Universität, den Stiften und der Geistlichkeit, die Prälaten und aus 63 Städten und Aemtern Württembergs und Mömpelgards je Einer vom Gericht und von der Gemeinde. Es waren mit der Dienerschaft mehrere tausend Fremde, welche zwischen 6 und 7000 Pferde mitbrachten.

Am Sonntag den 2. März war in Stuttgart Alles schon am frühesten Morgen auf den Beinen; die Achthundert zogen vor das Tunzhofer Thor, um Spaliere zu bilden, voraus Zimmerleute und Kanoniere, dann zwei Fahnenträger, die Trommler und die Pfeifer. Nach ächter Landsknechtsweise stimmten sie ein Marschlied an:

Also ihr Landsknecht,
Seid fein munter,
Stehet aufrecht,
Jeder b'sonder;
Wie man stellet,
Daß er bleibe

Und sich gesellet;
Keiner vertreibe
Auf der Gassen;
Jeder fassen
Soll seine Spieße,
Dann ihr müssen
Hie aufwarten
In Stuttgarten,
Bis die Herren
Jetzt begehren
Auszureiten
Mit Hofleuten,
Zu empfangen
Mit Verlangen
Unser Braute,
Schon vertraute,
Ueberlaute,
Also fürstlich
Herzog Ulrich
Unsere Herren
In den Ehren.
Frische Binke, Banke,
Daß keiner wanke,
Weichet nicht,
Wartet Alle.

Als der Gesang verstummte, begannen die Trommler, vom schrillen Ton der Pfeifen begleitet, den „wirtenbergischen und den Landsknechtsstreich" zu schlagen, je 5 gleiche Schläge, auf welche eine Pause folgte, wobei die Marschierenden drei Schritte vorwärts machten und dabei sangen:

Bruder sieh' dich um
Wie die Braut hinkomm',

Daß ſich keiner ſom',
Drum ſo ſeid friſch auf,
Wirtenbergiſch' Hauf'
Schlaget tapfer drauf.
Bruder ſieh' dich um,
Daß ſich keiner ſom',
Denn die Herrn von Teck,
Sind Herzoge gar keck,
Die zu Wirtenberg,
Herriſch' Herrn vermerk',
Und in gleicher Art,
Die von Mömpelgard;
D'rum ſo ſeid friſch auf,
Schlagt die Trommeln d'rauf:
Pomp, Pom, Pom, Pom, Pomp,
Schirmt das Vaterland
Wohl mit gewehrter Hand,
Seid wacker-und munter,
Wach' ein jeder beſonder
Pomp, Pom, Pom, Pom, Pomp.

Weiter unten am Hirſchbad ſammelten ſich die Reiter, welche die Braut einholen ſollten, und ordneten ſich zum Zuge. Ihn eröffneten die Adeligen, die Hofdiener, die wirtenbergiſchen und fremden Reiſigen, faſt 1000 Mann ſtark. Dann kam der Erbmarſchall mit Trompetern und Paukern, hierauf der Herzog ſelbſt auf einem mit hohem Federbuſch geſchmückten Roſſe von edler Geſtalt, deſſen Hals, Bruſt und Schweif mannigfach verziert waren. Er trug ein rothes Gewand, rothe geſtickte Beinkleider; ſeine Halbſtiefel waren von Silberſtoff, ſeine Sporne vom feinſten Gold; auf ſeinem breit-

gekrämpten, mit Gold und Edelsteinen besetzten Hut nickte ein doppelter Federbusch, auch hatte er einen kostbar besetzten Degen mit vergoldeter Scheide und Säbeltasche. Ihn begleiteten die Grafen von Zollern und von Werdenberg und 13 junge Edelleute in weißen Gewändern von Damast. Jetzt folgten die fürstlichen Gäste und die fremden Herrschaften mit ihrer Begleitung. Auf dem Berg zwischen Feuerbach und Zuffenhausen begegneten sie dem Zug der Braut. Sabine saß in einem, von 6 Rappen gezogenen, mit dem pfalzbairischen Wappen, zwei vergoldeten Löwen, gezierten Wagen. Sie war ebenfalls roth gekleidet und von hoher, schlanker Gestalt. mit zierlich geformten Händen und Füßen. Haar und Augen waren von brauner Farbe, das Gesicht länglicht rund, Nase und Mund von mittlerer Größe; in ihrem Blick und Gange aber, wie in dem Ton ihrer Stimme lag etwas Unweibliches, das mit den feinen Zügen sehr kontrastirte. Als unterm Klange lärmender Musik Ulrich vom Pferde stieg, verließ auch sie den Wagen und Beide umarmten einander unter lautem allgemeinem Freudengeschrei. Nachdem der Pfalzgraf Ludwig und der Markgraf Friedrich von Brandenburg Bewillkommnungsreden gewechselt hatten, setzte sich der vereinte Zug wieder in Bewegung, unterwegs aber wurde zweimal Halt gemacht und einzelne Adelige ritten hervor, um ein Paar Lanzen zu zersplittern. Vor dem Thore stiegen 6 Ritter vom Gefolge der Braut ab und gingen neben ihrem Wagen her.

Vom Tunzhofer Thore bewegte sich der Zug längs

der Stadtmauer hin nach dem obern Thore, durch welches er dann die Stadt selbst betrat.

Stuttgart hatte, seit seiner Belagerung durch Rudolph von Habsburg, bedeutende Veränderungen erlitten; es war seitdem, wie die fürstlichen Räthe 1496 sich äußerten, die vornehmste Stadt im Herzogthum geworden, die reichste an Leuten, Gut und Vernunft, und die bequemste zur Beherbergung der Gäste selbst vom höchsten Range. Seiner anmuthigen Lage wegen nannten die Schwaben es das Paradies der Erde und auch Fremde lobten das milde Klima, die gesunde Luft und die fruchtbare und trefflich angebaute Gegend. Der Rebenkranz, welcher die Stadt schon 1286 umgab, hatte sich indeß bedeutend erweitert und mancher sonnige Bergabhang, den damals noch Waldbäume einnahmen, prangte jetzt mit dem frischen Grün des Weinstocks; ein Theil der Wiesen des untern Thals hatte sich in schöne Gärten verwandelt und statt eines sah man nun auf der Nordseite der Stadt drei Seen. Diese selbst aber hatte den Kreis ihrer Mauern, weil es für neue Gebäude allmälig an Platz zu mangeln begann, längst überschritten. Nördlich und südlich vor der Altstadt erhoben sich zwei Vorstädte, welche zusammen sie an Umfang weit übertrafen, aber der schützenden Mauern noch größtentheils entbehrten. Ein hölzerner Zaun und Graben ersetzten deren Stelle und am erhabensten Punkte der Stadt erhob sich eine Verschanzung, das Bollwerk genannt. Ein Vorzug der beiden Vorstädte, von denen die südliche die St. Leonhards-Vorstadt, die nördliche, wo sich der zu

Ritterſpielen beſtimmte Platz befand, der Turnieracker hieß, waren ihre breiten, geraden Straßen; anſehnliche Gebäude aber hatten ſie, außer ihren Kirchen, noch keine; die reichern und vornehmern Bürger zogen den Aufenthalt in der engern aber beſſer geſchützten Altſtadt vor. Die Verſchönerung und Vergrößerung Stuttgarts ließen ſich vornämlich Ulrich der Vielgeliebte und ſein Neffe Eberhard im Bart angelegen ſein. Erſterer baute die Kanzlei beim Schloße und das Herrenhaus auf dem Markt; auch führte er die Stiftskirche neu und zwar ganz von Steinen auf.

Seit dem Jahre 1321, wo Stuttgart die beſtändige Reſidenz der wirtenbergiſchen Fürſten wurde, erlitt auch das Schloß manche Veränderungen. Im fünfzehnten Jahrhundert, bildete es ein Viereck, in deſſen Hof ſich ein dreiſtockiges Brunnenhaus mit einem Rohrbronnen und ein Garten mit einem Sommerhauſe befanden. Unter ſeinen Gemächern zeichneten ſich durch Größe der Ritterſaal im obern und die Turniz im untern Stockwerk aus; in letzterem ſpeiste gewöhnlich das Hofgeſinde, auch wurden hier Waffenübungen und Fußturniere gehalten. Oeſtlich vom Schloß lag der fürſtliche Luſtgarten. Er war mit einer Mauer umgeben und enthielt neben mannigfaltigen Anlagen, hohen Bäumen und ſchattigen Gebüſchen, eine 150 Schritte lange und 60 Schritte breite Rennbahn.

Durch die obere und die Hirſchgaſſe bewegte ſich der Zug langſam auf den Markt, wo die Bürgerſchaft verſammelt war und wo die Ritter wieder „ein Spiel

im Renn- und Stechzeug" gaben, und hielt dann vor der Stiftskirche still, wo Alle, welche nicht zur Aufwartung bestimmt waren, ihn verließen und sich in ihre Herbergen begaben.

Vor dem Haupteingange der Stiftskirche standen in langer Reihe Prälaten und Geistliche und Hugo von Landenberg, Bischof von Konstanz, hielt eine Anrede an das Brautpaar, fragte zuerst den Herzog, hierauf Sabine, ob sie mit einander sich zu vermählen Willens seien, worauf er vom Herzog den Brautring begehrte und ihn der Braut an den Finger steckte, mit den Worten: Wie dieser Ring rund und von reinem Golde ist, so soll bündig und rein die Liebe sein, — die Hände beider in einander legte und den Segen über sie sprach. Beide traten hierauf in die Kirche und beteten knieend am Altar. Nach geendigtem Gottesdienst aber begaben sie sich, unter dem Vortritt des Erbmarschalls, mit ihrem Gefolge ins Schloß. Da stand in einem festlich ausgeschmückten Gemache ein großes, auf mit Elfenbein gezierten Füßen ruhendes Prachtbett, welches das neue Ehepaar in Gegenwart von Zeugen und unter deren Glückwünschen bestieg, alsdann aber sich zur Mahlzeit im Rittersaale begab.

Hier war eine große, reichgeschmückte Tafel aufgestellt und noch prächtiger beinahe als sie nahm sich der Kredenztisch aus; denn hier standen goldene und silberne Gefäße in Menge und von der mannigfachsten Form und Gestalt, ein seit Jahrhunderten gesammelter Familienschatz von hohem Werthe; besonders zahlreich waren die Trink-

gefäße, „Becher, Köpfe, Scheuern, Scheuerlein, Kannen, Reifkannen, Flaſchen und Schenkfäſſer," die meiſten mit den Wappen der Gäber, viele auch mit Figuren verziert, von Großvater und Urgroßvater her ererbt. Darunter ein „bolleter" Becher, auf drei heidniſchen Fräulein ſtehend, mit einem Kranz von Trauben- und Rebenlaub in der Mitte und am Fuß; ein „bunkinirter" Becher, mit drei gelben Löwen im ſchwarzen Feld am Fuße und einem Männlein auf dem Deckel, ein „gelaubter" Becher, auf drei Narren ſtehend, davon jeder eine Fahne mit dem Reichsadler und dem wirtenbergiſchen Wappen hielt, mit einer Kirche, „daran drei Chriſtophel" und einem Pelikan auf dem Deckel, ein „bolleter" großer Becher, mit allen zum Fürſtenthum Wirtenberg gehörigen Wappen, auf deſſen Deckel ein „gewappneter" Mann mit einem Scepter ſaß; ein vergoldetes Schnurrlein mit ſieben Affen an ſeinem Fuße und ein Salzfaß, welches ein Männlein auf dem Rücken trug; dieſes Männlein aber ſtand an einem Baume mit Natterzungen in einem Garten, deſſen Fußgeſtell drei Männer bildeten.

Wer den Herzog Ulrich bei dieſem Mahle ſah, der mußte glauben, er ſei ganz glücklich, denn er zeigte die beſte Laune, oft kredenzte er den Becher und ließ ihn herumgehen, und als der Nachtiſch aufgetragen wurde, befahl er der Hofmuſik, die ſich während der Mahlzeit hatte hören laſſen, die Melodie eines beliebten Liedes zu ſpielen und er ſelbſt leitete mit ſeiner hellklingenden ſtarken Stimme den Geſang der Gäſte. Ob es ihm aber ſo recht von Herzen ging, wer weiß es? Vielleicht war

die Anweſenheit Eliſabeths von Baden der Grund ſeiner Luſtigkeit: denn der liſtige Kanzler hatte ſich alle Mühe gegeben, ihn zu überreden, ſie habe ihn dem Markgrafen Ernſt aus Herzensneigung vorgezogen und ſo wollte nun auch er ſich das Anſehen geben, als gehe ihr Verluſt ihm gar nicht nahe.

Deſto natürlicher und ungekünſtelter war die Luſt derer, die drunten beim achtröhrigen Brunnen ſich gütlich thaten und die friſche Luft des Lebens in vollen Zügen mit dem kühlen Trunke aus dem Wunderborn hinunterſchlürften und dabei die Diener, welche mit Brod, Käſe, Braten und Fiſchen herumliefen, in beſtändiger Thätigkeit erhielten. Dazu ſchlugen die Trommler den „wirtenbergiſchen Streich“ und die umſtehende Menge ſchrie und jauchzte aus voller Kehle.

Am meiſten mußte die Aufmerkſamkeit des Beobachters eine Gruppe von ſechs luſtigen Geſellen auf ſich ziehen, die ſich dem Brunnen zunächſt gelagert hatten und einander aus einem großen ſteinernen Kruge wacker zutranken, wobei ſie es an derben Volkswitzen nicht fehlen ließen. Ihrer ärmlichen, theilweiſe zerriſſenen Kleidung ſah man es an, daß ſo ein fröhlicher Tag bei ihnen ſelten vorkam. Es waren der Legelin Jörg von Stuttgart, Hans Schmeck von Waldenbuch und drei aus der benachbarten Glashütte, Peter Koch, Kaſpar Schmid und Peter Wolf. Der Herzog ſoll leben, rief der Legelin Jörg, der führt 'n beſſre Trunk als der Hans Jörg drüba am Tunzhofer Thor und a Koch iſt er, des muß i ſage, do iſt unſer Peter von der Glashütte a Lump

dagege, bei dem iſt au der Schmalhans Küchemoiſter und mit dem Brota, den er ſchon in ſeiner Küche g'macht hot, könnt' mer koa Maus z'todt füttera. — Hoſt au no koin Zah am a Broteshoi ausbiſſa, Jörg, entgegnete Peter; aber gucket mer no a mol da Wolf a, wie der kaut, er macht ſeim Name wärle koi Schand. Ei, daß uich, fiel Schmeck ein, könnet er's Foppe net lau, finget liaber ebbes G'ſcheuts. — Hoſt recht, Hans, rief Kaſpar Schmid und begann aus voller Kehle ein Lied, in welches die Andern ſogleich im Chor einſtimmten:

Alſo ihr Reiter
Und Bärenhäuter,
Naße Knaben,
Welche haben
Nur halb Hoſen,
Gern lang toſen,
Und ihr Blinden,
Laßt euch finden,
Auch ihr Lahmen
All' mit Namen,
Alle Bettler,
Schuldennöttler,
Die nit haben,
Zu erlaben,
Lung' und Leber,
Alle Weber,
Scheerenſchleifer
Und ihr Pfeifer,
Nichts deſt' minder
Bürſtenbinder,
Kommet alle
Mit ein'm Schalle

Zu dem Brunnen;
Denn der Wirth
Zahlt die Irt (Zeche).
Denn man soll jetzt nit lang feiern,
Sondern trinken gute Leuern,
Und sich fleißen
Auf den weißen,
Auf den rothen,
In den Nothen,
Käs und Broden
Gut zusammen,
Trinket All' in Gottes Namen.
Frische Binke, Banke
Daß keiner zanke,
S'ist ein gut Getranke,
Feiert nit,
Ich euch bitt'
Nichts verschütt'.
Trinket Alle!

Während des Gesangs hatten sich zwei Männer der fröhlichen Gruppe genähert, ohne von ihr bemerkt zu werden. Ihre Tracht ließ sie als Bauern erkennen; in dem rothen Gesicht und den groben Zügen des Einen that sich wilder Trotz kund, aus den kleinen blitzenden Augen des Andern aber leuchtete, trotz der fast einfältigen Miene, die er angenommen hatte, Verschlagenheit hervor. Es waren der Schlachtlin-Claus von Groß-Heppach und der Gais-Peter von Beutelsbach. — Nu, Jörg, rief der Letztere, heut' schafft ja fleißig uf'm Handwerk, denk' wohl, witt dein Moisterstück mache? — Der Angeredete sprang auf, drückte des Gaispeters dar-

gebotene Rechte und rief: Ei, grüß' dich Gott, kommet er au noch Stuagert, geltet, der Brotawind von hie hot ui ins Remsthal nei g'weht, do went er recht g'ſchnuffelt hau; nu ſetzet üch; i will ders brocht hau, Peter. Der Beutelſpacher ließ ſich nicht lange bitten, er ſetzte den Krug an und trank in vollen Zügen, ſo daß es ſeinem Begleiter leicht wurde, denſelben vollends zu leeren. Wie ſchmeckt üch der Wei? fragte Peter Wolf die Neuangekommenen. Gut iſt er, antwortete der Gaispeter, ſo einer wächst uf meiner Fehlhalde zu Beutelſpach net und du Claus kriegſt wohl au koin ſottichen von deim Bettelrain zu Heppach! — So, treibet er de G'ſpaß mit em arme Konrad in eurem Remsthal immer no? fragte Legelen Jörg. — Narr, wie ſollet mer es denn ſonſt es Lebes Bitterkeit vertreibe, antwortete der Gaispeter, wenn's no G'ſpaß bleibt und net a mol Ernſt d'raus wird. — Sel kan ſchau komma, ſprach Schlachtlin-Claus unwillig, wenn ſe's z'Stuagert ſo treibet, während mer druße uf'm Land faſt es trucke Brod net hot. — B'ſchrei mer des Ding net, ſagte ſein Gefährte, guck, heut' krieget mer ſo wärle Brota und z'ſaufe hant mer, ſo viel mer no wellet. Aber wohr iſt's, g'falla will mers net, daß ſe do ſo praſſet und drauße bei uns geit's kaum ebbes z'beiße und z'brocke. Aber ſchwäzet von ebbes anderm, do laufet ſo gelrothe Kerle rum, wenn's einer von dene hairt, könnt's uns übel gau. Wie Kaſper fang bei Liedle no a mol an. — Der Geſang fing von Neuem an und da auch der Krug fleißig die Runde machte, ſo hatten Alle, ſelbſt Schlachtlin-Claus, ihren Unmuth bald vergeſſen

und fuhren in ihrer lärmenden Fröhlichkeit fort, bis mit Anbruch der Nacht die Schloßwache den Anweſenden heimzugehen gebot.

Indeß hatten auch die in der Stadt zerſtreuten Gäſte ſich in den Turniz verſammelt, wo der feſtliche Tag mit einem Tanz geſchloſſen werden ſollte. Ulrich und Sabine eröffneten ihn, vor und nach ihnen bewegten ſich in gleichem Takte zwei Adeliche mit brennenden Wachsfakeln; dann kamen mit einer gleichen Begleitung der Pfalzgraf Ludwig mit ſeiner Gemahlin und der Herzog Wilhelm mit ſeiner Schweſter Suſanna; nach und nach wurde der Tanz allgemein, immer aber tanzten zwei Edelleute mit Fackeln voraus.

Am nächſten Morgen (3. März) ſammelte ſich wieder eine zahlreiche Menſchenmenge vor dem Schloß; denn man wußte, daß die „Herrſchaften" ſich in feierlichem Zuge zur Kirche begeben würden. Das Schmettern der Trompeten gab hiezu das Zeichen; zuerſt erſchien die wirtenbergiſche und fremde Dienerſchaft; dann ſchritten 24 Adeliche, je zu drei in einem Glied, mit großen brennenden Straßenlichtern einher; hierauf kam Sabine, von ihrem Bruder, Herzog Wilhelm und dem Kurfürſten von Sachſen geführt; ihr folgten die fürſtlichen Frauen und Fräulein mit ihren Begleitern. Vor dem Herzog ſelbſt ſchritt der Erbmarſchall einher. Ulrich trug an dieſem Tage ein veilchenblaues Kleid, einen ſeidenen geſtickten Mantel und einen ſchwarzen mit Gold und Edelſteinen gezierten Hut. Die Fürſten und Botſchafter kamen nach ihm und drei Schulmeiſter von Tübingen

mit 20 adelichen Knaben beſchloſſen den Zug, der nach vollendetem Gottesdienſt in gleicher Ordnung ſich nach dem Schloß zurückbewegte.

Der Speiſeſaal war diesmal mit künſtlich gewebten und geſtickten Tapeten behängt, auf denen man Darſtellungen aus der heiligen und Profangeſchichte ſah. Es war heute das eigentliche Feſtmahl und Alles ging daher ſehr ceremoniös zu. Den Dienern, welche die Speiſen und denen, welche den Wein herbeitrugen, traten jedesmal einige Adeliche voran; Andere ſetzten die Schüſſeln auf die Tafel und reichten den Gäſten die Pokale, gefüllt mit dem edelſten Rebenſaft, den das Land hervorbrachte. Bei dem Herzog ſelbſt verſahen Dietrich Spät als Erbtruchſeß, Philipp von Rippenberg als Erbſchenk den Dienſt und jeder Fürſt hatte ſeinen eigenen adeligen Weinträger. Auch die Muſik fehlte nicht, und damit nicht nur der Gaumen, ſondern auch das Auge ergötzt werde, waren Schaueſſen aufgeſetzt, welche bibliſche und mythologiſche Gegenſtände darſtellten. Nach der Mahlzeit empfingen die Neuvermählten Glückwünſche und Geſchenke, deren Ueberbringer mit Blumenſträußen begabt wurden und welche Wolf von Gültlingen als Erbkämmerer in Empfang nahm. Da ſah man Trinkgefäße von mancherlei Größe und Geſtalt, meiſt mit den Wappen der Gäber geſchmückt; die reichſte Spende, über 8000 Gulden im Werth, brachten Prälaten Landſchaft, Stifte und Klöſter Wirtenbergs dar, 16 Flaſchen, 12 Kannen, 12 Teller, eine Badwanne und einen Eimer, Alles von Silber.

Auch die Feſtlichkeiten dieſes Tages ſchloß ein Tanz, aus deſſen heiterer Luſt aber eine ſchlimme Saat hervorkeimte. Graf Felix von Werdenberg, der kaiſerliche Geſandte, von kleiner Statur, führte die Herzogin zum Tanze, die faſt um Kopfeslänge über ihn hervorragte. Ein Lächeln durchlief, als das ungleiche Paar erſchien, die Reihen, doch ließ man es ſtill vorüberziehen, nur der Graf Andreas von Sonnenberg, kaiſerlicher Feldhauptmann, ein alter Krieger, der ſich das ſüße Naß der wirtenbergiſchen Reben wohl hatte ſchmecken laſſen, rief dem Geſandten ſpöttiſch zu: Streck' dich, Werdenberg! Dieſer ſtieß Drohworte aus; aber als Sonnenberg ſie hörte, ſprach er lächelnd: Was will mir das Studentlein thun; wenn ich ihm meinen kleinen Finger zwiſchen die Zähne legte, wäre er nicht ſo keck, zuzubeißen. Werdenberg zügelte ſeine Wuth; aber er vergaß die Beſchimpfung nicht und nahm ſpäter blutige Rache. Die Verſpottung ihres Begleiters hatte auch Sabine in üble Laune verſetzt und dieſer Stimmung wurde ſie auch nicht Meiſter, als Ulrich mit ihr den Tanz eröffnete. Da regte ſich in dem Herzog der alte, böſe Geiſt wieder, der während der Hochzeitfeſtlichkeiten, ſeine Macht über ihn verloren zu haben ſchien; ſo entſtand der erſte Mißklang in dem Verhältniſſe des neuen Ehepaars und um dieſen wieder in Harmonie aufzulöſen, fehlte es der Herzogin an den Eigenſchaften ihrer Schwiegermutter, von welcher gerühmt wurde, ſie habe ſich in ihren Herrn finden und ihn, wie unluſtig er auch geweſen, wieder zufrieden ſtellen können.

Während dieß aber im Schloſſe geſchah, gab es auch in der Stadt ſchlimmen Streit. Utz Hubenſchmid hatte ſich mit einigen Genoſſen ins Wirthshaus zur Sonne begeben, wo die ehrbaren Bürger ſich Abends häufig beim Glaſe Wein zu verſammeln pflegten

Zu koſten treulich mancherhande,
Wie's gute Sitt' im Schwabenlande.

Hubenſchmid kam in der Abſicht, Händel anzufangen, denn dazu war er ſtets aufgelegt, beſonders aber dann, wenn die Weindünſte ihm zu Kopfe ſtiegen, wie es damals gerade der Fall war. Er und ſeine Genoſſen traten mit großem Geräuſche ein und ſetzten ſich breit an einen Tiſch, an dem ſchon etliche Bürger ſaßen, welche aber ſogleich Platz machten. Denn es gab damals viel ſchlimme, übermüthige Geſellen unter dem herzoglichen Hofgeſinde, welche den Bürger verachteten und mit Worten und Thaten mißhandelten. Mit Klagen aber richtete man beim Erbmarſchall wenig aus, denn auch er ſah ſtolz auf das Volk herab und begünſtigte das Hofgeſinde.

Niemand wollte daher mit Hubenſchmid anbinden, der aus Aerger immer mehr trank und endlich laut rief: Herzog Ulrich ſoll leben! So ein Feſt kann allein er veranſtalten; gegen ihn ſind andere Fürſten nur Hungerleider. Lachend und ſchreiend ſtießen ſeine Genoſſen mit an, die Bürger aber ſetzten ruhig ihr Geſpräch fort. Da erhob ſich der Trabant, trat unſichern Schritts an ihren Tiſch und ſprach: Wie, ihr da, könnt ihr die Mäuler nicht auch aufthun, wenn man die Geſundheit unſeres

allergnädigſten Herrn, des Herzogs trinkt. Laßt uns in Ruhe, ſprach einer von den Bürgern; wir werden ſchon trinken, wenn es uns beliebt. Hubenſchmid aber, der jetzt völlig betrunken war, ſchrie: Was ſagt der Kerl da; wart', ich will dich Reſpekt vor unſerem Herzog lehren. Bei dieſen Worten zog er ſeine Seitenwehre und verſetzte dem, der geſprochen hatte, ehe dieſer es ſich verſah, einen Hieb über das Haupt, daß er mit einem Schrei vom Stuhle ſtürzte. Jetzt erhob ſich ein furchtbarer Tumult, Stühle flogen gegen Hubenſchmid, der zu Boden taumelte und über den nun die Anweſenden herſtürzen wollten. Seine Genoſſen aber ſtellten ſich den wehrloſen Bürgern mit gezogenen Schwertern entgegen, während einige von ihnen den Trabanten fortſchleppten und zogen ſich dann ebenfalls zurück. So endete der Auftritt in der Sonne; als nun aber der Bürgermeiſter Hans Kühner mit etlich Rathsherrn bei dem Erbmarſchall erſchien und die Beſtrafung Hubenſchmids verlangte, fuhr dieſer ihn an: Kommt ein andermal wieder; jetzt iſt es nicht Zeit, ſolche Dinge vor den Herzog zu bringen; eh' man ſtrafen kann, muß die Sache zuvor genau unterſucht werden; denn ich kenne euch Bürger von Stuttgart; ihr führt gerne trotzige unverſchämte Reden ſelbſt über die höchſte Perſon; da iſt es denn einem treuen Diener unſers Herrn nicht ſo hoch anzurechnen, wenn er im Zorn darüber ſich einmal vergißt.

Hubenſchmid entfernte ſich zwar gleich darauf, allein nur, weil er die Rache der Bürger fürchtete, und doch

kam er bald wieder; denn Thumb und Lamparter hatten ihm ſicheres Geleit beim Kaiſer ausgewirkt.

Eben ſchmetterten die Trompeten, als die Rathsherren, Groll und Unmuth im Herzen, aus dem Schloſſe traten; es war die Hofmuſik, welche die Gäſte zum Morgenimbiß rief. Beim Mittagsmahl erſchienen dieſe alle mit Kränzen und Blumenſträußen geſchmückt; ſonſt aber wurde dieſer Tag der Ruhe gewidmet; denn am Mittwoch ſollte ein „Geſellenſtechen“ auf der Rennbahn im Luſtgarten gehalten werden.

Dieſe Bahn war übrigens während des ganzen Hochzeitfeſtes geöffnet und jeden Tag fanden Kampfluſtige hier Gelegenheit, ihre Stärke und Geſchicklichkeit zu erproben. Sie kamen bald in voller Rüſtung, bald nur mit Schild und Lanze und fochten einmal zu zwei und zwei, das anderemal in größeren Partieen. Auch Ulrich miſchte ſich häufig unter ſie und zwar, um nicht ſogleich erkannt zu werden, in abwechſelnder Tracht und Waffenrüſtung und verweigerte keinem den Kampf.

Der Herzog hatte befohlen, für den Tag des Kampfes den Luſtgarten Jedermann zu öffnen, und am frühen Morgen ſchon wimmelte dieſer von Schauluſtigen; erſchreckt von dem ungewohnten Getümmel flüchteten ſich die Hirſche und Rehe, welche ſonſt ſo ruhig in ſeinen Gebüſchen verweilten, nach den entfernteſten Schlupfwinkeln und die Reiher, welche auf den hohen Ulmen horſteten, umkreiſten kreiſchend die Zuſchauer. Zunächſt der Rennbahn waren Tribünen für die Hochzeitgäſte, für die geiſtlichen und höheren Beamten angebracht und hier er-

blickte man auch den reichen, bunten Kranz der Frauen und Jungfrauen, die sich im schönsten Schmucke eingestellt hatten, „um zu schauen und geschaut zu werden.“ Auch die Ritter prangten im glänzenden Waffenschmuck, auf stattlichen Rossen. Herzog Ulrich empfing den ersten Preis, eine goldene Kette, aus den Händen seiner Gemahlin; neben ihm wurde auch Herzog Philipp von Braunschweig, der Markgraf Kasimir von Brandenburg und mehrere Adeliche eines Dankes für würdig erachtet. Mit einer Mahlzeit und einem Tanze endeten noch an demselben Tage die Feierlichkeiten. Am Donnerstag ruhten die Gäste aus und traten dann in den nächsten Tagen die Heimreise an.

Das war das Hochzeitfest, von welchem ein Zeitgenosse sagt: „der überaus köstliche Geschmack beim Tanz, Rennen und Stechen, Tag und Nacht, das übermäßige Silbergeschirr, die mehr denn stattliche Traktation, auch in allen Häusern der ganzen Stadt, ist männiglich eine Verwunderung gewesen, indem auch mehr übergeblieben, denn etwa anderer Orten, da Bankette gehalten, dergleichen gebraucht werden; also daß viele dafür gehalten, daß man mit diesen unmenschlichen Kosten ein ganzes Land sollte verthun haben.

Die Nachwehen aber folgten nur zu bald; nach drei Jahren machte die Unzufriedenheit des mit Abgaben schwer belasteten Volkes im Aufruhr des armen Konrads sich Luft; auf dem Landtag zu Tübingen mußte der Herzog dieselbe durch Verleihung neuer Rechte beschwichtigen, damals kam auch der Uebermuth des Hofgesindes zur

Sprache und ernstere Maßregeln wurden ergriffen, um demselben zu steuern; Utz Hubenschmid mußte aus dem Lande ziehen; vor schwererer Strafe bewahrte ihn die Gunst des Herzogs.

In der Ehe Ulrichs aber war kein Segen; jener Mißklang tönte fort und zwar immer stärker, so daß Sabine im Jahre 1515 ihren Gemahl heimlich verließ. Dieses unglückliche Verhältniß trug nicht wenig dazu bei, die natürliche Heftigkeit des Herzogs zu erhöhen; er zeigte sich bei seinen Handlungen leidenschaftlicher als je und argwöhnisch selbst gegen seine treuesten Diener, wie gegen seine Günstlinge. Den Junker Hans von Hutten kostete sein wilder Zorn das Leben (1515), den Herzog selbst aber zuletzt (1519) sein Erbfürstenthum; 15 Jahre mußte er als Flüchtling und Verbannter in fremden Landen umherirren.

Aber auch dem Grafen von Sonnenberg trugen seine unzeitigen Witzworte schlimme Frucht. Am vierten Mai 1511 ritt er mit nur drei Begleitern sorglos auf die Jagd, zwischen Mengen und Riedlingen.

Sobald dieß Werdenberg, der immer auf eine Gelegenheit zu Befriedigung seiner Rache lauerte, erfuhr, zog er mit zwölf wohlgerüsteten Reisigen aus, um seinen Feind aufzusuchen. Sonnenberg sah ihn herannahen und wollte entfliehen, stürzte aber mit seinem Pferde in einen Graben und wurde hier, ohne Widerstand leisten zu können, erstochen. Der Mörder kam mit einer Geldbuße davon; aber die Vergeltung blieb nicht aus; sie ereilte ihn nach neunzehn Jahren auf dem Reichstag zu

Augsburg. Hier fand man ihn den zwölften Julius 1530 Morgens bluttriefend und todt in seinem Bette, nachdem er Tags zuvor bei einem Gastmahl, welches der Abt zu Weingarten gab, gesagt hatte: Er wolle bis an die Sporen im Blut der lutherischen Ketzer reiten. Sein Geschlecht starb mit ihm aus.

Das Jugendleben Herzogs Christoph von Wirtenberg.

Von
Karl Pfaff.

Mit welcher Pracht und welchem Aufwand Herzog Ulrich im Jahre 1511 seine Hochzeit feierte, ist in der letzten Erzählung berichtet worden. Seine Gemahlin gebar ihm am 30. Januar 1513 eine Tochter Anna und am 12. Mai 1515 einen Sohn Christoph, nur vier Tage nachdem der Herzog seinen frühern Günstling, Hans v. Hutten, ermordet hatte. Seitdem handelte Ulrich immer leidenschaftlicher und unbesonnener, seine Gemahlin, um seinen Mißhandlungen zu entgehen, entfloh heimlich am 24. November 1515 mit Zurücklassung ihrer beiden Kinder. Diese wurden nun nach Hohenurach gebracht, wo ihr gemüthskranker Großvater, Graf Heinrich, schon seit 1490 gefangen gehalten wurde. Der alte Mann, mit eisgrauem Bart, der ihm bis auf die Hälfte seiner langen Gestalt herabreichte, zeigte beim Anblick seiner Enkel wenig Theilnahme, seine treue Gat-

tin, Eva v. Salm, aber, die ihm freiwillig in die Gefangenschaft gefolgt war und ihn hier pflegte, nahm sich derselben um so liebreicher an. Dieß war ein großes Glück für sie, denn der Vater, der in immer schlimmere Händel verwickelt wurde, wollte und konnte sich nicht viel um sie kümmern. So verlebte Prinz Christoph die ersten Jahre seiner Kindheit auf dem alten Schlosse der Grafen v. Urach, umgeben von steilen Felsenwänden und hohen, waldbewachsenen Bergen aus deren frischem Grün der Vögel Gesang erschallte, während von den tiefen Thalschluchten herauf das Blöcken der Heerden ertönte.

Es mag wohl still und einsam da droben gewesen sein, bis im Januar 1519 der Vogt von Urach, auf Befehl des Herzogs, seine wehrhafte Mannschaft aufbot, um gegen die Stadt Reutlingen zu ziehen. Damals drang der wilde Kriegslärmen auch herauf in die Burg und selbst der greise Heinrich wurde auf das ungewöhnliche Getümmel aufmerksam und ließ, als er dessen Ursache vernahm, die prophetischen Worte hören: O! er wird aus dem Lande ziehen! So kam es auch, zwar eroberte der Herzog schnell die Stadt Reutlingen (den 28. Januar 1519), aber nun erhob sich der schwäbische Bund gegen ihn, fiel mit starker Heeresmacht im Lande ein und noch ehe das Jahr 1519 zu Ende war, hatte Ulrich sein Erbfürstenthum verloren, das er erst nach fünfzehn kummervollen Jahren wieder eroberte. Auch seine Kinder mußten in die Verbannung wandern und Anna starb schon im Jahre 1530, ihr Bruder Christoph aber überstand Leses und anderes Mißgeschick und reifte, der Zög-

ling eines herben Schickſals, zu dem Fürſten heran, welchen die Vorſehung beſtimmt hatte, nach ſturmvollen Zeiten durch weiſe, unermüdete Regententhätigkeit Wirtenbergs Glück und Wohlfahrt von Neuem zu begründen und zu vollenden, was Eberhard im Bart ſo ſchön begonnen hatte.

Die merkwürdigen Jugendſchickſale dieſes unvergeßlichen Fürſten zu ſchildern, iſt der Gegenſtand der nachfolgenden Erzählung.

Oberhalb der wohlbekannten Muſenſtadt am Neckar erhob ſich ſchon vor acht Jahrhunderten die Burg Hohentübingen, einſt der Sitz der mächtigen Pfalzgrafen von Tübingen, ſeit 1342 aber das Eigenthum der wirtenbergiſchen Fürſten, welche ſich häufig hier aufhielten. Sie bildete ein ſtattliches, einen geräumigen Hof umſchließendes Viereck, mit verſchiedenen Vorwerken, einem Thurm namentlich, welcher das Burgverließ enthielt und noch jetzt am Ende des Schloſſes gegen den Bergrücken hin, auf deſſen Vorſprung es liegt, zu ſchauen iſt. Gegen Oſten und Weſten wurde die Burg überdieß noch durch tiefe, ausgemauerte Gräben, im Norden und Süden aber durch die natürliche Steilheit des Bergabhanges geſchützt. In ihrem Innern enthielt ſie mehrere unterirdiſchen Gänge und Gewölbe, in deren einem ſich ein über 300 Fuß tiefer Brunnen befand, der ſein Waſſer aus dem Neckar ſchöpfte und deſſen Eimer-Kette ſo lang war, daß ſie, durch den Schloßhof und über die Schloßbrücke gelegt, noch eine gute Strecke den Berg hinabreichte. Dieſe alte *Pfalzgrafenburg* galt für ſehr feſt, Kaiſer Heinrich IV.

hatte sie 1078 vergeblich belagert und Herzog Welf 1162 eine schwere Niederlage von ihr erlitten. Sie gerieth aber nach und nach in Zerfall und wurde nur nothdürftig ausgebessert, bis endlich Herzog Ulrich sich zum vollständigen Umbau derselben nach den Regeln der neuen Kriegsbaukunst entschloß. Er ließ schon 1507 die Zwingermauern gegen den Brühl hin und dem nordöstlichen Thurm, auf dem sich jetzt die Sternwarte befindet, mit seinen vortrefflichen Gewölben, seinen kunstvollen Schneckenstiegen und einem prächtig vertäfelten Saal, dann 1516 einen ähnlichen Thurm mit einem thurmartigen Vorwerk gegen Südosten hin erbauen. So war das Schloß im Jahr 1519 stärker als je zuvor befestigt und erhielt damals, als der Krieg mit dem schwäbischen Bunde ausbrach, eine starke Besatzung. Darunter waren zweiundsechszig Adeliche, Mitglieder alter, längst durch Lehens- und Dienstpflicht dem wirtenbergischen Fürstenhause näher verbundenen Geschlechter, v. Gültlingen, v. Ow, v. Ehingen, v. Stadion, v. Sturmfeder, v. Berlichingen, v. Rechberg, v. Reischach, v. Liebenstein, v. Bernhausen, v. Thalheim, v. Nippenburg, v. Spät, v. Wöllwarth, v. Neuhausen, v. Freiberg, v. Kaltenthal u. s. w.

Auch an Kriegsbedarf und Mundvorräthen aller Art ließ es der Herzog nicht fehlen. Im Keller des Schlosses lag damals zwar noch nicht das, 286 Eimer haltende, Faß, scherzweise das „große Buch von Tübingen" genannt, denn dieses ließ Ulrich erst im Jahre 1548 durch Meister Simon von Bönnigheim verfertigen, kleinere Fässer jedoch waren in Menge da und der reiche Ertrag

der Weinlese im vergangenen Jahre 1518 hatte sie genugsam gefüllt, die ergiebige Ernte desselben Jahres aber auch eine Fülle von Frucht für die Speicher geliefert. Ritter und Knechte ließen sich daher nichts abgehen, und dachten, als der Krieg nun wirklich ausbrach, wenig daran, daß der Feind auch vor ihrer Feste erscheinen könne.

Die Gefahr schien wirklich nicht so bedeutend. Der Herzog hatte zwar, außer seiner Leibwache, keine stehenden Truppen, aber seine Lehensleute lieferten ihm eine stattliche Reiterei und wenn er das Landesgebot aufrief, konnte er nicht nur auf eine zahlreiche, sondern auch in den Waffen theilweise wohlgeübte, Mannschaft zählen. Kurze Zeit zuvor nämlich hatte Kaiser Maximilian I. ein deutsches Fußvolk zu gründen begonnen, das dann unter dem Namen der Landsknechte, wie es, als aus Söhnen desselben Landes bestehend, sich nanntie, in den Kriegen des sechszehnten Jahrhunderts sich einen so ruhmvollen Namen erwarb. Zu diesem Fußvolk hatte bisher Schwabens kriegsfreudige Jugend das stärkste Kontingent geliefert und mancher solche Landsknecht, wenn er sich draußen genug herumgetrieben hatte, kehrte dann, im Waffenhandwerk wohl geübt, in die Heimath zurück. Ueberdieß hatte er 10,000 Schweizer angeworben, lauter in mehreren Kriegszügen schon erprobte Männer und so stand er, mit einer Kriegsschaar von mehr als 20,000 Mann an der Landesgränze bei Blaubeuern, das Heer des schwäbischen Bundes erwartend. Doch eben wegen dieser bedeutenden Kriegsmacht scheute der Bund sich,

den Angriff zu wagen. Dafür unterhandelte er eifrig mit der Eidgenoſſenſchaft und brachte es wirklich auch dahin, daß die ſchweizeriſchen Söldner des Herzogs auf wiederholte ſtrenge Befehle nach Hauſe zogen. Jetzt gab Ulrich die Vertheidigung der Landesgränze auf und beſchloß, nur noch ſeine Hauptſtadt zu vertheidigen. Als er aber in Untertürkheim einen Kriegsrath verſammelte, um zu berathſchlagen, ob man „die Sache auf eine Schlacht ſtellen ſolle?“ widerriethen ihm dieß ſeine erfahrenſten Kriegshauptleute und das Landesaufgebot löste ſich, ohne daß es zu einem ernſtlichen Kampfe gekommen wäre, auf.

Das Bundesheer, durch den Abzug der Schweizer ermuthigt, waren dem Herzog auf dem Fuße gefolgt. Sein Oberanführer war Herzog Wilhelm von Baiern, Bruder der Herzogin Sabine, unter ihm befehligten Georg Truchſeß von Waldburg, der ſechs Jahre ſpäter ſich den aufrühreriſchen Baiern ſo furchtbar machte, und Georg von Frundsberg, der Vater der Landsknechte genannt, ſchon damals als Feldherr berühmt. Dieſem Heere hatte ſich aus Rache wegen Huttens Ermordung, ein zahlreicher Adel angeſchloſſen, unter dem ſich auch Franz von Sickingen, die Krone der Ritterſchaft, befand. Er fand nirgends bedeutenden Widerſtand, ſelbſt die feſten Städte und Schlöſſer ergaben ſich meiſt nach wenig Tagen und als am 7. April auch die Hauptſtadt dem Bunde huldigte, folgten die meiſten Städte des Landes ſchnell ihrem Beiſpiel. Es war mehr ein Spaziergang als ein Feldzug, die Landsknechte beſonders waren guter Dinge, da ſie im Neckar- und Remsthal überall wohl-

gefüllte Keller fanden, in ihrem Lager, das sie deßwegen das Weinlager nannten, ging es sehr lustig zu.

Dieser schlimme Gang des Krieges blieb der Besatzung in Tübingen nicht unbekannt. Die Ritter aber saßen beim Vespertrunk, als zu ihnen die Kunde kam, daß auch Stuttgart dem Bunde gehuldigt habe. Sie machte einen starken Eindruck auf sie und viele dachten daran, ob es nicht besser sein würde, wenn man sich mit den Führern ihrer Feinde in Unterhandlungen einlasse, als bei einer furchtlosen Vertheidigung sein Blut verspritze. Sie waren zwar, als der Herzog sie dazu aufforderte, Alle ihrer Vasallenpflicht gefolgt, nicht wenige aber nur ungern und allein um ihrer Ritterehre keinen Makel anzuhängen. Viele von ihnen hatten Verwandte und Freunde im Bundesheere und verspürten wenig Neigung bei sich, gegen diese zu kämpfen. Schon ließen sich einzelne Stimmen vernehmen, welche riethen, mit den feindlichen Heerführern zu unterhandeln, doch war die Mehrzahl noch dagegen, und der, in den Waffen ergraute, Georg v. Hewen ermahnte mit kräftigen, nachdrücklichen Worten seine Genossen, an Pflicht und Ehre zu denken und durch feige Uebergabe des Schlosses ihren Ruf nicht für immer mit Schmach und Schande zu belasten.

Da meldete einer der Thurmwächter, daß eine Reiterschaar sich nahe, doch trügen sie die wirtenbergischen Farben und geleiteten einen verschlossenen und einige stark bepackte Wagen. Ludwig v. Stadion, der Befehlshaber des Schlosses, begab sich mit einigen Rittern sogleich ans

Schloßthor und bald sah man den Zug sich langsam die Burgsteig heraufbewegen. An seiner Spitze ritt auf edlem Rosse in voller Rüstung ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt, sein volles, röthliches Gesicht erschien noch jugendlich, aber sein Blick war ernst. Ein zottiger Wolfshund von ausgezeichneter Größe sprang bellend um Pferd und Reiter. Die Ritter am Thor erkannten sogleich den Herzog in ihm und geboten, die Zugbrücke nieder zu lassen. Mit stummem Grüßen ritt Ulrich an ihnen vorbei in den Schloßhof. Hier hatte sich bald der größte Theil der Besatzung versammelt, die Reiter stiegen von den Pferden und der Herzog eilte dem verschlossenen Wagen zu. Die Thüre desselben öffnete sich und herausgehoben wurden zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Das letztere blickte etwas scheu im Kreise der Männer umher, ergriff dann die Hand seiner Begleiterin und schritt mit dieser durch die Schaar der Umstehenden, welche ehrerbietig Platz machten. Der etwas jüngere Knabe aber schaute mit seinen schwarzen, klugen Augen frisch um sich und streckte die Hände nach dem Herzog aus, den er als Vater begrüßte. Ulrich ergriff ihn bei der Hand und schritt mit ihm die breite Treppe hinauf, die zum Rittersaal führte; dorthin folgten ihm auf seinen Wink die Ritter, still und ernst, denn der unerwartete Anblick hatte sie tief ergriffen.

Die Begleiter des Herzogs und die Besatzungsknechte blieben im Hof zurück, um die Pferde gehörig unterzubringen und die, mit Kostbarkeiten, Silber und anderen werthvollen Gegenständen bepackten, Wagen, welche Ulrich

von Stuttgart mitgebracht hatte, unter der Aufsicht des alten Schloßvogts, Hans Entringer,*) abzupacken.

S'ist wahrhaftig jetzt eine schlimme Zeit, sprach der Schloßvogt, ich bin schon nahezu fünfzig Jahre hier und fast keines davon verging, wo nicht unsere erlauchten Herrn das Schloß wenigstens einmal besucht hätten, so trübselig aber ging es niemals her. Was war es früher hier eine Pracht und ein Jubiliren, wenn der Herzog einritt! Schöne Frauen und stattliche Ritter, Sänger und Musikanten und ein Troß von Jägern und Dienern begleitete ihn. Ja! da gings hoch her, der Lärmen

*) Dieser Mann war damals schon 76 Jahre alt und wurde nach der Vertreibung des Herzogs abgedankt, scheute sich aber nicht, fortwährend die herzogliche Livree zu tragen und seine Anhänglichkeit an Ulrich zu bekennen. Einmal, als er etwas angetrunken war, rief er Abends auf dem Markt: Hie gut wirtenbergisch Grund und Boden! Darüber wurde er vom Untervogt Konrad Breuning vorgefordert, er entschuldigte sich und versprach, es nicht mehr zu thun, worauf ihn Breuning mit den Worten entließ: Männle, Männle! magst jetzt wohl heimziehen, wenn ich deines Alters nicht schonte, müßtest du neben dem Kopf her gehen. Hör' ich aber noch eine solche Rede von dir, so schon' ich dich nicht länger. Später bei einem Streit auf der Neckarbrücke, wo er auch eifrig Ulrichs Partei nahm, wurde ihm ein Bein entzwei geschlagen. Er erlebte aber noch des Herzogs Wiederkehr und erhielt von diesem einen Jahresgehalt und alljährlich ein Hofkleid; er starb 1546 in einem Alter von 103 Jahren. Von seinen zwei Söhnen, die beide in den geistlichen Stand traten, wurde der eine Prior in Weingarten, seine drei Töchter aber heiratheten drei berühmte Theologen jener Zeit, **Dr. Jakob Andreä**, **Dr. Polykarp Lyser** und **Dr. Lukas Osiander.**

wurde mir bisweilen wirklich gar zu toll. Bei dem alten Herrn, Gott hab' ihn selig, ich war dabei, als er droben in der Eckstube starb*) — bei dem freilich wars anders; der hatte nur ein kleines Gefolge und dieses allein schickte er ins Schloß, wo es fein still und ordentlich bleiben mußte, er selbst stieg beim Dr. Vergenhans ab, dem frommen und gelehrten Kanzler, der bei ihm in hohen Gnaden stand. Doch auch er war kein Feind von Heiterkeit und Scherzreden, und wenn er etliche Doktoren und Magister, wie das so seine Gewohnheit war, zum Abendimbis einlud, so gings dabei auch recht munter her. Aber jetzt! — Der alte Mann stockte und rasch sich umwendend, geleitete er einige Knechte, welche eine schwere Kiste trugen, in ein Schloßgewölbe.

Das Ding da ist verdammt schwer, sprach einer der Träger, sind denn Kugeln drinn? Was meinst du auch, antwortete ihm ein anderer, Kugeln haben wir im Schlosse schon genug, große und kleine und auch an Pulver fehlt es nicht, um den Bündischen damit den Morgen- und Abendsegen zu geben; sie sollen nur bald kommen, wegen eines tüchtigen Empfangs dürfen sie unbesorgt sein!

Ja! wenn alle wären wie du, Peter, und der lange Hans, fiel ihm der Schloßvogt in die Rede, dann wär mir's um das Schloß nicht bange, aber leider! ist's nicht so, vielen der Herren ist's kein rechter Ernst, die möch-

*) Eberhard im Bart, der erste Herzog, starb auf dem Tübinger Schloß den 24. Februar 1496.

ten, mein' ich, lieber mit dem Feind unterhandeln, als ihn mit eisernen Kugeln begrüßen.

S'ist freilich nicht Alles, wie es sein sollte, entgegnete Peter. Die beiden Spät können es dem Herzog noch nicht verzeihen, daß er so schlimm mit ihrem Vetter umging, der's doch wohl verdient hat; auch dem Staufenberger und dem v. Thalheim trau ich nicht, und so mögen noch einige da sein, die einen geheimen Groll im Herzen tragen, denn der Herr fährt eben, wie wir alle wissen, oft gar zu hitzig drein.

Leider ist's so! sprach seufzend der Schloßvogt, und das hat ihm schon viel geschadet. Hätt' er nur den Hans v. Hutten nicht erstochen, dann stünd es jetzt nicht so schlimm um ihn; dadurch aber hat er sich den Haß des Adels zugezogen, der es sonst viel lieber mit ihm als mit dem Bunde gehalten hätte. Denn an seinem Hofe waren die Edelleute stets willkommen und fanden sich hier auch fleißig ein, weil es an Festen und Lustbarkeiten aller Art nie fehlte!

Mit den Reutlingern, meinte ein Dritter, hätte der Herr auch säuberlicher verfahren sollen, denn durch seine Schärfe gegen diese, hat er die Reichsstädte alle gegen sich aufgehetzt.

Geh' mir doch mit deinen Reichsstädtern, rief Peter, und sang eine Stelle aus einem, damals wohlbekannten, Volkslied:

Von Ulm der Bader, der stolze Herr,
Und von Weil der Ledergerber,

Der Weber zu Augsburg in seiner Pracht,
Der Nürnberger, der die hübschen Metzger (Felleisen) macht,
Der Salzsieder von schwäbisch Hall,
Von Ravensburg die Krämer all',
Von Wangen und Isny die Mutschelnfreßer,
Der Holzhauer von Aalen und von Wimpfen der Heumesser,
Von Lindau am See die Schiffmacher
Und von Giengen die Krapfenbacher,
Von Bopfingen der Rübensäer,
Von schwäbisch Gmünd der Augsteindreher,
Die Faßbinder von Heilbronn und die Kürschner von Biberach,
Die Rottweiler Schweizerknaben und von Eßlingen die groben Nickel,
Die machen miteinander gemeine Sach!

Aber mit ihnen allen wollten wir schon fertig werden, wenn der Adel auf des Herzogs Seite stünde und der Baierfürst ihm nicht, seiner Schwester wegen, so gar feind wäre.

Ein lautes Getümmel im Rittersaale unterbrach hier auf einmal das Gespräch und die Blicke Aller wandten sich dahin. Der Herzog hatte die Erhöhung hier erstiegen, wo der fürstliche Thronsessel stand, und, seinen Sohn zur Seite, sprach er zu den Rittern, die in ehrfurchtsvoller Stille zuhörten, mit starker, aber dennoch seine innere Bewegung verrathender, Stimme: Edle Herrn und Vasallen! Das Theuerste, was ich besitze, vertrau ich euerem Schutze; seit langen Jahren haben euere Vorfahren meinem Hause treu gedient und oftmals Gut und Blut für dasselbe eingesetzt. Ahmet ihnen nach, seid eingedenk eurer beschworenen Pflicht gegen mich und thut wie frommen, redlichen und treuen Rittern gebührt. Gebet

das Schloß nicht auf und liefert meine Kinder nicht aus, meine Wohlfahrt und Hoffnung, mein Herz steht auf den Kindern, dem Schlosse und Euch! Wenn ihr mir nur das Schloß erhaltet, wie ihr schuldig seid und, so Gott will, wohl thun könnet, dann darf ich hoffen, daß sich mein Unglück wenden und ich wieder zu Land und Leuten kommen werde. Es gibt noch viel fromme und redliche Leute, Ritter und Knechte, Edle und Unedle, Bürger und Bauern, Inländer und Ausländische, die mir in meinem Elend beistehen werden, auch die Hülfe mächtiger Fürsten fehlt mir nicht und wenn ihr das Schloß nur wenige Wochen standhaft vertheidigt, so lebe ich der getrosten Hoffnung, mit einer stattlichen Heerschaar zu euerem Beistand herbeizueilen und die Feinde vertreiben zu können. So thut denn euere Pflicht, als wackere Krigsleute, habt Erbarmen mit meinen unschuldigen Kindlein, dann werden ich und sie euch und euern Nachkommen uns gewiß stets gnädig und dankbar erweisen!

Lauter Jubel und Beifall erscholl aus dem Kreise der Ritter, als der Herzog endete, selbst die, welche kurz vorher am stärksten darauf gedrungen hatten, daß man mit den Bündischen unterhandeln solle, ließen sich von der allgemeinen Begeisterung mit fortreißen, und feierlich gelobten Alle, das Schloß und die ihnen anvertrauten kostbaren Pfänder bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Als Ulrich diese Stimmung bemerkte, heiterte sich seine düstere Miene etwas auf; nachdem er selbst seine

Kinder in ein bombenfestes Gewölbe, das man in der Schnelligkeit so bequem und wohnlich als möglich einrichtete, gebracht und zärtlichen Abschied von ihnen genommen hatte, kehrte er in den Rittersaal zurück, wo der Abendimbis eingenommen und noch Manches Nöthige besprochen wurde. Gegen Mitternacht aber verließ er, von zwanzig Reisigen begleitet, das Schloß und ritt über den Bergrücken hin dem Schwarzwald zu.

Im Schlosse war man die nächsten Tage hindurch eifrig beschäftigt, Alles in einen guten Vertheidigungsstand zu setzen, denn die Ritter schienen fest entschlossen, was sie dem Herzog gelobt hatten, treulich zu halten. Doch ein Tag um den andern verging und kein Feind zeigte sich. Schon hatte das ganze Land sich dem schwäbischen Bunde unterworfen und auch die Stadt Tübingen beschlossen, das Gleiche zu thun, so bald das bündische Heer herannahe. Dieses näherte sich wirklich auch, am 13. April lagerte es bei Ehningen und am nämlichen Tage noch fand bei Tübingen der erste Kampf statt. Bei dem Heere nämlich befand sich eine Schaar leichter Reiter, die sich selbst mit einem griechischen Wort Stratioten, zu teutsch Kriegsleute nannten und dem schwäbischen Bunde als Söldner dienten. Sie waren vom Volksstamme der Arnauten, Landsleute jenes tapfern Georg Kastriota, genannt Skanderberg, welcher ein halbes Jahrhundert früher sein Vaterland Albanien so tapfer und glücklich gegen die türkische Uebermacht vertheidigt hatte. Damals war mit dem seinigen auch der Namen

der Arnauten ruhmvoll bekannt geworden und seitdem trat ihre kriegslustige Jugend häufig in fremde Dienste.

Es waren stattliche, kräftige Gestalten, welche ihre schnellen Rosse gewandt zu lenken wußten, bekleidet mit einer offenen, bis an die Hüften gehenden, Oberweste, einer mit Schnüren zugemachten Unterweste und weiten Beinkleidern von Kattun. Auf dem Kopf trugen sie eine kleine rothe Mütze und an der breiten Schärpe, die sich um ihre Hüften schlang, ein Schießgewehr und ein langes, breites Messer. Sie zogen gewöhnlich dem Heere voraus und unternahmen oft weite Streifereien. So waren sie auch das Ammerthal herab gekommen, über den Neckar gesetzt und tummelten jetzt auf dem Wöhrd bei Tübingen ihre raschen Pferde, die Besatzung des Schlosses zum Kampf herausfordernd. Die Ritter ließen nicht lange auf sich warten und ihre krummen Säbel schwingend, stürzten die Stradionen mit lautem Geschrei auf sie los. Aber die Eisenmänner mit den langen Schlachtschwertern waren ihnen, trotz all' ihrer Gewandtheit und Kühnheit, überlegen. Doch setzten sie, obgleich mehrere fielen, den Kampf fort, bis ihr Hauptmann, schwer in den Unterleib verwundet, vom Pferd sank, worauf sie die Flucht ergriffen und von den Rittern bis nach Derendingen verfolgt wurden. Den verwundeten Hauptmann brachte man auf einer Tragbahre in die Stadt und pflegte ihn sorgfältig, er starb aber schon am nächsten Tage. Ein der italienischen Sprache kundiger Chorherr, Ernst Banx, unterredete sich mit ihm vor seinem Tode und erfuhr, daß er Georg Samaras heiße

und aus Coron in Albanien gebürtig sei. Er wurde mit allen seinem Range gebührenden Ehren in der Stiftskirche zu Tübingen beigesetzt und noch ist hier die Gedächtnißtafel mit lateinischer Inschrift zu sehen, welche ihm sein Bruder Johann und der obengenannte Chorherr setzen ließ.

Der glückliche Ausgang dieses ersten Kampfes verfehlte nicht, bei den Vertheidigern des Schlosses eine günstige Wirkung hervorzubringen, getrost erwarteten sie das Herannahen des Hauptheeres selbst und hofften, ihm denselben erfolgreichen Widerstand leisten zu können. Eine volle Woche aber verstrich wieder und dieses Heer kam nicht, so daß manche sogar meinten, es habe die Absicht, das Schloß zu belagern, ganz aufgegeben. Diese Zögerung aber hatte einen andern Grund, die feindlichen Heerführer hatten gegründete Hoffnung, das Schloß ohne bedeutenden Kampf gewinnen zu können. Schon war hier der Verrath im Stillen aufs Eifrigste thätig, Hans v. Thalheim stand an der Spitze der Verräther und es war ihm gelungen, selbst den Befehlshaber Ludwig v. Stadion halb und halb zu gewinnen. Er schlich sich mehrmals heimlich ins bündische Lager, welches am 16. April bis nach Entringen vorgerückt war und besprach sich dort mit dem Herzog von Baiern und dessen Unterbefehlshabern. Es schien ihm rathsam, noch einige Tage zu warten, bis der stärkste Kampfeseifer verrauscht und es seiner schlauen Ueberredungsgabe gelungen sei, wenigstens die Mehrzahl der Ritter für seine verrätherischen Plane zu gewinnen. So blieb denn das Heer zur größ-

sten Unzufriedenheit vornämlich der Landsknechte bei Entringen gelagert bis zum 21. April, wo es endlich im Ammerthal weiter herabzog und beim sogenannten Käsenbach ein neues Lager aufschlug.

Die Stadt ergab sich sogleich, die Besatzung des Schlosses aber wies die, an sie gestellte, Aufforderung zur Uebergabe zurück. Mit großer Mühe schleppten nun die Bündischen ihr schweres Geschütz von Entringen herbei und pflanzten es auf dem Hügel, wo jetzt das sogenannte Schlößlein steht, auf. Die Belagerten aber sahen hiebei nicht müßig zu, sie schossen tüchtig heraus, eine ziemliche Anzahl von Kriegsleuten fiel bei Aufführung und Richtung des Geschützes und dem Georg v. Frondsberg, welcher dabei befehlend und ordnend thätig war, nahm eine Kugel das Barett vom Kopf. In der Nacht erst wurden die Belagerer mit der Aufstellung des Geschützes und den Schanzarbeiten ganz fertig und begannen dann am Morgen des Charfreitags ein heftiges Feuer, welches vornämlich auf den, von Ulrich erbauten, Eckthurm gerichtet war, weil es hieß, der Herzog selbst halte sich hier verborgen. Es kamen zwar im Schlosse nur zwei Krieger um, und der eine noch dazu durch Zerspringen seiner eigenen Büchse, während die Belagerer weit mehr Leute verloren, aber die schweren Eisenkugeln beschädigten den Thurm stark und nun begann auch das Bomben-werfen; gleich eine der ersten Bomben fiel in den Schloßhof, platzte hier und erschütterte das Schloß bis in den tiefsten Grund. Die fürstlichen Kinder in ihrem Gewölbe, da sie das ihnen ungewohnte Getöse

hörten, geriethen in große Angst und als die große Bombe platzte, bát Christoph flehentlich, man möchte „den Krieg doch richten.“

Ludwig v. Stadion berief einen Kriegsrath zusammen; es sollte darüber entschieden werden, ob man die Vertheidigung fortsetzen oder Unterhandlungen beginnen wolle! Die Meinungen waren getheilt, nicht wenige der Ritter zeigten sich noch bereit, den Kampf fortzusetzen, weil ja das Schloß bis jetzt nur unbedeutend gelitten habe und an Kriegs- und Mund-Vorräthen kein Mangel sei. Hans v. Thalheim aber schlug vor, man solle wenigstens über die Feiertage einen Waffenstillstand schließen. Hiebei, sprach er mit arger List, verlieren wir Nichts, der Herzog aber gewinnt Zeit, um das Schloß zu entsetzen und seine Kinder können sich von dem gehabten Schrecken erholen. Ueberdieß, edle Herren, will es mich bedünken, daß es sich für fromme, christliche Ritter schlecht schicke, die Ruhe der heiligen Woche durch wüsten Kriegslärmen zu stören. Wie kann der Gottesdienst in der Stadt drunten würdig gefeiert werden, wenn, während der Priester die heilige Messe liest, das Geschütz donnert, und ziemt es sich wohl, daß Christen am Fest der Freude, am Auferstehungstage des Herrn, im blutigen Kampfe einander gegenüberstehen! Dagegen ließ sich Nichts einwenden und es wurde beschlossen, den Belagerern einen Waffenstillstand anzutragen, der bis zum Morgen des Ostermontags dauern sollte. Die Belagerer machten keine Schwierigkeit, ihn anzunehmen, so wurde er noch vor Mittag abgeschlossen und dabei bedungen, daß während

desſelben „kein Theil weiter baue oder Etwas dem andern zum Schaden vornehme.“

Dieſer Waffenſtillſtand war an und für ſich Nichts Bedenkliches, durch die von Hans v. Thalheim angeführten Gründe ſchien er ſogar hinreichend gerechtfertigt. Der aber, welcher ihn vorſchlug, hatte dabei ſeine ſchlimmen Hintergedanken und ſeine Maßregeln ſchon ſo getroffen, daß er den von ihm und anderen ſeiner Genoſſen gefaßten Plan, die Uebergabe des Schloſſes herbeizuführen, zu bewerkſtelligen hoffen konnte. Es war ja ganz natürlich, daß während der Waffenruhe die Verwandten und Freunde aus beiden Heeren mit einander zuſammenkamen; ſolche Zuſammenkünfte aber fanden gewöhnlich bei vollen Humpen ſtatt und da gab dann ein Wort das andere; ſelbſt Solche, welche früher feſt entſchloſſen waren, den ihrem Herrn geſchworenen Eid nicht zu brechen, wurden endlich von den andern mit fortgeriſſen. Herzog Ulrich, welcher ſich noch nicht ſo weit entfernt, und von ſeinem Hofmeiſter, Philipp v. Rippenburg, zeitig Nachrichten von dieſem Umtreiben erhalten hatte, ſchickte zuerſt einen ſeiner Edelknaben, Göldlin, dann den getreuen Marx Stumpf v. Schweinsberg mit einem eindringlichen, rührenden Schreiben an die Vertheidiger des Schloſſes ab; es war jedoch ſchon dafür geſorgt, daß weder der eine, noch der andere ſeinen Beſtimmungsort erreichte und ſo blieb dieſer Verſuch, die Schwankenden wieder auf den rechten Weg zu bringen, erfolglos.

Die Belagerer hielten auch die Bedingung, nicht weiter zu bauen, ſchlecht, ſie fuhren mit dem Bau einer

neuen Schanze unten am Schloß, in welche das von Stuttgart hergeführte schwere Geschütz gebracht werden sollte, fort, wälzten die Schanzkörbe herbei, stellten sie auf und füllten sie. Eine Stunde nach dem Beginn des Waffenstillstands, Nachmittags um drei Uhr, ritt dann Georg Frondsberg mit etlich Hauptleuten an das Schloß und rief hinauf, ob man droben baue? Nein! wurde vom Schloß aus geantwortet, denn das wäre gegen die Bedingungen des Stillstands; ich sehe aber wohl, daß ihr im Felde bauet! Hingegen sprach Frondsberg: Wenn das geschieht, so ist es ohne meinen Befehl geschehen. Wer bist du? — Ich heiße Ludwig v. Stadion. — „Ist es also wie du sagst, so will ich's wenden, so fromm ich ein Hauptmann bin." Er stieß auch wirklich zwei gefüllte Körbe um, ließ aber die andern stehen. Ludwig v. Stadion that keine weitere Einsprache, sondern folgte vielmehr mit etlich seiner Genossen der Einladung Frondsbergs, mit ihm einen Trunk zu thun vor dem Stadtthore, und sich weiter zu besprechen.

So wurde „beim kühlen Wein" der Verrath eingeleitet; was die Herren drunten sprachen, erfuhr man freilich nicht, aber der Erfolg machte es offenbar. Die Knechte im Schloß waren zusammengelaufen und sahen erstaunt, wie ihr Befehlshaber so kameradschaftlich mit dem feindlichen Feldobersten zechte. Wie mich bedünken will, sagte der lange Hans zu Peter, werden wir nur wenig Pulver mehr gegen die Bündischen verschießen. Gesegne es ihnen der Teufel, sprach Peter unwirsch, daß sie so bübisch an unserm Herrn und Herzog handeln

wollen! Aber einen Schuß muß ich doch aus meiner „faulen Grete“ noch thun, mag daraus erfolgen, was da will. Er richtete sein Geschütz, brannte los und nahe über den Häuptern der Zechenden fuhr die Kugel hin und schlug hinter ihnen in den Boden. Die drunten fuhren von ihren Sitzen auf, die Knechte aber stoben erschreckt auseinander. Jetzt lauf' was du laufen kannst, rief der lange Hans dem Peter zu, aber halt, nimm mich auch mit, für einen frommen Landsknecht gibt's hier oben ja doch keine Ehre mehr zu erwerben. Dieser Entschluß wurde schnell ausgeführt, durch einen gewölbten Gang gelangten sie in ein Vorwerk des Schlosses gegen den Bergrücken hin, die niedere Mauer war bald überstiegen und während man sie im Schlosse eifrig suchte, kamen sie unversehrt in den nahen Wald, der sie den Verfolgern verbarg und wurden so glücklich gerettet.

Bei der über diesen Vorfall angestellten Untersuchung ergab es sich, daß die beiden Flüchtlinge unter der Besatzung noch manche Gesinnungsgenossen hatten und hier mancherlei bedenkliche Reden geführt wurden und es wurde daher der Befehl erlassen, daß die Kriegsknechte beider Heere bei Leibesstrafe mit einander keine „Sprache halten“ sollten. Die gemeinschaftlichen Trinkgelage aber dauerten fort, am Ostertag erschallte auch wieder Kanonendonner, aber nur „des Herrn Urständ“ zu Ehren. Dabei wurde ruhig unterhandelt, im Schloß wie im Lager wieder öfters Berathungen gehalten und nach und nach gelang es dem Hans v. Thalheim und seinen Anhängern auch ihre übrigen Genossen für sich zu gewinnen.

Nur einer, Georg v. Hewen, blieb unerschütterlich seiner Pflicht getreu; aber vergebens erhob er seine strafende und warnende Stimme, vergebens ermahnte er die Besatzung, „das Schloß nicht aufzugeben, sondern sich zu wehren und zu thun, wie ehrlichen frommen Gesellen gebühre!„ Zuletzt, da man gar nicht mehr auf ihn hörte, besuchte er auch die Rathsversammlungen nicht mehr. So schnell ging es übrigens mit dem Abschluß des Vertrages noch nicht; das Ende des Waffenstillstands nahte heran, ohne daß man einig war und derselbe wurde deßwegen auch bis auf die zweite Nachmittagsstunde verlängert. Den Hauptanstand verursachten die Bestimmungen über das Schicksal der Kinder Ulrichs, denn so sehr war doch das Pflicht- und Ehrgefühl bei den meisten Rittern noch nicht erloschen, daß sie dieselben ganz schutzlos der Willkühr der Sieger zu übergeben sich hätten entschließen können. Daher dauerten die Unterhandlungen bis fünf Uhr fort.

Die Beschießung begann sogar noch einmal aus der neuerrichteten Batterie, deren Feuer das Schloß freilich nicht lange mehr hätte trotzen können. Dieß gab einen, scheinbar wenigstens ganz triftigen, Grund, um zum letzten Werk, zur Unterschreibung des Uebergabvertrags zu schreiten, welche nun gleich nach fünf Uhr geschah. In diesem Vertrag wurde ausbedungen, Schloß, Stadt und Amt sollten Herzog Ulrichs Kindern, als ihren rechten Erbherrn, bleiben, diese selbst aber dermaßen in die Hand und Gewalt Kaisers Karl V., seines Bruders

Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich und Herzogs Wilhelm von Baiern, gestellt werden, daß sie als nächstgesippte Freunde die Vormünder derselben seien. Stadt und Amt mußten hierauf auch am 29. April den Vormündern und dem Prinzen Christoph und seiner Schwester huldigen. Dem Georg v. Hewen nahm man das Gelübde ab, innerhalb Monatsfrist nicht gegen den schwäbischen Bund zu dienen, er hielt es auch, begab sich aber alsdann zum Herzog Ulrich, welcher nach seiner Rückkehr die Namen sämmtlicher Ritter auf einer schwarzen Tafel zu verzeichnen und im Schlosse aufzubewahren befahl.

Nicht lange aber blieben Ulrichs Kinder im Besitz Tübingens und des ihnen zugleich zugesicherten Amts Neuffen; als am 6. Februar 1520 der schwäbische Bund das Herzogthum Wirtenberg dem Kaiser Karl V. übergab, wurde diesem auch gestattet, den Kindern für diese beiden Aemter eine Entschädigung in- oder außerhalb des Fürstenthums, doch in deutschen Landen, wovon sie jährlich 5000 Gulden Nutzung haben möchten, mit einem „ehrlichen Sitz" zu geben. Der Kaiser aber dachte nie daran, dieses Versprechen zu erfüllen. Auf seinen Befehl brachen Gangolf v. Geroldseck, Georg v. Frondsberg und Wilhelm v. Reichenbach, Doktor der Rechte und Ritter, am 6. März 1520 bei rauher Witterung, mit den Kindern von Tübingen auf. Sie reisten nach Urach, wo sie Anna ihrer, damals dort verweilenden, Mutter übergaben, den Prinzen sollten sie auf dem besten und sichersten Weg nach Innsbruck bringen. Auf

Sabinas dringende Bitte willigten sie ein, daß Christoph einen Tag in Urach blieb, worauf ihn seine Mutter bis nach Urspring begleitete, wo sie im Kloster vor dem wunderthätigen Marienbild betete, „daß der allmächtige Gott ihrem Sohne mit seiner göttlichen Gnade Alles zum Guten wenden möge der Seele und des Leibes“ und hierauf zärtlichen Abschied von ihm nahm. Am nämlichen Tage, den 8. März, führte man den Prinzen noch nach Blaubeuren, wo, wie ein Augenzeuge berichtet, „männiglich mit dem unschuldigen frommen jungen Herrlein, das sein fünftes Jahr noch nicht gar erfüllt, große Mitleid gehabt, als sie ihn gesehen mit weinenden Augen im Hinwegziehen von Blaubeuren so sehnlich nach seinem Erb' und Vaterland seufzen.“ Auch außerhalb Wirtenbergs zeigte sich für das unverschuldete Mißgeschick des Knaben viel Theilnahme. Als er mit seinen Begleitern nach Weissenhorn kam, sprang ihm, bei Oeffnung der Thüre, ein weißes Lämmlein entgegen, an dem er große Freude hatte. Am andern Morgen beim Weiterfahren hätte er es gar zu gern mitgenommen, seine Begleiter aber duldeten dieß nicht. Da bat er den Wirth sehr, er solle dem Thierlein genug zu essen geben, wenn er wieder komme, wolle er's ihm bezahlen.

Zu Innsbruck wurde dem Prinzen ein Gemach im Schlosse, wo damals auch die Gemahlinnen des Kaisers und seines Bruders Ferdinand sich aufhielten, zur Wohnung angewiesen, der Regierung selbst aber befohlen, über ihn und diejenigen, welche „seine Person be-

wachen müßten," sorgfältige Aufsicht zu führen. Es war also immerhin eine Art von Gefangenschaft, in welcher Christoph hier lebte, aber der harmlose Knabe fühlte hievon noch wenig; die Gegend um Innsbruck brachte ihm das heimathliche Urach in Erinnerung und Gespielen fand er an den Söhnen des schon genannten **Dr.** Wilhelms von Reichenbach, kaiserlichen Raths, der ihm zum Hofmeister gegeben worden war, und ihn nun neben seinen Söhnen bis zum vierzehnten Jahr unterrichtete. Es war ein wohlwollender, gutdenkender Mann, Christoph gedachte seiner noch in späten Jahren oft „in Ehren und Gnaden" und rühmte, daß er ihn „zu fürstlichen Tugenden und zur Gottesfurcht gewiesen habe." Gute Geistesgaben und besonders ein treffliches Gedächtniß verbunden mit Fleiß und Wißbegierde bewirkten, daß der Prinz schnelle Fortschritte machte; die lateinische Sprache vornämlich, die damals allgemeine Geschichtssprache war, bei den meisten Staats-Verhandlungen gebraucht und auch an den Höfen gesprochen wurde, erlernte er so gründlich, daß er sie reden und schreiben konnte und bis in sein Alter liebte. Am Unterricht in Leibesübungen, im Reiten, Fechten aber fehlte es ebenfalls nicht und so trat der Knabe in's Jünglings-Alter über, tüchtig an Körper und Geist, an Kenntnissen und anständigen Sitten keinem andern Fürstensohne nachstehend, und gewann durch die Offenheit, Milde und Bescheidenheit seines Charakters die Zuneigung Aller, welche seine genauere Bekanntschaft machten.

Im Jahre 1529 wurde der Prinz von Innsbruck

nach Wieneriſch-Neuſtadt geführt, ihm zu Gnad' und Gutem, wie es hieß, „weil ſich die Aufruhre und Empörungen der Bauern, auch etlicher Maßen ſterbende Läufe erzeigten.“ An der Oſtſeite dieſer Stadt ragt ein anſehnliches Schloß weit über die andern Gebäude empor; über der Einfahrtshalle ſteht das Steinbild ſeines Erbauers, des Kaiſers Friedrich III. und deſſen berühmter Wahlſpruch: A. E. J. O. U. (Alles Erdreich iſt Oeſterreich unterthan, oder: Aller Ehren iſt Oeſterreich voll) iſt mit der Jahrzahl 1445 an den Mauern mehrfach angebracht. Hier erhielt Chriſtoph ſeine Wohnung, und auch, „als ein junger Fürſt einen ehrlichen Staat mit Hofmeiſter, Präceptor, Kaplan, edeln Knaben, Koch, Keller, Stallmeiſter, Pferd, Frauen und Mägden. Zu ſeinem Hofmeiſter gab man ihm den Veit Hohenkircher, der ſich aber ſeiner wenig annahm, dafür jedoch fand er hinreichenden Erſatz an ſeinem Präceptor, an dem er einen väterlichen Freund und treuen Gefährten in ſchlimmen wie in guten Tagen erhielt. Denn das Schickſal des Fürſtenſohnes erinnerte den Hofmeiſter ſo ſehr an ſein eigenes, daß er ſich mit beſonderer Zuneigung an ihn anſchloß. Im Jahr 1488 nämlich machten die Türken einen Einfall in Kärnthen und Krain, wobei ſie nach ihrer Weiſe Alles verheerten und eine Menge Leute mit ſich fortſchleppten. Auf ihrem Rückzuge wurden ſie unweit der Stadt Tybein, auf einer Anhöhe am adriatiſchen Meer gelegen, unvermuthet überfallen und mußten eiligſt aus ihrem Lager entfliehen. Erasmus Stich, ein ehrbarer Bürger aus Tybein,

fand darin ein, dem Anschein nach erst kurz vorher geborenes, Kind, erbarmte sich seiner und nahm es, da er selbst kinderlos war, zu sich. Vor Allem sorgte er, daß es getauft wurde; es erhielt den Namen Michael und, da alle Nachforschungen nach seinen Eltern vergeblich waren, nannte man es den Tybeiner, zu Latein Tyffernus.

Als Michael Tyffernus heran wuchs, ließ sein Pflegvater ihn sorgfältig unterrichten und schickte ihn zuletzt auf die Universität Wien, wo er in das Crainische Stipendium aufgenommen wurde und so fleißig und mit so gutem Erfolg studirte, daß er die Magisterwürde erlangte und, nachdem er einige Zeit auf der Universität Unterricht in der Philosophie gegeben und sich als Erzieher edler Knaben vielen Beifall erworben hatte, zum Präceptor des Prinzen von Wirtenberg erwählt wurde. Mit großem Eifer widmete sich Tyffernus seinem neuen Amte, er unterrichtete den Prinzen auch in der griechischen Sprache und lehrte ihn die klassischen Schriftsteller Roms, besonders dessen Geschichtschreiber kennen. Dadurch erweckte er in seinem Zögling eine solche Liebe zur Geschichte, daß dieser auch in spätern Jahren stets die besten Werke der Alten und Neuen zur Hand hatte, „als die lebendigsten Erfahrungen, als Muster und Beispiele besonders für Fürsten". Christoph erkannte auch dankbar das gütige Walten der Vorsehung, die ihm einen solchen Mann als Führer und Freund zugeschickt hatte und schloß sich innig an Tyffernus an. Ein besonderes Ereigniß schlang das Band noch enger.

Kaum einige Wochen hatte ſich Chriſtoph in Wieneriſch Neuſtadt aufgehalten, als die Schreckenskunde erſcholl, der türkiſche Sultan Soliman ſei mit einem Heere von dritthalbhunderttauſend Mann von Konſtantinopel aufgebrochen, mit dem feſten Entſchluß, Wien zu erobern, den Winter hier zuzubringen und dann mit verſtärkter Macht im nächſten Jahre ſich ganz Teutſchland zu unterwerfen. Die Beſtürzung über dieſe Nachricht war groß und allgemein, denn an einen erfolgreichen Widerſtand gegen eine ſolche Macht unter einem Anführer, der bisher ſiegreich aus jedem Kampfe hervorgegangen war, glaubten nur ſehr Wenige. Doch rüſtete man ſich zur Gegenwehr, ſo gut man konnte. Auch begann die Hoffnung wieder etwas zu ſteigen, als man erfuhr, das türkiſche Heer habe, namentlich wegen der beharrlichen Ungunſt der Witterung, mit unſäglichen Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten zu kämpfen und rücke daher nur langſam vorwärts. Am dritten September erſt kam es vor Ofen an und als man erfuhr, die erſten Stürme auf dieſe Feſtung ſeien abgeſchlagen worden, ſtieg die Hoffnung, Soliman werde dort ſo lange aufgehalten werden, bis der Eintritt der kälteren Jahreszeit ihn zum Rückzug nöthige. So wiegten ſich die Gemüther in eine verderbliche Sicherheit ein und auch zu Neuſtadt glaubte man die gewohnten Ergötzlichkeiten wieder beginnen zu dürfen.

Die adeliche Jugend beſonders wollte ihr Lieblingsvergnügen, die Jagd in den an Wild ſo reichen Wäldern der Umgegend, nicht länger entbehren. Faſt kein Tag

verging, wo nicht Einige auszogen zur Waidmannsluſt. Auch Chriſtoph nahm an ſolchen Ausflügen öfters Theil. Am 20. September war er mit einigen jungen Edelleuten ausgeritten und nachdem ſie lange gejagt und reichliche Beute gewonnen hatten, lud Rüdiger v. Stahrenberg ſie zu ſich auf ſein nahegelegenes Schloß in Pottendorf ein. Im Gefolge des Prinzen war dießmal auch Tyffernus. Die Jagd zwar hatte für ihn nicht den mindeſten Reiz und er blieb daher gewöhnlich zu Hauſe bei ſeinen Büchern, dießmal jedoch trieb ihn die, ihm zwar unerklärliche aber nicht zu überwindende, Ahnung, daß ſeinem Zögling eine Gefahr drohe, mit zu gehen. Indeß aber die Herren im Schloße zechten, machte er einen Spaziergang durch den Schloßgarten. Auf einer ſteinernen Altane hier genoß man eine ſchöne Ausſicht und der Hofmeiſter verweilte ſich daſelbſt längere Zeit. Schon hatte das Thal ſich in abendliches Dunkel gehüllt und er wollte umkehren. Da gewahrte er über dem Walde, in dem die Jünglinge gejagt hatten, einen röthlichen Schein, ſchärfer blickend erkannte er, daß es ein Feuer war und eine weiter verbreitete, mit dem allmäligen Anbruch der Nacht nicht erbleichende Röthe überzeugte ihn, daß gegen Oſten mehrere Ortſchaften in Flammen ſtehen müßten. Schnell eilte er in's Schloß, um ſeinem Herrn und deſſen Genoſſen hievon zu benachrichtigen. Der Prinz, vom Stuhle ſich erhebend, rief: Sollten das die Türken ſein? Ich zweifle kaum daran, entgegnete der Stahrenberger, durch ſolche weithin leuchtenden Mordfakeln pflegen ſie ihre

Annäherung schon von ferne zu verkündigen. Vielleicht ist's nur eine kleine Schaar ihrer gefürchteten Renner und Brenner, welche dem Heere weit vorausgeeilt sein kann, aber in keinem Falle dürfen wir daran denken, uns im Schlosse hier vertheidigen zu wollen, wir müssen auf schnelle Flucht bedacht sein. Indeß hatte auch die Dienerschaft die, durch das Dunkel der Nacht immer greller leuchtenden Flammen bemerkt und Niemand zweifelte mehr, daß die Türken sich nahten. Nun wurden schnell alle Anstalten zum schleunigen Abzug getroffen und die Frage war nur noch, wohin man sich wenden sollte? Unter der Gesellschaft waren auch Eitel v. Reischach und ein Junker v. Roggendorf, deren Väter als Kriegsobersten zu Wien verweilten, diese schlugen vor, dorthin zu reiten und ihnen stimmten nach kurzem Bedenken auch der Prinz und die Uebrigen bei, weil, wie Christoph meinte, der Hauptsturm doch sich gegen diese Stadt wenden und daher Jeder, der entschlossen sei, wacker wider den Erbfeind des christlichen Namens zu kämpfen, hier willkommen sein werde.

Nach einem scharfen Ritt kam die Gesellschaft sehr ermüdet zu Wien an, und daß ihre Befürchtung nicht grundlos und ihr Entschluß klug gewesen, wurde schon nach wenigen Stunden offenbar, als unter den Mauern der Stadt zahlreiche Schaaren der Renner und Brenner erschienen. Fünf Tage später war Wien von den unübersehbaren Heerhaufen der Türken völlig umschlossen, und wer vom Stephans-Thurme, das von Kriegern aller Art wimmelnde, 25,000 Zelte enthaltende Lager, aus

dem sich die prächtigen Zelte der Anführer, vor allen des Sultans eigenes Zelt, stolz und weithin sichtbar erhoben, überschaute, dem mochten wohl der Muth und die Hoffnung gewaltig sinken. Denn die baufällige, nur nothdürftig wiederhergestellte, Ringmauer und die wasserlosen Gräben vor ihr, von einer kaum 20,000 Mann starken Besatzung vertheidigt, schienen dem wilden Ungestümm der Türken und ihren dreihundert Feuerschlünden nur kurze Zeit widerstehen zu können. Aber auch hier erprobte es sich wieder, daß nicht starke Mauern und gewaltige Bollwerke, sondern der entschlossene Muth der Vertheidiger die beste Schutzwehr einer Feste sind. Tüchtige, und in manchem blutigen Kampfe erprobte Kriegsobersten standen an der Spitze der Besatzung, der Pfalzgraf Philipp, Herzog v. Baiern, befehligte die zwei Regimenter Fußvolk, welche das Reich dem Könige Ferdinand zu Hilfe geschickt hatte, dessen eignen Truppen Eck v. Reischach und Leonhard v. Fels, die Böhmen aber Ernst v. Brandenstein; die Obersten der Reiterei waren Graf Niklas v. Salm, Freiherr Wilhelm v. Roggendorf und Hans Katzianer, ein schon damals rühmlich bekannter Kriegsheld. Die Besatzung bestand aus Leuten von beinahe allen deutschen Völkerstämmen und Schwaben namentlich hatte eine starke Anzahl tüchtiger Landsknechte geliefert; bedeutende Dienste leisteten auch die spanischen Arkabuseros, Scharfschützen, deren Kugeln selten ihr Ziel verfehlten. Die sämmtlichen Thore wurden, bis auf das Salzthor, verrammelt, auf den Thorthürmen, auf den

Häusern an der Mauer, die man abgedeckt hatte, unter den Dächern, selbst in den Schlafgemächern der Klöster, in der Burg und hinter den, durch die Mauern gebrochenen, Schießlöchern erwarteten Mörser, Karthaunen, Feldschlangen, Falkonetten und andere Feuerschlünde den anstürmenden Feind. Ehe aber Soliman einen Angriff unternahm, forderte er die Besatzung auf, sich zu ergeben, er wolle dann weder selbst in die Stadt kommen, noch sein Volk einziehen lassen, sondern weiter vorrücken und den König selbst aufsuchen, im Fall der Weigerung aber, werde er am dritten Tage dennoch sein Mittagsmahl in Wien halten, dann aber auch das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Die entschlossene Antwort hierauf war, er solle nur zum Mahle kommen, man werde ihm mit Karthaunen und Hellebarden anrichten. Der Sultan kam aber nicht, auch der erwartete Sturm blieb aus, es gab nur kleine Gefechte und die Janitscharen, hinter den Trümmern der abgebrannten Vorstädte aufgestellt, schossen Jeden, der sich unvorsichtig auf den Mauern blicken ließ, nieder. Desto eifriger wühlten die Lugumbschi, die Maulwürfe des türkischen Heeres, im Schoos der Erde, um die Mauern zu untergraben und Minengänge anzulegen. Sie trafen hier aber Leute, die sich ebenfalls auf unterirdische Arbeiten verstanden. Sobald man in der Stadt das Vorhaben des Feindes bemerkte, wurden Wasserbecken und Trommeln aufgestellt, um die geringste Erschütterung des Erdbodens daran wahrzunehmen, man lauschte in allen Kellern und unterirdischen Gemächern, so wurden einige halbvollendete

Minen entdeckt und zerstört, andere verließen die Türken selbst, sobald sie merkten, daß man ihnen entgegen arbeite.

Die Oberbefehlshaber hatten das Anerbieten des Prinzen v. Wirtenberg, als Freiwilliger Dienste zu thun, aus Rücksicht auf seinen Stand und seine Jugend Anfangs zurückgewiesen, endlich aber doch seinen dringenden Bitten nachgegeben. Christoph hatte sich der Schaar Ecks v. Reischach angeschlossen, und mit diesem den 6. Oktober an einem Ausfall Theil genommen. Gewonnen wurde dabei freilich Nichts, aber die Feinde erfuhren hiedurch doch, daß der Muth der Besatzung noch nicht gebrochen sei und ihre Hoffnung, die Stadt zu gewinnen, noch in weiter Ferne liege.

Am Abende nach diesem Ausfall saß in einem Weinhause nahe dem Kärnthner Thor ein Trupp schwäbischer Landsknechte, um nach vollbrachter Arbeit sich an einem frischen Trunke zu erlaben. Wir trafen unter ihnen zwei alte Bekannte, den langen Hans und seinen Genossen Peter, welche indeß in mancher Herren Dienste herumgekommen waren und erst kürzlich sich von Eck v. Reischach für den König Ferdinand hatten anwerben lassen. Hast ihn gesehen, sagte Hans zum Peter, wer hätte das gedacht, als sie vor zehen Jahren das zarte Knäblein auf dem Tübinger Schloß aus dem Wagen hoben, daß der schon jetzt mit der Stahlhaube und dem Eisenwams ausziehen werde, um die wilden Heiden zu bekämpfen? Ei nun, entgegnete Peter, das steckt im Blute, die Herrn v. Wirtenberg haben immer frühzeitig

das edle Kriegshandwerk zu treiben angefangen. Des Prinzen Herr Vater war auch nicht viel älter, als er in den Pfälzer Krieg zog. Hast Recht, Kamerad, fiel ihm ein graubärtiger Kriegsmann in die Rede, ich war damals auch dabei, es war ein stattlicher Haufen. Bei Maulbronn trafen wir das erstemal mit den Pfälzern zusammen und der junge Herzog hielt sich recht wacker. Ich vergeß es mein Lebtag nicht, wie er im tiefen See oberhalb des Klosters unter uns hin- und herschwamm; da gabs einen Jubel; er nahm aber auch die Witze nicht übel, die wir über seine, für einen so jungen Herrn wirklich gar zu feiste Gestalt machten, vielmehr merkte er sichs und wurde bald durch viele und starke Körperbewegung des dicken Wanstes los. Es ist doch ein Jammer, daß der Herr so lange im Elend herumirren muß. Sein Sohn ist noch mehr zu bedauern, sagte Peter, denn, wenn auch, wie sie sagen, der Herzog sich gegen Kaiser und Reich schwer vergangen und seine Verbannung selbst verschuldet hat, so ist doch der Prinz ganz unschuldig daran und ihm, mein' ich, gebührt das schöne Fürstenthum von Rechtswegen und nicht dem Oesterreicher. Laß solche Reden unterwegen, warnte der Graubart, anderswo könnten sie dir schlimm bekommen. S'ist aber doch wahr, erwiederte Peter, und wenn ich einmal höre, daß der Vater oder der Sohn werben lassen, um ihr angestammtes Vaterland wieder zu gewinnen, so lauf' ich ihnen zu und müßt ich hundert Stunden weit laufen. Wir werden dann auch nicht dahinten bleiben, rief der Graubart, denn wo wir auch beieinander sind, heißt es

immer: Hie gut Wirtenberg allweg! Hiemit erhob er seinen Becher und nahm einen tüchtigen Schluck, die Uebrigen aber säumten nicht, seinem Beispiel zu folgen. Dann aber wandte sich das Gespräch wieder auf andere Gegenstände.

Am 9. Oktober gelang es den Türken, ein beträchtliches Stück der Mauer zwischen der Burg und dem Kärnthner Thore zu sprengen; alsbald stürmten unter wildem Allahrufen die Janitscharen heran und ein furchtbares Handgemenge entstand. „Die Kugeln der Karthaunen und Flinten," sagt eine türkische Beschreibung, „flogen wie die Schwärme kleiner Vögel durch die Luft, es war ein Festgelage, bei welchem die Genien des Todes die Gläser kredenzten." Der Hauptstoß traf die Landsknechte unter Eck v. Reischach, aber dieser, wohlbekannt mit der Kampfesweise der Türken, hatte seine Leute zuvor unterwiesen, mit welchem Geschrei und Anlauf der Sturm geschehe und wie man ihm zu begegnen habe und ihnen durch seine klugen, kräftigen Worte „ein tapfer männlich Herz gemacht". Mit einem furchtbaren „Her!" erwiederten sie das türkische Schlachtgeschrei und standen fest wie Mauern. Mit ihnen wetteiferten die Oesterreicher unter dem greisen Grafen v. Salm. Auch das Geschütz riß große Lücken in den Reihen der Stürmenden und diese wichen endlich zurück.

Noch furchtbarer war der Sturm, am 11. Oktober, auf eine neue Mauerlücke am Stubenthor. Voranzogen die Spahis von Janina und Aulona, albanischer

Herkunft, mit krummen Säbeln und kleinen Schilden, ihnen folgten in dichtgedrängten Schlachthaufen die Janitscharen und Asafen. Neben dem Feldmarschall Wilhelm v. Roggendorf war es wieder Eck v. Reischach, der hier kommandirte. Die kräftigsten, tapfersten Landesknechte standen in den vordersten Reihen und mähten mit ihren langen Schwertern die Spahis nieder; die niefehlenden Kugeln der spanischen Scharfschützen streckten die Führer der Feinde zu Boden, die vergeblich in blinder Wuth heranstürzten. Dennoch erneuerten sie noch zweimal ihren Anlauf, aber die Vertheidiger der Stadt, durch frische Schaaren fortwährend verstärkt, wichen nicht und so blieb auch dieser Sturm fruchtlos.

Dieß waren zwei heiße Tage, in denen Prinz Christoph zum Erstenmale die Furchtbarkeit des menschenvertilgenden Kriegs recht kennen lernte. Er focht im dichten Gedränge, aber um ihn hatten sich seine treuen schwäbischen Landsknechte geschaart, um den jungen Fürstensohn vor jeder Gefahr zu schützen. Auch Tyffernus war seinem Zögling nahe; der friedliche Gelehrte scheute den wilden Kampf nicht und obwohl er nicht selbst daran Theil nahm, so schritt er doch hilfreich ein. Viele seiner früheren Freunde und Bekannten hatten sich ihm beigesellt und sie waren nun eifrig und unerschrocken beschäftigt, den Kriegern während des heißen Kampfes Labung zu bringen oder die Verwundeten aus dem Getümmel zu schaffen.

Der Muth der Belagerer war durch die zwei vergeblichen Stürme, welche sie viele Tausende ihrer besten

Streiter kosteten, erschöpft worden; als am 12. Oktober abermals ein Theil der Mauer niedergestürzt wurde, rückten sie zwar von Neuem zum Sturme heran, als sie aber die Deutschen und Spanier mit fliegenden Fahnen in der Lücke erblickten, zogen sie sich wieder zurück.

Auch andere Umstände entleideten ihnen die Fortsetzung der Belagerung. Zwar waren fortwährend 22,000 Kameele unterwegs, um Lebensmittel herbeizuschaffen, aber die Zufuhr wurde immer kärglicher und schwieriger, weil die leichten Reiter des Heeres die Gegend weit umher verheert hatten. Dazu kam dann, was den Südländern besonders empfindlich war, die zunehmende Kälte, der Nächte und Morgen, welche Höhen und Niederungen mit Reif überzog. Das Murren der Janitscharen nahm zu und da auch von verschiedenen Seiten her die Kunde kam, daß starke Kriegsschaaren zum Entsatz herbeirückten, wurde im türkischen Kriegsrath beschlossen, noch einen letzten Sturm zu wagen, wenn aber dieser mißlinge, abzuziehen. Zu diesem Sturme wurden große Vorbereitungen gemacht und Jedem, der daran Theil nehmen würde, ein Sturmsold von zwanzig Dukaten versprochen; aber die Krieger hatten kein Vertrauen mehr, sie mußten fast mit Gewalt herbeigetrieben werden und als sie in den Bereich des Geschützes geriethen, kehrten sie wieder um und Nichts war im Stande, sie zu einem neuen Angriff zu vermögen.

Gleich darauf begann der Abzug, die Janitscharen zündeten ihre Zelte an und mit lautem Freudenruf begrüßten um Mitternacht die Belagerten die weithinleuch-

tenden Flammen. Die Abziehenden ließen ihre Wuth noch an den Gefangenen aus, von denen Tausende niedergehauen wurden und wo noch hie und da eine Ortschaft von den Rennern und Brennern verschont worden war, wurde sie jetzt niedergebrannt. Sie erlitten aber auf dem Rückzug durch die sie verfolgenden Reiter noch starken Verlust und kamen von fast allem Lastvieh und Gepäcke entblößt, am zehnten November bei Belgrad an.

Der Aufenthalt in Wien war für den Prinzen Christoph nicht ohne bedeutenden Nutzen. Er wurde hier mit verschiedenen angesehenen Männern bekannt, und gewann deren Zuneigung; seine gute Gestalt, seine zarten Züge und seine lebhaftes Auge nahmen für ihn ein, man lobte an ihm nicht nur seine Bescheidenheit, sondern auch sein gesetztes Wesen und seine überlegene Bildung fand auch bei seinen Altersgenossen Anerkennung. Als König Ferdinand nach Wien kam, ließ er sich den Prinzen vorstellen und fand ebenfalls großes Gefallen an ihm. Er nahm ihn daher zu sich an seinen Hof und mit diesem kam der Prinz zum zweitenmal nach Innsbruck, wo ihm Kaspar v. Ufenwangen als Hofmeister zugegeben wurde, wohin aber auch Tyffernus ihn begleiten durfte.

Damals war die allgemeine Aufmerksamkeit auf den kurz zuvor in Augsburg eröffneten Reichstag gerichtet, wo der große Glaubenszwiespalt beigelegt werden sollte. Auch der König zog mit seinem Hofstaat im Junius 1530 dahin, der Prinz aber mußte zu Innsbruck bleiben. Man fürchtete den Eindruck, den sein Erscheinen bei den hier zahlreich versammelten deutschen Fürsten, von denen

mehrere, wie der Landgraf Philipp von Heſſen, Herzog Ulrichs perſönliche Freunde waren, machen könnte und überdieß ſollte ja hier der König mit dem Herzogthum Wirtenberg, das ihm ſein Bruder, der Kaiſer, abgetreten hatte, feierlich belehnt und hiedurch deſſen Beſitz dem Hauſe Oeſterreich für immer geſichert werden.

Dem Prinzen ſuchte man zwar jede Nachricht über dieſes letztere Ereigniß möglichſt zu verbergen, er erfuhr es aber dennoch und zwar durch den Tyffernus, welcher mit den Räthen und Hofleuten des Königs in ununterbrochenem Verkehr ſtand. Jetzt erſt vernahm er, wie ſein Vater bei dem Verſuche, das Fürſtenthum wieder zu erobern, unterlegen, und wie dieſes vom ſchwäbiſchen Bunde an den Kaiſer abgetreten, von ihm aber ſeinem Bruder Ferdinand überlaſſen worden ſei, um nun den öſterreichiſchen Erblanden für immer einverleibt zu werden. Er hörte aber auch, wie namentlich die Kurfürſten hiegegen proteſtirt und wie mehr als ein Fürſt ſich ſeiner eifrig angenommen habe und wenn er auch jetzt das ſchwere Unrecht, das ihm angethan wurde, dulden mußte, ſo vertraute er doch auf ſein gutes Recht und beſchloß, die erſte günſtige Gelegenheit zu benutzen, um dasſelbe zur Geltung zu bringen.

Unter ſolchen Umſtänden geſchah es, daß der Kaiſer, dem ſein Bruder dem Prinzen empfohlen hatte, ihn an ſeinen Hof nahm. Von Tyffernus begleitet reiste er von Innsbruck ab und traf zu Ulm mit dem Kaiſer im November 1530 zuſammen, als dieſer mit ſeinem Bruder nach Cöln reiste, wo derſelbe zum römiſchen König ge-

krönt werden sollte. Der Weg führte durch Wirtenberg und der Kaiser erlaubte dem Prinzen, seine Mutter in Urach zu besuchen. Da merkte dann Christoph, daß die Wirtenberger ihr angestammtes Fürstengeschlecht noch nicht vergessen hatten. Denn wo er sich zeigte, umringte ihn das Volk mit freudigem Zuruf und selbst aus entfernten Ortschaften liefen die Leute herbei, um ihren jungen Stammfürsten zu sehen. Es war, sagt ein Zeitgenosse, ein solcher Zulauf, daß man das Volk mit Schergen davon hat treiben müssen. Dieser Empfang war tröstend und erfreulich für ihn, seine Hoffnungen wurden dadurch nicht wenig erhöht; um so weniger Gefallen fanden daran der Kaiser und sein Bruder und schon damals wohl faßten sie den Entschluß, ihn weit hinweg aus Deutschland zu schaffen. Einstweilen nahm Karl V. ihn als Edelknaben mit sich nach Brüssel. Christoph war nun ein Jüngling geworden von hohem, schlankem und doch starkem Körperbau, gesund nicht allein am Körper, sondern auch an Herz und Verstand, von ruhigem Temperament wohl unterrichtet, „zur Arbeit gewöhnt und bereit, sich etwas abzubrechen und gute Abstinenz zu thun.“ Dadurch und durch seine stets gleiche Dienstbeflissenheit gewann er das Zutrauen und die Gunst des Kaisers, öfters, wenn die Geschäfte es gestatteten, ließ dieser sich vom Prinzen vorlesen, aus geistlichen wie aus weltlichen Büchern und sagte ihm zugleich, was an denselben zu loben und zu tadeln sei; diese Urtheile des hochverständigen, vielerfahrenen Fürsten aber behielt Christoph fest im Gedächtniß. Eben so eifrig benutzte er die Gelegenheit, sich Kenntnisse von

der innern und äußern Verwaltung eines so großen Reichs, dessen Gebieter sich rühmen konnte, daß in seinen Landen die Sonne nie untergehe, zu erwerben und hiebei war ihm auch Tyffernus sehr förderlich, der sich durch Gelehrsamkeit und Geschäftsgewandtheit empfohlen hatte und daher auch bei der kaiserlichen Kanzlei verwendet wurde. Sein Aufenthalt am kaiserlichen Hofe und in den Niederlanden, welche mit allen Theilen der Erde durch Handel und Schifffahrt in Verbindung standen, war zugleich sehr günstig für ihn, um fremde Völker und Sitten kennen zu lernen. Eine bessere Bildungsschule auch für seinen künftigen Beruf als Landesfürst, hätte er daher nirgends finden können und er benutzte sie aufs Eifrigste. Freilich hatte sein Aufenthalt hier auch nicht wenig Unangenehmes; er wurde genau beobachtet und merkte wohl, daß er in einer Art Gefangenschaft lebte, stets war er in Geldnoth und mußte Schulden machen, denn der Kaiser, obwohl ihn die Herzoge von Baiern mehrmals deßwegen mahnten, ließ dem Prinzen von den versprochenen 5000 fl. keinen Kreuzer auszahlen.

Im Januar 1532 zog Christoph mit dem Kaiser den Rhein hinauf, in Regensburg wurde ein Reichstag gehalten und dann ging die Reise weiter nach Wien, wo Karl V. ein Heer von 50,000 Fußgängern und 30,000 Reitern versammelt hatte, um es gegen die Türken zu führen. Diese aber waren schon im vollen Rückzug begriffen und nun schlug der Kaiser den Weg nach Italien ein. Ihn begleitete sein Bruder Ferdinand und

auch der Prinz von Wirtemberg mit seinem treuen Lehrer und Freunde war im Gefolge.

Die Abreise geschah in den ersten Tagen des Oktobers 1532. Der Prinz, dem von verschiedenen Seiten her Warnungen, sich vor spanischen Tücken zu hüten, zugekommen waren, befand sich in sehr trüber Stimmung, Tyffernus aber spähte und forschte sehr eifrig, um etwas Näheres über die Anschläge des Kaisers zu erfahren. Vom schönsten Herbstwetter begünstigt kam man rasch vorwärts und war schon nahe der Gränze, „wo deutsche Treue vergeht." Ein langer Zug bewegte sich auf der Straße fort, die von Botzen längs der Etsch hin nach Wälschtyrol führt. Eine Reiterschaar eröffnete ihn, spanische Adeliche mit ihren Dienern, welche zur Leibwache des Kaisers gehörten. Dieser selbst ließ sich in einer Sänfte tragen und ihn umgaben seine Trabanten, stattliche, hochgewachsene Männer in Wämsern und Mänteln von schwarzem Sammt, ihm zunächst ritten dann sein Bruder und die Vornehmsten vom Gefolge, da sah man in bunter Mischung die Kriegsobersten und Räthe des Kaisers, einen Herzog Alba, den Schrecken der Ketzer, den kaiserlichen Kanzler Granvella, in Ränken jeder Art eben so wohl erfahren, als in Staatsgeschäften u. s. w. An sie schloß sich das übrige Hofgesinde an, unter dem sich auch der Prinz und Tyffernus befanden. Dann folgten zahlreiche Maulthiere, welche das Gepäcke trugen und spanische Kriegsknechte, ein wildes, räuberisches Volk, selbst hier im befreundeten Lande der Schrecken der an der Landstraße gelegenen Ortschaften. Sie schritten rasch

vorwärts, als auf einmal der Zug der Maulthiere halt machte und ihr Weiterschreiten hemmte. Ein Maulthier war ausgeglitscht und hatte das Bein gebrochen und die Treiber beschäftigten sich eben damit, es seiner Last zu entledigen. Die vordersten der wilden Gesellen kamen dazu und als sie hörten, das Gepäcke gehöre dem deutschen Fürstensohn, den der Kaiser mit sich führe, fielen sie darüber und nahmen, was ihnen gefiel. Ein Diener Christophs, der es ihnen wehren wollte, erhielt zur Antwort: Was willst du mit deinem Betteljungen? Sein Land gibt ihm der Kaiser ja doch nicht mehr zurück und wenn er einmal mit geschorener Glatze in einem spanischen Kloster steckt, braucht er für seinen Unterhalt nicht mehr zu sorgen! So nahm dann jeder, was ihm gefiel, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Ohne von dieser Frevelthat etwas zu ahnen, waren indeß Christoph und Tyffernus, von den Uebrigen abgesondert, in eifrigem und, wie aus ihren Mienen zu schließen war, sehr ernstem Gespräche weiter geritten. Ein Bettler saß am Wege und bat um ein Almosen, er erhielt es; kaum aber waren die Reiter einige Schritte von ihm entfernt, als er ihnen nachrief: Haltet ihr Herren! Sie hielten und er reichte dem Prinzen mit den Worten: Ihr habt hier etwas verloren, bewahret es künftig besser auf, ein Papier, entfernte sich aber dann auf's schnellste. Der Prinz, das Papier betrachtend, rief: Das ist ja von meinen Oheimen in Baiern! Sein Genosse drängte sich näher an ihn und fand die Vermuthung, die er vorhin gegen den Prinzen geäußert hatte, bestätigt.

Er solle schleunigst entfliehen, schrieben die Herzoge von Baiern ihrem Neffen, denn der Kaiser sei entschlossen, ihn mit sich nach Spanien zu nehmen und dort in ein Kloster zu stecken. Der Bericht des Dieners, welcher beide gleich darauf traf, überzeugte sie vollends von des Kaisers schändlichem Plane.

Die Gefahr ist groß und ein rascher Entschluß dringend nothwendig, sagte Tyffernus, gleich in der nächsten Nacht müssen wir fort. Aber auf welche Weise? entgegnete Christoph, sind wir nicht überall von Spähern und Wächtern umgeben? Ueberlaßt das mir, war die Antwort, es wird uns dennoch gelingen, sie zu täuschen, ohnehin ist ihre Wachsamkeit nicht mehr so groß, so nahe dem wälschen Lande, meinen sie, sei an eine Flucht nicht mehr zu denken. Ich habe schon länger darüber nachgedacht und hoffe mit Gottes Hilfe Euch zu retten. Er setzte dem Prinzen seinen Plan noch weiter auseinander und wußte ihn so darzustellen, daß Christoph wieder neuen Muth und frische Hoffnung faßte. So kamen sie noch zu guter Zeit in Kaldern an, wo der Kaiser zu übernachten beschlossen hatte.

Kaldern, einer der letzten Orte in Deutsch-Tyrol, in waldreicher Gegend unweit eines davon benannten Sees gelegen, ist noch jetzt und war schon damals wegen der arglosen Gutmüthigkeit seiner Bewohner bekannt, die deßwegen in der Umgegend den Namen der „redlichen Herrgotts-Kinder" führten. Dadurch wurde dem Tyffernus die Ausführung seines Fluchtversuchs wesentlich erleichtert. Noch am späten Abend nahm ein Schmid seinem

und des Prinzen Pferde die Hufeisen ab und schlug sie ihnen verkehrt auf, ein Jäger, der Wege und Stege in der Umgegend wohl kundig, wurde gewonnen und versprach die Flüchtlinge im Walde beim Kalbererſee zu erwarten. Ein günstiger Umstand war auch, daß der Kaiſer wichtige Depeſchen erhalten hatte, über welchen er bis tief in die Nacht mit ſeinen Räthen ſaß und gar nicht, wie ſonſt gewöhnlich, wenn man im Nachtquartier ankam, nach dem Prinzen fragte. Sein Hofgeſinde aber kümmerte ſich um dieſen vollends Nichts. Nur Einen erhielt die Rachbegierde wachſam, es war Franz Alvaro, der zugleich mit Chriſtoph in Brüſſel kaiſerlicher Edelknabe geweſen und es dieſem nicht verzeihen konnte, daß er ihm vom Kaiſer vorgezogen worden war. Er drängte ſich dieſem beim Nachtimbiß zum Genoſſen auf, aber Chriſtoph, Müdigkeit vorſchützend, begab ſich bald zur Ruhe und der ſpaniſche Edelmann mußte abziehen.

Ein geſunder Schlaf umfing den Prinzen, bis Tyffernus, der indeß alles Nöthige beſorgt hatte, ihn weckte; ſie hatten zur Herberge eines der äußerſten Häuſer des Orts gewählt und ſchlichen nun, die Pferde am Zügel führend, vorſichtig hinaus ins Freie. Dort ihre Roſſe beſteigend, ritten ſie raſch dem See zu, ohne zu bemerken, daß eine, in einen Mantel gehüllte, Geſtalt ihnen bis dahin nachgeſchlichen war. Es war Alvaros Diener, der nun ſogleich ſeinem Herrn von der Flucht benachrichtigte, welcher ſich mit einigen vorherbeſtellten Reiſigen zur Verfolgung aufmachte. Indeß waren Chriſtoph und ſein Begleiter am See angekommen, hier aber

gewahrten sie zu ihrem großen Schrecken, daß des Prinzen Pferd stark hinke. Auch vernahmen sie, da der Boden gefroren war, von fern Pferdegetrappel. Sie vermutheten Nichts Anderes, als daß ihre Flucht entdeckt worden sei und Christoph rief, das Schwert ziehend: Wenn's denn Gottes Willen ist, daß unsere Rettung mißlinge, so will ich hier in ritterlichem Kampfe fallen, lebendig sollen sie mich nicht fangen! Der Jäger war indeß herbeigekommen und meinte, wenn man den Weg links vom See einschlage, möchte man den Verfolgern wohl noch entgehen können. Er und Tyffernus ergriffen das Pferd des Prinzen und schleppten es zum See, wo sie es ertränkten. Zum Prinzen aber sprach Tyffernus: Nun besteigt rasch mein Pferd, es ist noch frisch und munter, und folgt dem Jäger, der euch einen sichern Weg führen wird. Der Prinz zögerte und das Pferdegetrappel kam näher. Fort! fort! rief der treue Freund: Bedenkt, daß euer Leben nicht nur euch, sondern auch einem biederen Volke gehört, das jetzt in fremder Knechtschaft schmachtend, sehnsüchtig auf Euch, als seinen künftigen Retter, harrt. Der Prinz schwang sich auf's Roß, der Jäger ergriff dessen Zügel und schnell waren sie den Blicken des Tyffernus verschwunden, der sich eilends im hohen, dichten Schilf des Seegestades verbarg. Gleich darauf erschien Alvaro mit seinen Reitern, eifrig umherspähend, aber ein dichter Nebel verbarg ihm die Umgegend und so ritt er dann mit den Seinigen auf's Gerathewohl fort. Als der Nebel sank und die Morgensonne herniederschaute, befand er sich in einem Wald und keiner

von seinen Begleitern wußte, wo hinaus? Er sah die Fruchtlosigkeit seiner Verfolgung ein und eilte deßwegen nach Kaldern zurück, um da von des Prinzen Flucht Anzeige zu machen; der Kaiser aber war mit dem größern Theil seines Gefolges schon aufgebrochen und erst im nächsten Nachtquartier zu Trient holte Alvaro denselben wieder ein.

Tyffernus war noch in seinem Verstecke, als der Edelmann rückkehrend am See vorüberritt und knieend dankte er Gott für die Rettung Christophs. Dieser war, von seinem rüstigen, wegekundigen Führer geleitet, rasch fortgeritten; nur einigemal wurde Halt gemacht an einem frischen Bergquell, um sich an den Vorräthen, welche der Führer in seiner Jagdtasche hatte, zu erlaben. Hoch von steilem Berggipfel herab winkte das Schloß Tyrol den Wanderern entgegen, und Meran mit seinen Rebenhügeln begrüßte sie; aber sie umgingen die Stadt und eilten dem Passeierthale zu. Ein einfacher Holzsteg führte sie über die wildrauschende Passer zu einem allein stehenden Hause von zwei Stockwerken, um deren jedes eine Gallerie lief. Es war das Wirthshaus zum Sand, das in spätern Zeiten durch den wackeren Sandwirth von Passeier, Andreas Hofer, den „Blutzeugen von Tyrol," so bekannt werden sollte. Damals war es nur von einem alten Ehepaar bewohnt, welches aber unvermuthet einige Gäste bekommen hatte, die vor dem Hause auf des Prinzen Ankunft ungeduldig warteten und ihn, als er kam, freudig begrüßten. In ihrem Anführer erkannte der Prinz den Bettler wieder, der ihm das Schrei-

den seiner Oheime überbracht hatte. Sie waren von diesen gesendet, um ihn auf Nebenwegen sicher durch Tyrol zu geleiten. Am andern Morgen brachen sie früh auf, der Jäger aber wurde ausgeschickt, um den Tyffernus aufzusuchen, den er auch nach zwei Tagen wohlbehalten zu der Reisegesellschaft brachte, die ohne weitere Gefährlichkeiten glücklich bei Herzog Ludwig v. Baiern auf dem Schlosse zu Landshut ankam. Bei Nacht, in aller Stille, zog der Prinz hier ein und hielt sich, nach des Oheims Wunsch, eine Zeit lang verborgen.

Am kaiserlichen Hofe war man über die Flucht Christophs sehr bestürzt, man schickte nach verschiedenen Seiten hin Reiter aus, die aber weder Nachricht von ihm noch viel weniger ihn selbst mitbrachten. Auch die ausgesendeten Kundschafter kehrten, ohne etwas Sicheres erfahren zu haben, wieder zurück. Man vermuthete nur, der Prinz möchte sich nach Baiern oder zum Landgrafen von Hessen, bei dem sich damals sein Vater aufhielt, begeben haben. Der König Ferdinand schickte daher des Prinzen frühern Hofmeister Kaspar v. Ufenwangen an den Obervogt Dieterich Spät in Urach ab, um ihn aufzufordern, daß er weitere Nachforschungen anstelle. Dabei sollte er kein Geld sparen, wenn er des Prinzen Aufenthaltsort erfahre, sich zu ihm verfügen, ihn über den Grund seiner Abreise fragen und ihm vorstellen, wie sehr er dadurch die kaiserliche und königliche Gnade verscherzt habe, aber ihm auch, wenn er zurückkehre, volle Verzeihung zusichern. Christophs Mutter, welche der König in einem eigenen Schreiben um ihre Mitwirkung

hat, erſchrack nicht wenig über die Nachricht, daß man ihren Sohn am kaiſerlichen Hofe verloren habe, weil ſie fürchtete, „die Wälſchen oder die Bauern hätten ihm Böſes zugefügt“. Um ſo mehr erfreut war ſie, als gleich darauf ein Bote aus Landshut ihr ein Schreiben Chriſtophs überbrachte, folgenden Inhalts: Herzliebe Frau Mutter! Ich gebe Eurer Liebe zu vernehmen, daß ich kaiſerlicher Majeſtät aus dem Lager von Wien nachgefolgt, bis ich geſehen, daß Ihre Maj. nach Italien geeilt, Willens von da nach Hiſpanien zu ziehen. Dieweil aber meines Leibes Gefährlichkeit und anderer Urſachen halber meine Gelegenheit nicht geweſen iſt, nach Hiſpanien zu ziehen, hab' ich mich in großem Geheim vom Hofe gethan und Gott der Allmächtige hat mir ſeine Gnade erzeigt, daß ich zur Zeit geſund und in guter Sicherheit bin, wo aber, darf ich noch nicht ſchreiben. Das hab' ich Euer Lieb' aus kindlicher Treue anzeigen wollen, ob an Sie etwas gelangen ſollte, damit Sie wiſſen, wie es meinethalben ſteht und nicht Urſache haben, um mich zu trauern; bitte aber Euer Lieb' dieß zum Geheimſten zu halten.

Ein Schreiben gleichen Inhalts ließ Chriſtoph an ſeinen Vater ergehen, welcher ihm ſeine Beſorgniß äußerte, ob er dieſem Schritt auch „gegen männiglich werde verantworten können“? Dem Landgrafen dagegen war es deßwegen nicht bange, „weil ja des Prinzen Verpflichtung nicht weiter geweſen, denn allein, dieweil der Kaiſer in Deutſchland ſei“. Auch die Mutter hegte ſchwere Beſorgniß: Ach Gott! herzlieber Sohn, ſchrieb ſie, Ihr

ſtehet in einer großen Handlung, Gott der Allmächtige woll' Euch ſeine Gnade mittheilen; ich fürchte nur die Ungnade Kaiſ. und Königl. Majeſtät!

Chriſtoph aber vertraute auf Gott und ſein gutes Recht, er wußte, daß des Kaiſers Verfahren gegen ihn in Deutſchland, vornämlich unter den Fürſten, großen Unwillen erregt habe, und daß er deßwegen nicht ohne Beiſtand und Fürſprache ſein werde, wenn er den kühnen Schritt, zu dem er entſchloſſen war, wirklich wage. Zuerſt wandte er ſich an den ſchwäbiſchen Bund, (den 17. November 1532) beſchwerte ſich, daß man ihn, der doch frei ſei von aller Schuld, vom fürſtlichen Stamm in Armuth und Elend verſtoßen habe und forderte dringend die Herausgabe der ihm vertragsmäßig zugehörenden Aemter Tübingen und Neuſen. Dann aber ſchrieb er auch an verſchiedene deutſche Fürſten, an den König Franz I. von Frankreich und an die Eidgenoſſen und verlangte die Herausgabe des ganzen Fürſtenthums, deſſen rechtmäßiger Erbe er ſei. Er wurde dabei von mehreren Seiten eifrig unterſtützt und Dr. Ambroſius Volland, der früher ſeines Vaters Kanzler geweſen, führte ſeine Sache ſehr geſchickt und brachte durch ſeine gründlichen Schichten und Ausführungen den ganzen Bundestag in Verwirrung.

Wo der Prinz ſich aufhielt, war damals ein, nur Wenigen bekanntes, Geheimniß und blieb es auch, als er wieder öffentlich auftrat. Dieß geſchah im Dezember 1533, wo er auf dem Bundestage zu Augsburg, mit ſicherem Geleite verſehen, erſchien und ſeine Wohnung

im Prediger-Kloſter nahm. Zum allgemeinen Erſtaunen kam er aus der Schweiz, begleitet von den Reiſigen des Grafen Wilhelm v. Fürſtenberg, eines beſondern Freundes ſeines Vaters. Der franzöſiſche Geſandte unterſtützte ihn durch ein nachdrückliches Schreiben ſeines Herrn, der es ſchon darum für ſeine Pflicht halte, ſich des Prinzen anzunehmen, weil dieſer „ihm Vetterſchaft halber verwandt ſei", die Geſandten des Kaiſers und ſeines Bruders waren in großer Verlegenheit, wie ſie ihre ſchlechte Sache vertheidigen ſollten und die Bundesräthe wußten ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie erklärten, erſt auf dem nächſten Bundestage könnten ſie eine beſtimmte Antwort geben.

Ehe aber dieß geſchah, hatten ſchon die Waffen entſchieden. Die ſiegreiche Schlacht bei Laufen am 12. und 13. Mai 1534 endigte die öſterreichiſche Herrſchaft in Wirtenberg und ſetzte den Herzog Ulrich wieder in den Beſitz ſeines Erbfürſtenthums, den ihm der Vertrag zu Cadan (den 29. Julius 1534) ſicherte.

Ulrich hatte ſchon im April 1534 ſeinen Sohn aufgefordert, an dem bevorſtehenden Feldzug Theil zu nehmen, die Klugheit aber gebot dieſem, ſeine Anſprüche nicht zugleich mit denen ſeines Vaters dem Kriegsglück zur Entſcheidung zu übergeben. Erſt den 19. Junius traf er zu Groß-Allmendingen, wo damals das ſiegreiche Heer lagerte, mit ſeinem Vater zuſammen. Der Empfang war nicht der herzlichſte; der lange Aufenthalt Chriſtophs bei den Herzogen v. Baiern, die ſeinem Vater *ſo verhaßt* waren, und die von demſelben ſelbſtſtändig

begonnenen Verhandlungen zur Wiedergewinnung des Herzogthums hatten in des argwöhnischen Herzogs Gemüth ein Mißtrauen erzeugt, das nur allmälig wieder einem besseren, väterlichen Gefühle Platz machte. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Stuttgart erklärte ihm der Vater, er müsse, zu seiner Ausbildung, noch in die Welt hinaus. Aber wohin? Vom Eintritt in die Dienste des Kaisers oder seines Bruders konnte natürlich nicht die Rede sein, desto empfehlungswerther erschien Frankreich, mit dem der Vater schon in längerer Verbindung stand und dessen Beistand sich mehrfach zu erfreuen gehabt hatte, das auch damals schon als eine Bildungsschule für deutsche Fürstensöhne und Adeliche galt. Dahin also beschloß Ulrich seinen Sohn zu schicken und that es auch, obwohl Oesterreich mit dieser Wahl sehr unzufrieden war. Hiemit beginnt der letzte und keiner der uninteressantesten Akte des vielbewegten Jugendlebens des Prinzen Christoph.

Im Spätjahr 1534 reiste Christoph nach Frankreich ab, der treue Tyffernus begleitete ihn als Sekretär und Kassier. Er wurde am französischen Hof gut aufgenommen; die Prinzen und die ersten Großen des Reichs bewiesen ihm viele Achtung und der König selbst behandelte ihn mit besonderem Wohlwollen. Der Prinz, schrieb der französische Gesandte Bellay an Herzog Ulrich, hält sich wohl und hat einen günstigen nnd gnädigen König, dermaßen, daß wenn es Euer fürstl. Gnaden gefallen wollte und es Zeit wäre, er sich befleißigen würde, ihn ehrlich mit einem Weibe zu versehen. Der

Herzog ſchickte deßwegen einen Geſandten nach Paris, der dem König für ſo große Gunſt danken und ihn verſichern mußte, er habe ſeinen Sohn aus beſonderem Vertrauen und Freundſchaft nach Frankreich geſchickt, in der Hoffnung, daß der König an ſeinen Dienſten ein beſonderes Wohlgefallen haben werde; zwar ſei er noch nicht geneigt, ſeinen Sohn in den ehelichen Stand zu thun, vielmehr ſollte dieſer zuvor noch Erfahrenheit und gute Sitten erwerben, indeß wolle er doch die fernere Willensmeinung wegen ſolcher Heirath vornehmen. Später dachte zwar der König nicht mehr an dieſe Sache, aber fortwährend genoß der Prinz ſeine volle Gunſt, was ihm jedoch viel Neider zuzog und ihn mehr als einmal in Lebensgefahr brachte. Aber es fehlte ihm auch nicht an Gönnern und Freunden und unter dieſen waren einige hochgeſtellte Männer, wie Anne de Montmorency, Connetable v. Frankreich, einer der größten Feldherrn ſeiner Zeit und Claude de Guiſe, der wegen ſeiner Tapferkeit, ſeines kühnen Geiſtes und ſeiner großen Eigenſchaften vom Könige die Herzogswürde erlangt hatte. Hiezu trug nicht nur ſeine Biederkeit und Offenheit, ſondern auch ſeine Tüchtigkeit in Waffen- und Leibesübungen bei, die er bei mehr als einer Gelegenheit, nirgends aber glänzender erprobte, als auf dem von König Franz bei der Vermählung ſeiner Tochter Magdalena mit dem König Jakob v. Schottland in Paris veranſtalteten großen und prächtigen Turniere, zu welchem ſich Frankreichs adelige Jugend zahlreich eingefunden hatte. Es waren gewandte, kräftige Kämpfer darunter,

die ſchon an manchem ſolchen Waffenſpiel ruhmvollen Antheil genommen hatten, doch der deutſche Fürſtenſohn beſiegt ſie alle, und trug den erſten Preis davon. Dadurch aber wurde freilich auch die Zahl ſeiner Neider und Feinde wieder vermehrt und da ihm das üppige, ausſchweifende und müßige Leben am franzöſiſchen Hofe, den er in den Jahren 1534 und 1535 nach Rouen, Amiens, Rheims und Lyon begleitet hatte, ohnehin mißfiel, ſo entſchloß er ſich, den Hofdienſt mit dem Kriegsdienſt zu vertauſchen.

Der Connetable vornämlich beſtärkte ihn in dieſem Entſchluſſe, den auch der König billigte, und ſo zog Chriſtoph denn im Frühling des Jahres 1536 mit dem franzöſiſchen Heere aus gegen Kaiſer Karl V., der mit einer ſtarken Kriegsmacht in der Provence eingefallen war. Zu einem ernſtlichen Kampfe aber kam es dießmal nicht; die Franzoſen ließen ſich aus ihren feſten Lagern bei Avignon und Valence nicht herauslocken, der Kaiſer aber fand die Gegenden, durch die er kam, von ihren Einwohnern verlaſſen, die Lebensmittel theils fortgeführt, theils vernichtet und bald trat bei ſeinem Heere großer Mangel ein; die Landsknechte nährten ſich von dem Obſt das eben reifte und bereiteten ſich durch Zerdrückung der unreifen Trauben in ihren Pickelhauben einen herben Trank, der freilich einen ſchlechten Erſatz für den franzöſiſchen Wein gewährte, auf welchen ſie ſich ſo ſehr gefreut hatten; ſolche Nahrungsmittel und die drückende Sonnenhitze erzeugten Krankheiten, welche Tauſende hinwegrafften. Ein Angriff auf Marſeille mißlang und am zehn-

ten September mußte der Kaiser mit Zurücklassung vielen Gepäckes und Geschützes seinen Rückzug antreten, auf dem er noch schweren Verlust erlitt; überall lagen Kranke, Todte, Gepäck, Waffen und Pferde in grausiger Mischung und als er wieder in Italien ankam, fand er sein Heer um 10,000 Mann schwächer als zuvor; er selbst erkrankte und schiffte sich nach Spanien ein.

Nur bei der Verfolgung des eiligst zurückziehenden kaiserlichen Heeres war es zu einigen Gefechten gekommen, an denen auch Christoph Theil nahm; viel Ruhm war dabei nicht zu erwerben, doch die Proben von Muth und Umsicht, die er dabei gab, bestärkten den König und den Connetable in ihrem Vorsatz, ihm im künftigen Feldzug ein größeres Kommando anzuvertrauen. Sie hofften durch seinen Namen eine größere Anzahl deutscher Landsknechte anzulocken und am 1. Mai 1537 erhielt der Prinz den Bestallungsbrief als Oberster über ein Regiment Landsknechte, das er selbst anwerben sollte. Er schlug im Elsaß seinen Werbplatz auf und die Hoffnung des Königs und des Connetables wurde nicht getäuscht, in sehr kurzer Zeit hatte Christoph 23 Fähnlein, zusammen über 10,000 Mann, beieinander.

Denn als die Kunde erscholl, der junge Fürst von Wirtenberg lasse mit der Werbetrommel umschlagen, da liefen ihm nicht nur aus Mömpelgard und den wirtenbergischen Herrschaften im Elsaß viele zu, sondern auch aus seinem Erbfürstenthum obwohl der Herzog selbst, aus Furcht vor dem Kaiser und seinem Bruder die Werbungen hier streng verboten und dem Prinzen sein Ge-

ſuch um Rüſtung und Wagenpferde abgeſchlagen hatte. Auch der lange Hans und Peter kamen und brachten etlich hundert ihrer Genoſſen mit. Sie waren, wie andere Landsknechte des Königs Ferdinand, nach dem Abzug der Türken, herausgeſchickt worden und lagen mehrere Jahre auf Hohenaſperg in Beſatzung. Als ſie aber erfuhren, daß Herzog Ulrich und der Landgraf von Heſſen ſich zu einem Feldzug gegen Wirtenberg rüſteten, ſagten ſie dem öſterreichiſchen Dienſte Valet und eilten nach Heſſen. Nachdem der Feldzug glücklich beendet war, kehrten ſie ins Remsthal, ihre Heimath, zurück, aber die ruhige Lebensart hier wollte ihnen nicht gefallen, es dünkte ihnen viel angenehmer die Picke zu führen als den Spaten, ganz erwünſcht kam es ihnen daher, daß ihr berühmter Landsmann, Sebaſtian Schärtlin von Schorndorf, für den Kaiſer zum Zuge gegen Frankreich warb, und ſie liefen ihm ſtracks zu. Als erfahrene, kriegsgeübte Wehrmänner wurden ſie von Schärtlin zu Waibeln ernannt, hatten die Leute zu exerciren, die Zugordnung zu beſtimmen, beim Oberſten die Loſung zu holen und die Schildwachen auszutheilen. In der Provence aber ging es auch ihnen gar ſchlimm, doch kamen ſie mit dem Leben davon und waren eben mit einer Anzahl Landsleute auf dem Weg nach der Heimath begriffen, als ſie in Baſel von Chriſtophs Werbungen Nachricht erhielten. Ihr Entſchluß war ſchnell gefaßt und auch bei ihren Gefährten bedurfte es keiner großen Ueberredungskunſt, um ſie zu bewegen, ihnen zu folgen.

Der Prinz zog mit ſeiner Kriegsſchaar nach Italien,

wo er, ein kaum zweiundzwanzigjähriger Jüngling, ſich gleich tüchtig als Kriegsmann wie als Feldherr zeigte. Manchen Tag brachte er bei der drückenden Hitze des italieniſchen-Sommers die Rüſtung 16 Stunden lang nicht vom Leibe, und war ſtets unverdroſſen im Kampfe. Aber die wälſchen Kriegsoberſten erſchwerten ihm jede Gelegenheit, rühmliche Kriegsthaten zu vollbringen; als das Heer vor Aſti ankam, forderte er den Oberbefehlshaber Humiere auf, an einem Orte, wo die Mauer ſchwach und ſchadhaft war, Breſche ſchießen zu laſſen, dazu werde man kaum eine Stunde brauchen und er wolle dann mit ſeinen Landsknechten ſtürmen. Humiere aber ſchlug ihm ſein Begehren ab und als nun die Feinde zum Entſatz anrückten und der Prinz auf einen raſchen Angriff drang, verwarf er auch dieſen Vorſchlag und die Folge hievon war, daß das Heer unverrichteter Dinge abziehen mußte. Dennoch wurde ihm die Schuld, daß Aſti nicht erobert worden, aufgebürdet, er habe, ſo ſchrieb Humiere dem Könige, ſeine Pflicht nicht thun und mit ſeinen Landsknechten nicht ſtürmen und ſchlagen wollen. Da dieſe Verläumdung durch Chriſtophs offene aber nachdrückliche Vertheidigung beim Könige wirkungslos blieb, ſo trachteten ihm ſeine Feinde nach dem Leben und brachten ihm Gift bei. Seine kräftige, durch Ausſchweifungen nicht geſchwächte Geſundheit rettete ihm zwar das Leben, aber er fiel in eine ſo ſchwere Krankheit, daß er ſich nach Lyon zurückbringen laſſen mußte. Hier lag er von Fieberſchauern geſchüttelt im Bette, als ein italieniſcher Oberſt mit gezogenem Schwert hereinſtürzte, um ihn zu ermor-

den. Tyffernus, der seinen Zögling nie verließ und ihn auch hier pflegte, fiel dem Meuchelmörder in den Arm und rang mit ihm. Sein Geschrei führte einen andern Obersten, den Grafen Francesco herbei, der jenen entwaffnete und verhaften ließ. Aber die schändliche That blieb ungestraft. Endlich nach schweren Leiden genas Christoph, jedoch ganz gesund wurde er erst nach Jahren wieder durch den Gebrauch des Göppinger Sauerwassers. So brachte ihm sein italienischer Feldzug nichts als Gefahr, Undank und Schaden; denn während er in Lyon krank lag, raubte man ihm Rüstung, Pferde und Zelte, die er in Italien zurückgelassen hatte und um seinen Landsknechten den Sold ganz auszahlen zu können, mußte er eine beträchtliche Geldsumme entlehnen.

Einigen Ersatz hiefür gewährte ihm der freundliche Empfang, der ihm nach seiner Rückkehr beim Könige zu Theil wurde, welcher ihm auf mehrfache Weise zu erkennen gab, daß er den Verläumdungen seiner Gegner keinen Glauben schenke. Hiedurch wurden diese nur noch erbitterter auf ihn und Christoph war vor ihren Nachstellungen selbst in der Nähe des Königs nicht mehr sicher. Sie wußten auch den Grafen Wilhelm v. Fürstenberg, denselben, welcher Christoph einst nach Augsburg hatte geleiten lassen, einen alten Freund seines Vaters, mit dem er in der Schlacht bei Laufen gefochten hatte, der ebenfalls ein Regiment Landsknechte in französischem Sold kommandirte, gegen ihn aufzubringen, wobei namentlich ein Lieblingsdiener des Grafen, durch sie bestochen, ihnen behilflich war. Es kam so weit, daß Fürsten-

berg den Prinzen aufforderte, „die Sache vor den König zu bringen, damit er ihnen beiden einen Kampf zulasse.“ Hierauf aber antwortete ihm Christoph: „Den unnützen, verlogenen Menschen, deinen Diener, berührend, den wir Willens gewesen sein sollen, hängen zu lassen, magst du gedenken, daß wir kein Landes-Profoß oder Scherge sind, sondern ein Fürst; doch wahr ist, daß wir gemeldetem Böswicht nicht rathen wollten, daß er uns nahe komme, denn wir, seiner Unwahrheit halber, vielleicht Etwas thun würden, das ihm zu schwer. Belangend dein ferneres Begehren wegen eines Kampfes, achten wir nicht, daß es dein Ernst sei, dieweil du wissen kannst, daß du uns zu gering, indem du kein Fürst bist, wo du aber solches bei königlicher Majestät erheben magst sind wir dessen zufrieden und könnt' uns nichts Froheres geschehen. Alle Sache Gott dem Allmächtigen befohlen!“

Im Herbst 1537 hielt sich König Franz mit seinem Hofstaat eine Zeit lang in Chatelleraud, einer Stadt in Poitou, auf. In seinem Gefolge befanden sich der Prinz Christoph, aber auch dessen Gegner, Humiere, Polignac, Cornillon, Champolle, La Taille und andere. Sie hatten sich in Polignacs Wohnung versammelt, um sich wegen eines neuen Mordanschlags auf den Prinzen von Wirtenberg zu berathschlagen. Morgen, sprach Humiere, hält, wie ihr wißt, der König großes Bankett, das bis spät in die Nacht dauern wird; wie wär's, wenn wir dem Prinzen bei seinem Heimritt auflauern ließen? Der Vorschlag ist nicht übel, erwiederte Cornillon, aber bedenkt, daß er neuerdings bei Nacht stets von einem

bewaffneten Gefolge begleitet iſt und drunter ſind tüchtige Haudegen, die wir noch aus dem italieniſchen Feldzuge kennen, der Graf von Beüchlingen, der v. Berwangen, und die Brüder v. Landenberg, ſeine Dienerſchaft aber beſteht faſt aus lauter ungeſchlachten deutſchen Bären, die nichts verſtehen als ſaufen und dreinſchlagen. Die Bären will ich zahm machen, ſagte Polignac, mein Stallmeiſter hat ſchon Kameradſchaft mit ihnen getrunken und ſoll ihnen am Abend des Feſtmahls ſo zuſprechen, daß wir von ihren Fäuſten und Hellebarden Nichts mehr zu fürchten haben. Die Adelichen des Prinzen aber ſind ja auch zur Mahlzeit eingeladen und mit Hülfe unſerer köſtlichen Weine wollen wir ſchon dafür ſorgen, daß das bischen Verſtand, welches in ihren Hirnſchädeln ſteckt, ebenfalls davonlauft. Wie ſtark iſt denn unſere Mannſchaft? fragte La Taille; außer unſern Dienern, antwortete Polignac, ſind es noch fünfzig tüchtige, zuverläſſige Männer, die ich angeworben habe und die zu jeder Stunde kampffertig ſind. Nun, dießmal, denk' ich, ſoll uns der Deutſche nicht entgehen, ſprach Champolle, was aber wird der König dazu ſagen und der alte Connetable? — Der letztere, entgegnete Polignac wird nach ſeiner Art arg ſchimpfen und toben, darum aber haben wir uns Nichts zu kümmern und gegen des Königs Zorn weiß ich ſchon ein Mittel. Meine Nichte beſitzt gegenwärtig das Flatterherz der Majeſtät und dieſe iſt dem Prinzen von Wirtenberg gar nicht hold. — War ſie ihm denn nicht einmal zur Gattin beſtimmt? unterbrach den Sprechenden Cornillon. Eben deßwegen, denn er ſchlug damals ihre Hand

aus und das hat ſie ihm noch nicht verziehen. Nun dann iſt Alles gut, rief Humiere, vom Sitz aufſpringend, denn wann hat König Franz der Dame ſeines Herzens jemals einen Wunſch verſagt! So lebt denn wohl, Freunde, auf Wiederſehen! Die Geſellſchaft trennte ſich und ein Jeder ging mit der ſichern Hoffnung, daß ihnen dießmal ihr Anſchlag gegen den Prinzen gelingen werde, ſeines Weges.

Beim Feſtmahl ſelbſt gaben die Verſchwornen ſich alle Mühe, die Edelleute des Prinzen betrunken zu machen, was ihnen aber nicht recht gelingen wollte. Chriſtoph brach kurz nach Mitternacht auf und ritt von zwölf Adelichen und Dienern begleitet, ſeiner Herberge zu. Er und ſeine Begleiter waren nur mit Degen verſehen und trugen weder Helm noch Harniſch. Sie waren ſchon ziemlich weit vom Schloſſe entfernt und ritten eben um die Ecke der Straße, die zu des Prinzen Herberge führte, da ſahen ſie ſich unverſehens von etlich und ſechszig Bewaffneten angefallen. Sie ſtiegen raſch von den Pferden und ſtellten ſich an einer Mauer auf. Auch mehrere Bürger liefen bewaffnet herbei und die Zahl der Angreifer mehrte ſich bis auf hundert. Der Prinz und ſeine Begleiter aber vertheidigten ſich mit Entſchloſſenheit, Chriſtoph ſelbſt erhielt etlich, jedoch unſchädliche, Stiche und wurde an der Hand verwundet; der Anführer der Schaar drang auf ihn beſonders heftig ein und führte einen kräftigen Hieb gegen ſeine Bruſt, deſſen Wirkung aber die goldene Ehrenkette, die der Prinz vom König erhalten hatte, hemmte, ſie fiel zerhauen auf den Boden, er

aber blieb unverſehrt und ſtreckte mit einem Stiche ſeinen Gegner zu Boden. Der Fall ihres Anführers erregte Beſtürzung unter den Angreifenden und zugleich entſtand in ihrem Rücken ein wildes Getümmel. Hie gut Wirtenberg alleweg! ertönte es von daher und ſtärker griffen der Prinz und ſein Gefolge ihre Gegner an. Noch einige von dieſen fielen, mehrere wurden verwundet und als nun vollends aus der Mitte der von den neuen Angreifern ſchwer bedrängten Bürger der Ruf erſchallte: Rette ſich, wer kann! da ſtoben ſie auseinander wie Spreu, vom Winde aufgejagt.

Die neuen Angreifer aber waren Niemand Anders, als der lange Hans mit ſeinem Genoſſen Peter und noch etlich andern Landsknechten, welche der Prinz in ſeine Dienſte genommen hatte. Polignac's Stallmeiſter hatte ſie am Abend des Feſtmahls zum Weine geführt; ſo viel er aber auch des edeln Rebenſaftes herbeibringen ließ, er floß zwar aller die ſtets durſtigen Kehlen der Landsknechte hinab, dieſe jedoch ſaßen noch ganz aufrecht und feſt. Da trat eilenden Schritts ein Landsmann herein und rief ihnen zu: Zu Hülfe, drüben in der Straße ſind ſie in großer Anzahl über den Prinzen von Wirtenberg hergefallen! Kaum hörten dieß die Landsknechte, als ſie zu den Hellebarden, ohne welche ſie Abends nie ausgingen, griffen, forteilten und mit dem ſchon erwähnten Rufe auf die Franzoſen einſtürmten. Von Niemand mehr beunruhigt, zog der Prinz vollends nach ſeiner Herberge.

Dieſer meuchleriſche Angriff machte großes Aufſehen, der König ſelbſt, vom Connetable wie vom Herzog von

Guiſe hierin beſtärkt, erklärte, dieſe Schandthat müſſe genau unterſucht werden und die Theilnehmer daran ſollten der verdienten Strafe nicht entgehen. Er ſchickte dem Prinzen auch wirklich mehrere von den Banditen gebunden zu und ließ ihm ſagen, hier ſeien die Rädelsführer, er möge „ſeines Gefallens mit ihnen handeln.“ Chriſtophs Begleiter meinten auch, er ſollte ſie ſtreng beſtrafen und die Landsknechte wünſchten nichts, als daß man ſie ihnen übergebe, um ſie, wie ſich Peter ausdrückte, mit ihren Hellebarden ein wenig zu kützeln; aber Chriſtoph zeigte ſich großmüthig, er ließ die Bande der zitternden Verbrecher löſen und ſprach: Geht hin, ich ſchenke euch Leben und Freiheit, die, welche geſtern im Kampfe fielen, haben auch für euch gebüßt, des Bluts iſt ſchon genug gefloſſen, ich will nicht noch mehr vergießen! Dieſe edle Handlungsweiſe wurde auch am franzöſiſchen Hofe rühmend anerkannt und Polignac mit ſeinen Genoſſen auf des Königs Befehl von dieſem verbannt.

Der Prinz dagegen blieb fortwährend in der Umgebung des Königs, im Junius 1538 nahm ihn dieſer mit ſich nach Nizza, wohin der Papſt Paul III. ihn und den Kaiſer beſchieden hatte, um die beſtändigen Streitigkeiten dieſer beiden Fürſten mit einander gründlich beizulegen. In Marſeille ſchifften ſie ſich ein, hatten aber einen furchtbaren Sturm zu beſtehen, bei dem ſie mehrere Stunden lang in augenſcheinlicher Todesgefahr ſchwebten. Als König Franz in Nizza dem Papſt einen Beſuch machte und der Sitte gemäß demſelben mit den vornehmſten Herren ſeines Gefolges den Pantoffel küßte, forderte

der Connetable den Prinzen auf, daſſelbe zu thun, Chriſtoph aber ſchlug es ab und blieb ſtandhaft.

Der Papſt hatte in Nizza einen zehnjährigen Waffenſtillſtand zwiſchen den beiden Fürſten zu Stande gebracht, ſie aber nicht zu einer perſönlichen Zuſammenkunft bewegen können. Dieſe fand erſt in Aigues Mortes ſtatt. Hier wurde Chriſtoph dem Kaiſer Karl V. vorgeſtellt. Freimüthig entſchuldigte er ſich bei dieſem wegen ſeiner Flucht und der Kaiſer, an dem es freilich geweſen wäre, ſich zuerſt zu entſchuldigen, nahm dieß ſehr gnädig auf und erklärte ſogar, „aus eigener Bewegung", er wolle den zwiſchen ſeinem Bruder Ferdinand und Herzog Ulrich geſchloſſenen Vertrag, wodurch Wirtenberg zum öſterreichiſchen After-Lehen gemacht worden war, nicht genehmigen, vielmehr, damit der Prinz ſpüre, daß er einen gnädigen Kaiſer habe, denſelben auf ſein Begehren und Bitten wieder aufheben. Hiemit war es dem Kaiſer freilich kein ſonderlicher Ernſt, er wollte nur den Prinzen dadurch für ſich gewinnen; aus dem nämlichen Grunde verlieh er auch (den 16. Junius 1538) „weil ihm des Reichs lieber Getreuer, Michael Tyffernus, gerühmet worden, wegen ſeiner Ehrbarkeit, Schicklichkeit, guten Sitten und Tugenden" dieſem einen Wappenbrief. Er hätte Chriſtoph gar gerne in ſeinen Dienſten gehabt und Granvella mußte demſelben den Antrag machen, für den Fall eines Krieges das Kommando von 10,000 Landsknechten und 3000 Reitern zu übernehmen. Der Prinz lehnte aber dieſen Antrag ab, weil man ihm das Be-

gehren, nicht gegen seine Verwandte und Freunde kämpfen zu dürfen, abschlug.

Im Frühjahr 1539 befand sich Christoph in Lyon, als hier die Pest ausbrach und in der Herberge, in welcher er wohnte, in einer Nacht mehrere Personen daran starben. Am nächsten Morgen verließ er deßwegen die Stadt, erkrankte aber unterwegs an einem hitzigen Fieber und gelangte mit Mühe und ganz entkräftet nach Dole. Diese Stadt liegt am Flusse Dour, in einer Gegeud, die wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit das Liebesthal (Val d'amours) genannt wird. Hier nahm ein angesehener Bürger, Karl Barbili, ihn in sein Haus auf, wo er sechs Wochen lang aufs Beste verpflegt wurde. Besonders liebreich nahm sich seiner Barbara, die Tochter des Hauses, an. Es war ein Mädchen von noch nicht vollen 17 Jahren, von mittlerer Größe und wohlgebaut, mit rundlichem Gesicht, frischen, rothen Lippen und Grübchen in den blühenden Wangen; das Näschen allerdings konnte etwas zu dick erscheinen, aber unter der von braunen Haaren beschatteten Stirne blickten die hellen braunen Augen gar freundlich hervor; nur bisweilen, wenn Barbara erzürnt wurde, konnte sie auch recht finster drein sehen sonst war sie heitern Sinnes, verständig, aber ohne daß dieß der Kindlichkeit ihres Gemüths Eintrag that. Da Anfangs Niemand den Prinzen, weil er aus einer vor der Pest heimgesuchten Stadt kam, pflegen wollte, bot sich das Mädchen aus reinem Mitleiden zu seiner Pflegerin an und versah diese Stelle so gut, daß der Prinz auch

ſpäter von Niemand Anders gepflegt werden wollte. Sie war daher auch, mit Tyffernus, welcher von einem leichtern Unwohlſein früher als der Prinz genas, faſt immer um Chriſtoph. In der vierten Woche erſt ging es mit deſſen Beſſerung ſchneller und nun konnte auch der Hausherr ihn öfters beſuchen. Der Prinz fand in ihm einen klugen, welterfahrnen Mann, mit dem er und Tyffernus oft lange Geſpräche hielten. Einen Gegenſtand derſelben bildete häufig der Glaubenszwieſpalt, der damals alle Gemüther bewegte. Tyffernus hatte ſeinen Zögling und Freund längſt für die evangeliſchen Lehren gewonnen und dieſer war entſchloſſen, bei derſelben zu verharren, ſelbſt auf die Gefahr hin, die Ungnade des Königs Franz deßwegen auf ſich zu laden. Der König hatte ſich auch wirklich über des Prinzen Weigerung, dem Papſt den Pantoffel zu küſſen, ſehr unwillig gezeigt und der Verdacht, daß derſelbe ein Anhänger des ketzeriſchen Glaubens ſei, wurde dadurch bei ihm nicht wenig beſtärkt. Um ſo mehr mußte ſich Chriſtoph in Acht nehmen und es that ihm daher wohl, ſich hier frei ausſprechen zu können. Denn auch ſein Hauswirth war heimlich der neuen Lehre zugethan und die Aufforderung des Prinzen, wenn er wieder in der Heimath ſei, mit ſeiner Familie zu ihm zu ziehen, kam ihm deßwegen ſehr erwünſcht. Eine Belohnung für Pflege und Bewirthung anzunehmen weigerte er ſich beharrlich, ein goldenes Kettlein mit einem Amethyſt-Kreuz aber konnte Barbara den dringenden Bitten Chriſtophs nicht abſchlagen. Sein Verſprechen vergaß dieſer nicht, kaum hatte er drei Jahre ſpäter die

Statthalterschaft in Mömpelgard angetreten, so kam an Karl Bärdili auch die Einladung dorthin zu ziehen und dieser säumte nicht, ihr zu entsprechen. Der Prinz verheirathete Barbara an einen seiner Hofbeamten, ihr damals achtzehnjähriger Bruder trat in seine Dienste und zog noch als Greis (1582) nach Wirtenberg. Hier ist sein Geschlecht seitdem angesessen und hat dem Staat, der Kirche und der Schule mehrere tüchtige Beamten und Lehrer, auch mehrere durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer geliefert.

Dem Prinzen Christoph entleidete die Neigung zum evangelischen Glauben den Aufenthalt in Frankreich immer mehr. Er mußte es mit ansehen, wie seine Glaubensgenossen hier grausam verfolgt wurden und dazu schweigen, er selbst aber mußte deßwegen manche Zurücksetzung und Kränkung dulden. Maria, die zweite Gemahlin des Königs Jakob von Schottland, eine Tochter des Herzogs v. Guise, seine große Gönnerin von früheren Zeiten her, lud ihn zu sich ein, um ihn mit der sechszehnjährigen Wittwe des Herzogs von Mailand zu vermählen, da er dieß abschlug, weil er sich dann nothwendig offen zur katholischen Religion hätte bekennen müssen, verlor er die Gunst der so einflußreichen Guise'schen Familie. Gerne wäre er daher in die Heimath gezogen, daran aber verhinderte ihn fortwährend das Verhältniß zu seinem Vater. Dieser wollte von einer Versöhnung noch immer Nichts hören, vergebens suchte der Sohn ihm zu Gefallen zu thun, was er nur konnte, vergebens machte der Landgraf Philipp von Hessen ihm die eindringlichsten Vorstellungen,

vergebens schrieb ihm König Franz selbst, er habe an dem Prinzen nie etwas anderes gefunden, als was ein gehorsamer Sohn seinem Vater schuldig sei und was einem frommen und edeln Fürsten anstehe, auf Ulrichs Starrköpfigkeit machte dieß Alles keinen Eindruck. Mit vieler Mühe ließ er sich bewegen, etliche Räthe an den französischen Hof zu schicken, welche sich hier näher nach Christophs Betragen erkundigen sollten. Obwohl aber der Sohn über all sein Thun genügende Rechenschaft abzulegen wußte, so ging der Vater dennoch auch jetzt keinen Schritt weiter. Erst als sein Bruder Graf Georg, welchem er zuvor wenigstens die Hälfte des Herzogthums nach seinem Tode hatte verschaffen wollen, ihn durch seine Geldforderungen erzürnte, that er aus Unwillen gegen diesen, was er aus Liebe zum Sohn vielleicht lange noch nicht gethan hätte. Er befahl im Mai 1542 dem Prinzen ungesäumt nach Reichenweiher zu kommen, wo er seine Gesinnungen von seinen Räthen vernehmen würde. Christoph gehorchte und vernahm, daß Ulrich ihm seine väterliche Liebe wieder zuwenden, ihm auch die Nachfolge im Herzogthum zusichern wolle, wenn er verspreche, ihm als ein getreuer Sohn gehorsam zu sein und nach seinem Wohlgefallen zu leben, auch die „Religion und Communion des wahren Evangeliums" beizubehalten. Er sollte sich ferner mit der Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Anspach vermählen, wofern er aber anderwärts eine Neigung hätte, es dem Herzog förderlich entdecken. Der Prinz nahm diese Bedingungen ohne Be-

denken an, worauf der Vater ihn zu sich nach Urach berief und von hier mit nach Stuttgart nahm.

So endigte nach langer Dauer die Prüfungs-Zeit Christophs, eine Zeit, von welcher er noch in seinem Alter öfters zu sagen pflegte, daß er da in fremden Landen gewöhnlich des Glaubens und guten Willens mehr gehabt habe als baares Geld, was ihm jedoch nicht zum Schaden gereicht sei. Es war eine schlimme, aber auch eine lehrreiche Zeit für ihn. In der Fülle der Jugendkraft, mit offenem, geradem Sinn kam er in die Mitte sittenloser, verderbter Höflinge, deren falsche Tücke ihn überall bedrohte. Er hatte nur einen ächten Freund, seinen treuen Tyffernus, aber er hatte auch ein ächtdeutsches Gemüth, welches er rein und unverdorben bewahrte, und einen frischen Muth, den kein Unfall niederzudrücken vermochte. Sein lebhafter Geist und sein gesunder Verstand ließen ihn gar Vieles beobachten und lernen und so wurden diese Jahre des Elends und des Kummers für ihn zugleich Jahre des Heils. Er baute fort auf dem Grunde, welchen er schon beim Kaiser gelegt hatte und bildete sich so zum Fürsten und Staatsmann aus, sammelte sich einen Schatz von Erfahrungen, der ihm nachher trefflich zu statten kam. Er lernte Frankreich, seine Sitten und seine Sprache kennen und wurde mit jener schlauen, selbstsüchtigen, auf Lug und Trug gerichteten, Staatskunst, welche er schon am kaiserlichen Hofe getroffen hatte, noch bekannter. *)

*) Auch als Herzog verhandelte er noch viel mit Frankreich

Aber die glücklichere Zeit kam für Christoph auch jetzt noch nicht so ganz schnell und ungetrübt, der Vater wandte ihm nie seine volle Zuneigung zu und so nachgiebig und vorsichtig sich der Sohn gegen ihn bewies, so sehr er sich bemühte ihm zu Willen zu leben, so konnte er denselben doch nie ganz zufrieden zu stellen und hatte von den Launen Ulrichs, der mit dem zunehmenden Alter immer mürrischer wurde, *) viel zu leiden. Der Prinz hätte gar zu gerne gleich nach seiner Zurückkunft einen Feldzug gegen die Türken mitgemacht und der Kaiser bot ihm deßwegen wiederum ein Kommando an, darüber aber war der Vater sehr ungehalten und der Sohn mußte stracks seine Statthalterschaft in Mömpelgard antreten. Hier fanden dann auch seine treuen Diener Peter und der lange Hans eine gute Versorgung für ihre alten Tage, hierhin führte im April 1545 der Prinz seine Neuvermählte, Anna Maria, die Tochter des Markgrafen Georg und hier lebte er fern vom Gewühl der Höfe und

---

um seinen Glaubensgenossen hier eine bessere Behandlung zu verschaffen, aber vielfach getäuscht, zog er sich 1564 endlich zurück und schrieb damals: Damit **Adieu France** mit aller seiner Untreu, Leichtfertigkeit, Ueppigkeit und Unglauben.

*) Auf der Brautreise nach Anspach erkältete sich Christoph, weil der Vater ihm keine Winterkleider bewilligt hatte und wurde von einem heftigen Fluß befallen. Als er deßwegen im Frühling 1545 das Wildbad besuchen wollte, schlug Ulrich es ihm ab, „weil keine andere Vermuthung sei, als daß er nach solchem Bade seinem Halten und Wesen nach so feist werde, wie eine Mastsau. Doch willigte er auf die Vorstellungen seiner Leibärzte endlich ein.

vom Getümmel des Kriegslebens, worin er sich so lange hatte herumtreiben müssen, in stiller Zurückgezogenheit, bis seines Vaters Tod (den 6. November 1550) ihn auf den wirtenbergischen Thron berief.

Tyffernus, sein unzertrennlicher Begleiter, jetzt wirtenbergischer Rath, folgte ihm auch nach Stuttgart, wo ihn aber sogleich eine beschwerliche Krankheit überfiel; seitdem erlangte der alte Mann seine Gesundheit nie mehr ganz. Er wohnte zu Stuttgart in einem kleinen Hause „mit einem Diener, einem alten Weibe und einer Köchin" von dem Gehalte, den ihm der Herzog ausgesetzt hatte, erhielt auch von diesem Geschenke bald an Wein, bald an Getreide u. s. w., einmal auch, auf seine Bitten, von der Herzogin eine Kuh. An Staatsgeschäften nahm er keinen Antheil mehr und starb, während Christoph auf dem Reichstag zu Augsburg war, am 11. April 1555. Seine Hinterlassenschaft bestimmte er theils zu Legaten für die Personen, die ihn bedienten, theils zu wohlthätigen Stiftungen, die bedeutendste unter diesen war ein Stipendium von 2320 fl., aus dessen Zinsen für immer 4 junge, zu Kirchen- und Lehrämtern bestimmte, Leute in Tübingen unterhalten werden sollten. Durch diese Stiftung ist der Name des edeln Mannes in Wirtenberg bis auf den heutigen Tag im Segen geblieben. Herzog Christoph ließ ihm in der Stiftskirche einen Grabstein setzen, mit einer Inschrift, welche bezeugt, daß er dieß aus Liebe und Dankbarkeit gegen seinen treuen Lehrer gethan habe.

Das Armbrustschießen zu Stuttgart 1560.

Von
Karl Pfaff.

Die Turniere und mit ihnen das Heroldamt waren im sechszehnten Jahrhundert merklich in Abgang gekommen; um so freudiger erhoben sich die Schießen mit dem Pritschenmeister. Dieser, von seinem Werkzeug, einem klatschenden Kolben von Holz oder Messing so benannt, ahndete mit den Schlägen der Peitsche die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuschauer in Ordnung. Der Fröhlichkeit solcher Feste war es angemessen, daß auch die Zucht- und Strafgewalt so weit als möglich nur eine scherzhafte sei. Der Pritschenmeister war somit zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, so verspottete der Pritscher ihre Mißgriffe; der letzte Gewinn hieß nach ihm der Pritschenschuß. So wie aber der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen hatte, so ging umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds Einiges auf den Pritschenmeister über. In solcher Haltung er-

ſcheint uns Lienhard Flexel, weiland Bürger und Pritſchenmeiſter zu Augsburg.

Als ein erfahrener Meiſter beſuchte er, eingeladen oder ſelbſt ſeine Dienſte anbietend, die bedeutendſten Schießen, wurde bei ſolchen angeſtellt und beſchrieb ſie dann, mit mäßigem Humor, in Reimſprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angeſehenen Perſonen, den Gebern der Feſte und der vornehmſten Theilnehmer überreichte, wohl auch ſonſt an fürſtlichen Höfen, wo man gern von derlei Feſtlichkeiten Kunde nahm, in vervielfachten Exemplaren abſetzte. Seine Werke ſind nie zum Drucke gelangt, dafür aber in den Handſchriften mit heraldiſchem Schmuck wohl ausgeſtattet. Von dem Stahl- oder Armbruſtſchießen zu Stuttgart 1560 liegt zu Stuttgart ſelbſt eine ſolche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldſchrift, unter den koſtbaren Manuſcripten der öffentlichen Bibliothek, ohne Zweifel das Haupteremplar, da es dem Veranſtalter des Schießens, Herzog Chriſtoph, zugeeignet iſt. Dieſe Dichtung gibt einen nicht verwerflichen Beitrag zur Geſchichte der Freiſchießen und wirft ein heiteres Licht auf den Haushalt eines der ausgezeichnetſten Fürſten des ſechzehnten Jahrhunderts.

Herzog Chriſtoph zu Wirtenberg ſchrieb auf den 23. September 1560 ein großes Stahlſchießen aus. Die Schützenbriefe ergingen weithin in deutſche Lande, auch in die Eidgenoſſenſchaft. Ein Dukaten mußte eingelegt werden, hundert Dukaten ſetzte der Herzog als das Beſte aus. Zimmerleute wurden beſchickt, um die Zielſtätte zu bauen. Vier Herren des Raths zu Stuttgart,

Konrad Eger, Bürgermeister, Cyriakus Horn, fürstlicher Leibapotheker, Wilhelm Schlaginhaufen, Hofrichter, Bartholome Meßerer, alter Burgermeister, erwählte der Herzog, daß sie Alles einrichten und anordnen. Lienhard Flexel, aus der freien Stadt Augsburg, befand sich eben auf dem Wege nach Colmar, wohin man ihn auf ein Büchsenschießen eingeladen hatte. Da begegnete ihm ein alter Mann, welcher ihm einen Schützenbrief von Stuttgart zeigte und ihm den Rath gab, dorthin zu ziehen. Flexel folgte dem wohlmeinenden Rath; er ging mit seinem Sohne Valentin und es hat ihn nicht gereut, denn, sagt er:

Dieselb' Stadt ist mir wohl bekannt,
Denn Stuttgart ist dieselb' genannt,
Und ist eine fürstliche schöne Stadt,
Wenn sie also den Namen hat.
Die Burger seind drin weit erkannt
Im deutschen und im welschen Land.
Die Mägdelein so wie die Frauen
Sein wie die Engelein anzuschauen;
Die Stadt liegt in ein'm tiefen Thal,
Groß' Berg seind drumb' wohl überall,
Darauf da wächst ein edler Saft,
Gar guter Wein, gibt große Kraft.
Wenn Einer desselben zu viel thut trinken,
Wohl auf den Bank da muß er sinken,
Das thät oft manchem Schützen and,
Es ist ein wohl erbautes Land,
Von Stadt, Schlössern, Dörfern, überall,
Im Land ist gar viel Berg und Thal,
Daß man nit findt bald sein geleich,
An Wein und Traid ist es fast reich,

Fisch' und Wildbret hat es gar viel,
Das muß man haben zu solchem Spiel.

Damals stand eben frisch aus der Arbeit das jetzige „alte Schloß," Herzog Christoph's Gründung (1553), noch nicht ganz vollendet da, überaus wohl erbaut, mit welschen Gängen und weiten Schneckentreppen. Diese ging Flexel hinauf und kam in einen langen großen Gang, zwei dergleichen waren aufeinander gebaut, durchsichtig mit schönen steinernen Säulen; aus ihnen konnte man in alle Zimmer gehen. Er gelangte in den Rittersaal, darin standen Tische mit schwarzem Sammt und gutem Tuch bedeckt. Hier fand er, den er gesucht, einen Festordner, der ihn freundlich aufnahm und weiter herumführte. Der Saal hatte zwei Thüren, auch einen viereckten Gang mit Eisengittern, worin der Kredenztisch stand:

Von güldnen Scheuren (Pokalen) stand er voll:
Dazu die großen, silbernen Flaschen,
Sie waren voll mit gutem Wein,
Gab mir zu trinken und schenkt mir ein,
Der silbernen Becher waren so viel,
Daß ich der Zahl nit beschreiben will.

Auch zahllose silberne Schüsseln, viel tausend Gulden werth, waren vorhanden; denn in lautter Silber trug man das Essen zur Tafel. Eine weite Schneckentreppe, worin zwei Männer hätten neben einander reiten können, führte sie in das sogenannte Turnitz hinab, einen Saal mit großem Thor, worin bei neunzig bedeckte Tische

ſtanden. Hier wurde das ganze Geſinde „fürſtlich und wohl“ geſpeist. Die Wißbegierde trieb den Gaſt in den herzoglichen Keller. Größere Fäßer hat Flexel nie geſehen; da war allerhand Wein: wirtenbergiſcher, weidenberger, von Lauffen, der des Kaiſers Knecht macht laufen, und die landgräfiſchen nachlaufen; ferners Elfinger, der Finger und Bein ellenlang macht; Beutelſpacher, der die Beutel krachen macht; der Hebbacher ging glatt in den Rachen, dann rother Fellbacher, Mönchberger, Beinſteiner, weiß und roth Wangheimer. Vom Keller ging es in die Kuchel. Es waren zwei Küchen, wovon die eine dem Herzog beſonders zugehörte:

Darin da thut man ſieden und braten
Von Wildpret, Kapaunen, Hühner und Hennen,
Gut Vögel und Rebhühner thu' ich nennen,
Fiſch und Krebs kocht man daneben,
Gut's ſchweines Wildpret thät man geben
In ſchwarzem Pfeffer, der war gut,
Man briet viel Gäns, hät man in Hut,
Das g'fiel mir wohl und ward mir eben;
Gut Spänſäu briet man auch darneben,
Wie es dann g'hört zu ſolchen Sachen,
Welſchen Salat ließ man viel machen ꝛc.

Eiſerne Häfen, Keſſel, Pfannen, die ſchönſten Löffel, — Alles zog die Blicke des Gaſtes an, eben ſo die Säule mit laufendem Waſſer und der ſchöne Rohrkaſten im Hofe. Die Köche hießen ihn „gottwillkommen“, waren alle behend und keiner faul. Im Hofe lagen Rehe, Hirſche und wilde Schweine umher. — Das Schloß hatte zwei

Thore mit Aufziehbrücken, um dasselbe war ein tiefer, fester Graben, worin Stuckwild und Hirsche umhergingen, für welche man schöne Ställe gebaut hatte.

Hierauf begab sich Flexel in den herzoglichen Lustgarten, woselbst das Schießen gehalten werden sollte. Vor dessen Thore standen „viel Trawanden" mit Spießen und Hellebarden. Gleich am Eingang war eine köstliche Mühle, woran man kein Wasser sah und kein Rad klappern hörte; sie war unter der Erde gebaut, und erst, wenn man ganz nahe trat, vernahm man sie. Nicht weit davon ein Rohrkasten von Kupfer. Ferner:

Das aller wohlerbauteſt Haus,
Gar luſtig g'macht ganz überaus,
Denn es war mir auch unbekannt.
Das fürſtlich Luſthaus war es genannt,
Nit luſtiger kunt es wahrlich ſein,
Die Fürſtin ging drin aus und ein,
Und auch der hochgeborne Fürſt,
Den allzeit nach Ehren dürſt,
Und's Frauenzimmer gar wohlgeboren,
Mit den vom Adel auserkoren.
Den Saal hat man in guter Hut,
Niemands dorft gan drin aus noch ein
Dann er mußt von dem Adel (Hofadel) ſein.

Im Lusthaus (nicht zu verwechseln mit dem von Herzog Ludwig 1581 angelegten „neuen Lusthaus," dem heutigen Hoftheater) war ein schöner Saal mit vier runden Erkern und welschen Kaminen; von ihm konnte man ringsum überall hinaussehen. Auch hier waren die Tische mit schwarzem Sammt und gutem Tuche bedeckt. An den

Saal stießen zwei Zimmer; in ihm selbst waren noch ein Rohrkasten von Metall, in welchen aus schönen Bildern frisches Wasser sprudelte, viele Gemälde von alten Schlachten und seltsamen Geschichten. Eine Schnecke führte in Keller und Küche herab.

Von da zeigte man unserem Fremden das Labyrinth, einen Irrgarten mit schönen Gängen und gewölbten Bogen, alle überwachsen und bezogen mit Trauben und welschen Bäumen, deren seltsame Namen der Führer nicht anzugeben wußte. In der Mitte war ein Vogelhaus mit eisernen Gittern, wo Vögel aus und ein flogen. Fürbaß zeigte man ihm ein schönes Rendill, eine Stechbahn, gleich vor dem Lusthaus, so daß die Herzogin darauf hinaussehen konnte. Nicht weit davon war ein wohlgepflegter Wintergarten:

Darumb hat man ein Fenster gebaut,
Ich hab zun Fenstern einhig (hinein) g'schaut,
Das sag ich euch bei meiner Pflicht:
Die Bäume, die trugen welsche Frucht,
Ein schöner Lust mocht das gesein,
Im Winter kunt man heitzen ein,
Wie es dann g'hört zu solchen Sachen
Den Bäumen kunt man warm machen.

Weiter hinein wurde Flexel, denn zu seinem Verdruße mußte er eilen, zu den drei Schießbergen geführt, die man für das Fest erbaut hatte. Die Schießberge waren schön bemalt, mit Wappen geschmückt und mit goldenen Knöpfen, worauf die Fahnen steckten, auch mit Schranken, Zielhäusern, hinter welchen sich die Zieler

bergen konnten, und andrer Zugehör wohl verſehen. Beſonders glich der mittlere einem Schloße; man konnte ihn umtreiben, er war mit Kupfer bedeckt und hatte einen durchſichtigen Gang mit Glocken und Uhrwerk.

Sofort beſchreibt Flexel das Schießhaus mit ſeinen Sälen für Fürſten und Herren; einer hieß die fürſtliche Rüſtkammer, worin die Stühle aufgehängt waren. — Die Stühle für Fürſten und Grafen waren mit Sammt überzogen, die andern mit ſchwarzem Tuch. Hinter dem Schießhaus war ein Irrgarten mit einem Sommerhaus, unter dieſem ein gewölbter Gang mit einer langen Tafel, worauf man mit Steinen ſpielen konnte. Zwei Kraniche gingen in dem Garten herum.

Vor dem einen der drei Thore des rings ummauerten Gartens ſtanden zu beiden Seiten viel ſchöne Kramen (Krambuden), unter denen ſich Flexel faſt verirrte. Sammet, Seide, goldene Borden, goldene Schnüren und Silbergeſchirr wurden hier verkauft. Auch viele Küchen waren aufgeſchlagen, ſowie zwei ſchöne Zelte, das eine für die „Provoſaner", Aufſeher, welche die Nacht über wachten, das andere für die Würfelbrette „zum Prenten", wo man ſeines Geldes los werden konnte. Darneben war eine Kegelbahn und der Platz zum Hahnen (Hahnenſprung), wo es luſtig und lächerlich zuging. Weiter waren noch zwei Schießberge mit einer langen Schießhütte errichtet; auch war ein durchſichtig Reigerhaus mit mannshoher Mauer und durchfließendem Waſſer erbaut.

Wieder kehrt Flexel in den Garten und beſchreibt

Pritzerbank und zwei Gezelte mit Tischen und Bänken, wo der Underntrunk (Vespertrunk) gegeben wurde.

Am bestimmten Tage, Montag den 23. Sept., sind die Schützen mit Macht eingezogen.

Es erschienen hiebei 6 Fürsten, 14 Grafen und Herrn, 40 von Ritterschaft und Adel. Von größeren und kleineren Reichsstädten haben Schützen gesendet: Straßburg 14, Augsburg 17, Worms 4, Nürnberg 24, Regensburg, Frankfurt, Speier, Hagenau, Lindau ꝛc., die näher gelegenen fehlten ohnehin nicht. Von eidgenössischen Städten: Zürich 5, Basel 1, Schaffhausen 6, St. Gallen 4, Mühlhausen 1. Unter den Fürstenstädten: München, Ingolstadt, Landshut, Freisingen, Passau, Ems, Schwatz, Anspach, Heidelberg, Freiburg, Costnitz, einige Städte im Elsaß ꝛc. ꝛc., dann die wirtenbergischen Städte und Flecken, darunter Stuttgart 28, Tübingen 10 ꝛc. Man führte alle Fremde in ihre Herbergen und erbot ihnen jede Zucht und Ehre, das kam der Stadt zu gutem Frommen.

Am Abende vorher ritten der Kurfürst Pfalzgraf Friedrich mit seinem Sohne Johann Casimir, Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, Herzog Richard, Pfalzgraf am Rhein und der Markgraf Philibert zu Baden ein; Herzog Christoph ritt ihnen mit seinem lieben Sohne Eberhard, seinem Adel und den reisigen Knechten entgegen und führte sie ins Schloß, wo jeder Ritter sein eigenes Zimmer erhielt und alle zur Nachttafel geladen wurden. Am Morgen des folgenden Tages versammelten sich die Schützen zur Wahl der Neuner. Nach der Mor-

genpredigt, zog man aus dem Schloß in den Lustgarten. Mit Trommlern und Pfeifern war der Herzog für gewöhnlich nicht versehen, eine Folge der damaligen Einrichtung des Landaufgebotes, daher eröffneten nur vier Trompeter den Zug; ihnen folgten drei besonders zum Feste bestellte Spielleute von Leonberg, Pforzheim und Göppingen. Der Empfang im Garten geschah durch den fürstlichen Rath, Dr. Johann Krauß, welcher auch die Artikel aus dem Burgfrieden verkündete.

Dann schritt man zur Wahl der Neuner; den ersten wählten die Fürsten, den zweiten Ritterschaft und Adel, den dritten die Reichsstädte, der vierte war aus der Eidgenossenschaft, die vier übrigen wählte der Herzog und zwar die früher genannten Rathsherren von Stuttgart. Diese hatten auch die Dienerschaft anzunehmen, Schreiber, Zieler und Pritscher; zum Meister der Letzteren wurde Flexel gewählt. Der Herzog ließ den Neunern von Stuttgart schöne neue Hofkleider von lyndisch (niederländisch) Tuch machen; auch die Diener und Spielleute wurden so gekleidet.

Am Donnerstag begann, unter Leitung der Neuner, das Schießen. Die Fürsten unter der rothen Fahne schoßen an, Herzog Christoph in Person zuerst. Jeder machte 24 Schüsse, die Bolzen wurden ausgeschrieen und eingeschrieben.

Während des ganzen Festes übte der Herzog die vollste Gastfreiheit. Da alle Schützen in Viertel eingetheilt waren, wurden in die Brunnenstube ins Schloß je zwei Viertel, zu Morgen und Abend, geladen und mit

13 Gerichten gespeist. In goldenen Bechern wurde eingeschenkt, keine Kurzweil gespart, der Hofküchenmeister Burkhardt Mettelin trug selbst auf und Tafelmusik erschallte.

Am Sonntag gab Herzog Christoph ein Laufen; ein paar niederländische Hosen waren der erste Preis, der zweite ein Wamms, der dritte ein Federnhut. Hierauf wurde ein Fechten im Lustgarten gehalten, wozu die Herzogin mit ihren fünf Prinzessinnen und dem Hofstaate in kostbaren Wagen erschienen. Nach dem Fechten, dessen Bestes ein seidenes Wamms und zwei Thaler waren, ging es zum Vespern. Hierauf fand ein Umzug statt.

Unter Vortritt der Pritscher, der Trompeter und zweier Spielleute und im Gefolge der Neuner trugen zehn weißgekleidete Knaben mit goldenen Ketten und schönen Schnüren geziert, schwarz und gelbe, mit Wappen geschmückte Fahnen, darunter die Ritterfahnen, die nächsten nach dem Hauptpreise. Zwei Knaben trugen die Beutel mit den Gewinnsten an einer Stange.

Der Zug ging nach den Schranken, wo die Schützen voller Erwartung waren, was Jeder gewinnen werde. Um das Beste, eine große seidene Fahne, von einem Edelknaben getragen, an der die hundert ungarische Dukaten hingen, mußten Wendelin Stettner aus Nürnberg und Melchior Straub aus Donzdorf stechen (schießen). Ersterer gewann. Auch den andern Schützen gab man Fahnen mit den Geldgewinnsten. Solche Fahnen pflegte man, als Beweis erprobter Kunstfertigkeit,

in die Heimath mitzunehmen und zur Schützengilde oder auf das Rathhaus einzuliefern.

Zuletzt erschien unter Vortritt des Marschalls und vier blasender Trompeter, von zwei Grafen geführt, des Herzogs älteste Tochter, die 13 Jahre alte Jungfer Hedwig, einen Kranz von Gold und Perlen in der Hand. Jedermann war gespannt, wem sie diesen überreiche, jedoch

Die Fürstin thät sich bald bedenken,
Dem Churfürsten aufsetzen und schenken,
Pfalzgraf Friederich an dem Rhein,
Ein Herzog in Baiern, als ich mein,
Den schönen wohlgemachten Kranz,
Mit einer schönen Red und Substanz.

Auf dem Hauptschießen waren 505 Schützen. Nach dessen Ende wurde noch ein Nachschießen gehalten, wobei ein großer Ochse das Beste war. Der Ochs wurde auf der Schießstätte dem jubelnden Volke vorübergeführt; eine kostbare Wappendecke verhüllte ihn bis zum Boden, auch der Kopf war in die Hoffarben gekleidet, die Hörner vergoldet; sein Werth war ohne die reiche Decke 30 Gulden sammt fürstlicher Fahne. Peter Spieß von Neuenstadt an der Hardt gewann ihn.

Dritthalbhundert Schützen waren bei dem Nachschießen und der Herzog erzeigte dieselbe Gastfreiheit, wie beim Hauptschießen. Der Herzog ließ die Schützen durch Dr. Johann Krauß mit großen Ehren abdanken, so wie die Neuner ihre Danksagung machten und auch die Knaben, welche die Fahnen getragen, wurden nach Hof geführt.

Mit Essen nnd Trinken hielt mans gar wal
Und hatten gar ein frohes Leben,
Eim Jeglichen hat man sein B'soldung geben,
Der Fürst thäts ihm aus Gnaden schenken,
Ueber hundert Jahr werdens sein gedenken.

Flerels Gedicht hat 1640 Verse und fast das Wappen jedes Anwesenden und seines Herkunftortes. Am 16., 25. und 29. Juli 1571 wurden gleichfalls zu Stuttgart Armbrüstschießen gegeben, welche auch in einem Spruchgedichte beschrieben sind. Das erste gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieser selbst, das dritte der Landhofmeister Junker Jakob von Hoheneck.

Der Verfasser jenes Spruchs, selbst ein Schütze, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeister aus Cannstadt. Wenn auch reich an Preisen und Volksluft, so war das Schießen unter Herzog Christoph dennoch in jeder Hinsicht bedeutender und merkwürdiger.

Mehrere der angesehensten protestantischen Fürsten waren zugegen; in den Reihen der Schützen fanden sich Geschäftsmänner, wie Magister Jörg Weißbrot, kurfürstlicher Pfalz-Sekretari, der von den Fürstenstädten zum Neuner gewählt wurde, und der Doktor Johann Jakob Varenbüler, markgräflich baden'scher Kanzler. Das Schießen fällt in die Zeit, in welcher Christoph eifrigst mit dem von ihm ausgegangenen Plane beschäftigt war, die evangelischen Fürsten und Stände zu einer neuen Unterschrift des Augsburgischen Bekenntnisses und einer festeren Verbrüderung zu versammeln. Mit Recht be-

gründet sich allerdings die Vermuthung, daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernsterer Verhandlungen gewesen sei.

Im Sommer des Jahrs 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Hauptschießen mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet. Ein alter Dichter, Johannes Fischart, gibt uns in seinem „glückhaften Schiff" davon Kunde und wie eine Anzahl Züricher 30 Meilen Wegs an Einem Tage auf Limmat, Aar und Rhein dorthin zurücklegten, um zu zeigen, wie schnell sie im Fall der Noth ihren Freunden zu Hilfe kommen könnten. Dieselben Züricher waren auf dem Schießen 1560 in Stuttgart, von wo aus gleichfalls Schützen nach Zürich abgegangen waren. Das Freischießen zu Straßburg nach Fischarts Dichtung gab Karl Spindler den Stoff zu seiner Novelle „Blümlein Wunderhold", und ein hiesiger Schriftsteller hat im Jahr 1845 ein nach Gedicht und Novelle bearbeitetes Schauspiel der Intendanz übergeben, ohne daß es zur Aufführung kommen konnte.

Derselbe projektirte das „Armbrustschießen zu Stuttgart", verflochten mit der Liebesgeschichte einer holden Stuttgarter Maid jener Zeit, für die Bühne zu verarbeiten und so — wenn es ihm gelingt — Volkeslust, Bürgertreue und Frauenliebe, Tugenden, welche sich bis heute in unsrem lieben Schwaben fortpflanzten, auf die Bretter zu bringen, die da die Welt bedeuten.

Herzog Friedrich von Wirtenberg.

Von
Karl Pfaff.

Der neue Landesherr.

Am Nachmittage des 8. Auguſts 1593 bot die Stadt Stuttgart das Bild einer tiefen und allgemeinen Trauer dar; das Schloß hallte von Klaggeſchrei wieder, die Hofleute ſchlichen mit betrübten Geſichtern umher, die Räthe in der Kanzlei ſteckten die Köpfe zuſammen und unterhielten ſich mit beſorgter Miene, die Bürger aber verließen ihre Werkſtätten und Arbeitsſtuben und ſammelten ſich da und dort in Haufen, aus deren Mitte man manche Klage, manches unheilverkündende Wort vernehmen konnte. Denn mit Blitzesſchnelle hatte ſich die Trauerkunde verbreitet, der gute, fromme Herzog Ludwig iſt todt! Dieſe Kunde kam um ſo unerwarteter, da man den Herzog wenige Tage zuvor geſund und munter auf die Jagd, die ſein Lieblingsvergnügen war, hatte reiten und auch

anscheinend im besten Wohlsein Abends am 7. August hatte zurückkehren sehen. Ein starker Trunk, den er nach seiner Rückkehr stark erhitzt that, hatte seinen Tod schnell herbeigeführt. Gegen Morgen wurde er von einer heftigen Bangigkeit überfallen und starb trotz aller angewendeten Mittel nach 9 Uhr Vormittags.

Der Verstorbene war auch ein seelenguter Herr, herablassend und freundlich gegen Jedermann, auch gegen den Geringsten seiner Unterthanen. Mit seinen Hofleuten, Adelichen und Räthen lebte er sehr vertraut, erzeigte sich gegen sie „ganz gnädig und holdselig," trieb mit ihnen nach der Tafel oft „allerhand Veration und kurzweilig Gespräch," suchte sie öfters auch „unversehens in ihre Wohnungen heim und ließ alle Nothdurft von Hof nachtragen." Denn nebst der Jagd war seine liebste Unterhaltung ein „fröhlicher Trunk" mit guten Freunden. Diese Güte wurde dann freilich auch öfters mißbraucht und es ging namentlich während den letzten Zeiten der Regierung Ludwigs zu Hof und bei der Canzlei oft gar seltsam zu. Es war die gute Zeit der Herren Vetter und der Frauen Basen, eine geistliche weltliche Oligarchie bildete sich, deren Häupter der Geheimerath Melchior Jäger von Gärtringen, der Landhofmeister Erasmus von Leiningen und der Ober-Hofprediger Lukas Osiander waren; wer ihnen treu ergeben, wer mit ihnen verwandt war, dem durfte es wegen einer guten Versorgung nicht bange sein, und wenn er sich auch verfehlte, so sah man ihm durch die Finger. Dieß war im Lande auch wohl bekannt; in einer Satyre aus

jener Zeit heißt es: Drei Ding ſchwächen gute Polizei in Wirtenberg: Verſchwägerte Theologie, verſchwägerte Politici, blinde Bericht'; drei Dinge betrügen Wirtenberg, Weiberzungen, ſchwäbiſch Geſchwäz, Dauzbrüder. Es war aber eben doch behaglich zu leben; wenn um neun Uhr Vormittags in der Canzlei die Hofdiener mit dem „Morgenimbiß" erſchienen, ſetzten „Räthe und Schreiber ſich treulich zuſammen und verplauderten ein Stündchen mit einander; um drei Uhr Nachmittags beim „Veſperbrod" geſchah daſſelbe; zuviel mit Arbeiten ſtrengte man ſich nicht an; ſchickten die gebietenden Herren einen Befehl, der den Canzleiherrn nicht gefiel, ſo hieß es eben: „Potz Schappermeht, es iſt nur des Melchiors Arbeit," und es ging im alten Schlendrian fort. Den Morgenimbiß und das Veſperbrod lernten die Bürger Stuttgarts den Herrn beſſer und ſchneller ab, als irgend etwas Anderes. Denn ſie hatten ihren guten Verdienſt, der Weinhandel war in der beſten Blüthe, Hof und Canzlei aber trugen auch etwas Erkleckliches ein. Von der Polizei war wenig zu verſpüren und ging's auch, wie z. B. an der Faſtnacht, etwas toll her, ſo machte man ſich nicht viel daraus. Wenn die Frommen, — denn ſolche gab es damals auch ſchon und vielleicht mehr ächte als jetzt — wenn die Frommen auch ein Aergerniß daran nahmen, ſo tröſtete ſie dafür das Betragen des Herzogs, der ſelten einen öffentlichen Gottesdienſt verſäumte und auch die Seinigen ernſtlich zu deſſen Beſuchung anhielt. Die Weltkinder erfreute er dafür durch Feſte und Schauſpiele und noch damals, obgleich es ſchon ziemlich lange her

war, erinnerten sie sich mit Vergnügen der Aufführung des jüngsten Gerichts auf dem Markte zu Stuttgart im Jahre 1571. Wie da Gott Vater so ernsthaft auf dem Throne saß, um Gericht zu halten und links die schwarzen gehörnten Teufel so lustig das höllische Feuer schürten; sie konnten aber auch ihre Teufeleien nicht lassen; auf einmal gerieth das Schaugerüste in Brand, die Teufel liefen davon, Gott Vater begann zu zanken und die feierlich ernste Scene endete mit einem allgemeinen Gelächter. Das war einmal ein rechter Spaß für die Weltkinder.

Das Alles sollte nun anders werden; denn kein Sohn Ludwigs bestieg den verwaisten Thron; da er kinderlos starb, so erhielt sein Vetter, Graf Friedrich von Wirtenberg-Mömpelgard das schöne Erbe. Der aber war ein ganz anderer Mann, als der fromme Ludwig, jeder Zoll ein Herrscher, nur Schade, daß für die Thätigkeit eines solchen Herrschergeistes Wirtenberg einen zu kleinen Schauplatz darbot und daß das politische Treiben in Teutschland damals so kleinlicht war. Friedrich besaß einen hohen, kräftigen Geist, einen scharfen Verstand, eine gesunde Urtheilskraft, ein treffliches Gedächtniß und einen durchdringenden Scharfsinn. Schon früher hatte er sich mit Staatsangelegenheiten beschäftigt und auf Reisen, an denen er ein besonderes Gefallen fand, sich mancherlei Erfahrungen und einen damals seltenen Grad von politischer Einsicht und Klugheit erworben, die sich überall deutlich offenbarten, wo nicht die Hitze und Ungeduld seines Temperaments, welche er nicht

immer zu zügeln wußte, ihn zu Uebereilungen hinriſſen. Auch ſein Eigenwillen artete öfters in ſtarren Eigenſinn aus; einer ſeiner Räthe, welcher ihn wohl kannte, ſagt hierüber: Wenn der Herzog einmal ſich etwas in den Kopf geſetzt hatte, ſo war es gar ſchwer, ihn wieder davon abzubringen, und es mußte gehen oder brechen, wenn es auch gleich gefährlich und höchſt ſchädlich war.

Ein ſolches Verfahren war man freilich beim Herzog nicht gewohnt und auch das wußte man nur zu gut, daß das vertrauliche Verhältniß zwiſchen Herren und Dienern, welches beim ſeligen Herrn geherrſcht hatte, bei dem neuen Regenten ganz aufhören werde. Patriotiſchen Männern aber, welche den Sturz der Oligarchie und des Nepotismus nicht ungerne ſahen, bangte vornämlich vor den „Wälſchen," von denen man ſagte, daß der neue Herzog ihrer ſo viele an ſeinem Hofe habe und daß ſie ſich ſo übermüthig betragen, ſo ausſchweifend lebten. Die weibliche Jugend Stuttgarts, mit ſo mannigfachen Reizen geſchmückt, war bisher in aller Zucht und Ehrbarkeit auferzogen worden; wie ſollte es nun werden, wenn dieſe fremden Lüſtlinge, in allen Künſten der Verführung geübt, ſich in der Stadt einniſteten? Dieſe Frage warf im Stillen wohl mancher Vater auf, wenn er mit Wohlgefallen ſeine blühende Tochter betrachtete und ſchaute noch beſorgter der nahen Zukunft entgegen. Schon geraume Zeit vor dem Tode Herzogs Ludwig, ſeit die Gewißheit vorhanden war, daß Friedrich ſein Nachfolger werden würde, ſprach man im engern Kreiſe der Familien wie in den Wirthshäuſern und ſonſt an öffent-

lichen Orten von den Folgen, welche Ludwigs Tod haben werde, und nur wenige waren, welche sich von der neuen Regierung etwas Gutes versprachen. Dazu gehörten die Abenteurer und Projektenmacher, welche von des Herzogs Vorliebe zu geheimen Künsten und zu seltsamen Unternehmungen vernommen hatten, und die jungen Leute, welche die Erzählung von dem lustigen Leben an seinem Hofe und von der Pracht seiner Feste für ihn einnahmen. Dem ehrbaren Bürger aber und noch mehr den Frommen waren solche Dinge ein Gräuel und mit gespannter, unruhiger Erwartung sahen sie der Ankunft des neuen Landesherrn entgegen.

Ein festlicher Tag aber war der 30. September 1593 dennoch, an welchem Herzog Friedrich in seine neue Residenz einzog. Vom frühen Morgen an war in der Stadt Alles auf den Beinen, der Ton der Trommeln rief die bewaffneten Bürger auf ihre Versammlungsplätze und lärmend zog die muntere Jugend hinter drein. Die „ehrsamen, weisen und fürsichtigen" Väter der Stadt, in ihren langen Mänteln gravitätisch daherschreitend, begaben sich auf's Rathhaus, um sich hier über die Anrede zu besprechen, welche der Bürgermeister Melchior Kurrer an den Herzog halten sollte. Das Canzleithor, welches seit 1575 an der Stelle des alten Tunzhofer Thores stand, mit seiner weiten hohen Wölbung, wurde mit Maien und frischem Tannenreis verziert. Auch die Canzlei-Herren und die Mitglieder des städtischen Ausschusses versammelten sich allgemach und im Schlosse herrschte *ein reges* Leben, um den neuen Herrscher würdig zu

empfangen. Von Zeit zu Zeit ritt auch ein Edelmann oder „Proviſioner" mit ſeinem Gefolge durch die Straßen, denn auch ſie waren zum Empfang des Herzogs aufgeboten worden.

Endlich ertönten die Glocken, ein Zeichen, daß der herzogliche Zug, welcher am frühſten Morgen Tübingen verlaſſen hatte, auf der Höhe der Weinſteig angekommen ſei; die bewaffneten Bürger bildeten Spaliere, die Edelleute und Proviſioner beſtiegen ihre ungeduldig harrenden Roſſe, um dem Herzog entgegen zu reiten; die Rathsherrn ſtellten ſich am Kanzleithor, die übrigen Beamten am Schloßthore auf. Durch die halbgeöffneten Fenſter aber blickte manch leuchtendes Augenpaar; denn obwohl die Väter ihren Töchterlein ſtreng befohlen hatten, ſich beim Einzug des Herzogs in beſcheidener Ferne zu halten, ſo ſiegte die weibliche Neugierde doch über das Verbot. Warum ſollten ſie denn die furchtbaren wälſchen Mädchenfreſſer nicht wenigſtens auch verſtohlen betrachten und warum den Herzog und ſeine Gemahlin, von deren Schönheit man ſo viel erzählte, nicht auch ſehen?

Melchior Kurrer, hatte nicht ohne ſtarkes Herzklopfen ſeine Rede vollendet, der Herzog in kurzen Worten gedankt und die vielgetreue Stadt Stuttgart ſeiner Gnade verſichert, darauf der lange Zug ſich dem Schloſſe zu bewegte. Voraus ritt die franzöſiſche Leibwache Friedrichs, eine ſtattliche Schaar, in rothen, goldgeſtickten Wämmſern, auf ſchönen Roſſen, ihre Trompeter muntere Weiſen blaſend; ihnen folgte der Herzog ſelbſt, auf welchen die Blicke Aller gerichtet waren. Er ritt ein weißes,

kostbar geschirrtes Pferd, sein Haupt deckte ein schwarzseidenes, mit Perlen und Edelsteinen umsäumtes, mit weißen Federn geschmücktes Barett; sein Leibrock, ebenfalls von schwarzer Seide, war mit Goldstoff und Spitzen besetzt: an den Fingern spielten kostbare, kunstreiche Ringe, am goldgestickten Gürtel hingen Schwert und Dolch mit edelsteingeschmückter Scheide, ein schwarzseidener Mantel mit breiten Goldborten hing über seine Schultern. Der Herzog hatte eine stattliche Figur, einen durch das gefällige Ebenmaß der Theile ausgezeichneten Körperbau und zeigte in seinen Geberden und Bewegungen eine ehrfurchtgebietende Würde und einen fürstlichen Anstand. Sein Gesicht war länglichtrund und von blühender Farbe; ein zierlicher Bart beschattete Kinn und Oberlippe und die blauen klaren Augen schauten mild und verständig unter der schöngewölbten Stirne hervor. Ihm zur Seite ritten seine beiden Günstlinge, die Hofräthe Christoph von Degenfeld und Christoph Firks. Der letztere war ein junger liefländischer Edelmann von einnehmendem Aeußern, höfischen Sitten, geschmeidig, klug und gewandt, aber auch stolz, hitzig und ausschweifend. Die Hofleute, Adelichen und Provisioner schloßen sich zum Theil dem Herzog an, zum Theil begleiteten sie die fürstliche Familie, die Hofdamen und Hoffräulein, die in mehreren schöngebauten Caroſſen, den Meisterstücken französischer Kunst, den Reitern folgten. In der ersten Caroſſe saß die Herzogin Sibylla, eine geborne Herzogin von Anhalt, mit ihrer Tochter Sibylla Elisabeth. Die Herzogin war von hohem schlankem Wuchs;

ſie hatte ein „holdſeliges Geſicht", hellbraune Haare und freundliche Augen von derſelben Farbe, ihr Aeußeres wie ihr Benehmen zeigten Anmuth und Milde und obwohl damals ſchon Mutter von eilf Brüdern, hatte ſie doch ihre jugendliche Friſche noch nicht verloren. In der zweiten Caroſſe erblickte man den eilfjährigen Erbprinzen Johann Friedrich mit ſeinem Hofmeiſter Luz von Mendlinshofen und ſeinen beiden Kindern, dem ſiebenjährigen Ludwig Friedrich und dem fünfjährigen Julius Friedrich. Den ganzen Zug beſchloß eine Abtheilung der franzöſiſchen Leibwache.

Der Herzog hatte die Räthe des alten Herzogs und die Abgeordneten der Landſchaft wider ihr Erwarten gnädig aufgenommen. Melchior Jäger ging mit leichterem Herzen nach Hauſe, denn er war in ſeinem Amte beſtätigt worden. Aber freilich geſchah dieß nur, weil Friedrich nicht gleich zu Anfang ſeiner Regierung einen auffallenden Schritt thun wollte; bald merkte Jäger, daß ſein Einfluß dahin ſei und man gab es ihm auch ſo deutlich zu verſtehen, wie überflüſſig er ſei, daß er bald von ſelbſt ging. An ſeine Stelle trat der geſchmeidige, verſchmitzte Matthäus Enzlin, durch ſein tragiſches Ende bekannt, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und guter Redner, der ſich bald das volle Vertrauen des Herzogs zu gewinnen wußte.

Das Schloß, worin nun Friedrich ſeinen Sitz aufſchlug, war nicht mehr das alte, in welchem die Beherrſcher Wirtenbergs ſeit Eberhard dem Erlauchten gewohnt hatten; es war derſelbe Bau, wie wir ihn noch jetzt als

die „imposanteste malerische Masse der Stadt“ erblicken, und wie ihn in den Jahren 1553 bis 1578 Herzog Christoph und sein Sohn Ludwig aufführten; von letzterem stammen vornämlich die beiden Eckthürme gegen die Stiftskirche und gegen das neue Schloß her; denn der dritte stand damals noch nicht. An den zweiten Eckthurm schloß sich ein niederer Vorbau, zum Lokal für die Hofregistratur bestimmt, an, dessen plattes mit Steinplatten und Kupfer bedecktes Dach einen Lustgarten mit „allerhand schönen Bäumen, wohlriechenden Kräutern und fremden Gewächsen trug.“ Im Hauptbau war hier unten die Turnitz, ein langer, hoher und breiter Saal, zum Speisen des Hofgesindes und zu Ritterspielen bestimmt. Im zweiten Stockwerk befand sich der Rittersaal mit hohen Fenstern, künstlich eingelegtem Getäfer, vergoldeten Ledertapeten und einem Vorgemach. Den übrigen Raum nahmen die Gemächer der fürstlichen Familie ein. Im nächsten Flügel gegen den Marstall hin ragte der mit einem Kuppeldach bedeckte Thurm der Schloßkapelle empor, neben welcher sich die Hofapotheke befand. Der dritte Flügel enthielt den Haupteingang vom Schloßplatz her, mit einer auf den Bau und den Erbauer sich beziehenden Inschrift, eine geräumige mit Säulen getragene Halle und die Wohnungen des Hofstaats, auch führte von hier ein Gang in die gegenüberstehende Kanzlei. Im vierten Flügel waren die Bachstube, der Tanzsaal, die beiden Hofküchen mit ihren kolossalen, das Dach weit überragenden Schornsteinen und verschiedenen Gewölben für den Küchenbedarf. Gegen

den Hof hin, aus welchem drei Treppen, darunter die breite Reitſchnecke, in die obern Stockwerke des Schloſſes, führten, befanden ſich auf drei Seiten dreifache auf Pfeilern ruhende Galerieen mit kunſtreich ausgehauenem Geländer. Ein breiter tiefer Graben umgab den ganzen Bau; er war theilweiſe trocken und diente zur Aufbewahrung von Thieren, der Schießgraben auch zu Schießübungen. Der durch eine oben und unten mit Thoren verſchloſſenen Straße vom Schloß getrennte Luſtgarten hatte ſeit den Zeiten Herzogs Ulrichs ſich bedeutend vergrößert und verſchönert. Eine Mauer von weißen Quadern mit Thürmen umſchloß und mancherlei Anlagen zierten ihn. Da ſah man ſchattige Gänge von Platanen, Pappeln und andere Bäume, friſche, grüne Häge, mannigfach verſchnittene Buchshecken, reiche Blumenbeete, kühle Luſthaine, Irrgärten, kunſtreiche Waſſerwerke, Bilder von Erz und Stein! neben dem einheimiſchen Obſte prangten die goldenen Früchte der Pommeranzen-, Orangen- und Citronen-Bäume. Hofleute und Adeliche fanden auf zwei Rennbahnen genugſam Gelegenheit, ſich in ritterlichen Fertigkeiten zu üben und ihre Geſchicklichkeit darin zu zeigen; den Liebhabern des Ballſchlagens gewährte der Ballonenplatz hiezu einen eben ſo ſchönen, als bequemen Raum. Auch an Gebäuden verſchiedener Art und Beſtimmung fehlte es nicht. Nahe dem obern Eingang ſtand die Hofbäckerei mit einer unterirdiſchen Mühle, in der untern Ecke zwiſchen hohen Bäumen das Reiherhaus, weiterhin erhoben ſich das Schießhaus und ein länglicht viereckigtes Gebäude mit runden thurmähn-

lichen Vorsprüngen an allen Ecken, das 1555 von Herzog Christoph erbaute alte Lusthaus. Die größte Zierde des Gartens aber, ein wahres Prachtgebäude, ließ Herzog Ludwig durch den kunstreichen Baumeister, Georg Beer, einem geborenen Stuttgarter, von 1580 bis 1593 aufführen. Dieß war das neue Lusthaus, 275 Fuß lang und 120 Fuß breit, aus glattbehauenen weißen Quadern mit einem Aufwand von 300,000 fl. erbaut und durch die geschicktesten deutschen Maler und Bildhauer jener Zeit ausgeschmückt, mit einem hohen Giebeldache, einem rundem Thurme an jeder Ecke und einem rings herumlaufenden, aufgeströmten, konrinthischen säulenruhenden Gang. Jedes der zwei Stockwerke des Gebäudes enthielt einen großen, schön verzierten Saal, von denen der obere 207 Fuß lang, 61 breit und 17 hoch, seines gleichen in Teutschland nicht hatte. Vom untern Thor des Lustgartens lief die schnurgerade Linie eine halbe Stunde weit der Rennbahn das Thal hinab; in seiner Nähe erhob sich der Wasserthurm, der mit seinem Wasser die Wasserkünste des Lustgartens speiste. Die Bauluſt der wirtenbergischen Fürsten aber, namentlich des Herzogs Christoph, hatte Stuttgart auch sonst mit schönen Gebäuden geschmückt und bei den wohlhabenden Bewohnern eine Nachahmung erregt, welcher die Stadt es zu verdanken hatte, daß sie jetzt viel stattlicher aussah, als vor hundert Jahren.

Sie war aber auch viel volkreicher geworden, das konnte am 30. September Jeder leicht bemerken und daß in ihr auch Wohlhabenheit herrschte, das schienen am

Abende dieſes Tages wenigſtens die ſtark gefüllten Wirthshäuſer zu beweißen, aus denen Geſang und Geſchrei, Gläſerklingen und anderer Lärmen dem Vorübergehenden entgegenſchallte. Was Alles da geſprochen und verhandelt wurde, vermag ich nicht zu berichten, aber betreten wir einmal vom Markte aus jene von hochgiebeligen Häuſern verfinſterte Straße und treten durch ein hochgewölbtes Thor in den Hirſch; denn hier ſcheint es beſonders lebhaft herzugehen. Uns folgen zwei Männer, der eine mit ernſter, nachdenklicher Miene, deſſen Haar ſich ſchon mit dem Schnee des Alters zu bedecken beginnt, iſt Dr. Ulrich Broll, Landſchaftsadvokat, ein wackerer Patriot und darum hochangeſehen, in Stuttgart nicht nur, ſondern auch im ganzen Lande; ihn begleitet ſein junger Kollege, Johann Bidembach, durch das Anſehen, welches ſeine Familie genoß, die Wirtenberg mehr als einen geiſtlichen Würdenträger lieferte, noch in blühender Jugend zu ſeinen wichtigen Poſten erhoben, aber von gediegenem Charakter und ein eben ſo furchtloſer Kämpfer für des Volkes Wohl als ſein älterer Gefährte. Als ſie in die geräumige Wirthsſtube traten, wo ſie ſich ſtill in einer Ecke niederſetzten, ſtanden die anweſenden Gäſte alle auf, ſie ehrerbietig zu grüßen; nur einer blieb ſitzen und ſchaute die neuen Ankömmlinge ſtolz an. Dieß war Cäſar Moral, der Leibdiener des Herzogs, ein über ſeinen Stand gebildeter Mann, dem man es aber auch in Reden und Geberden anſah, daß er ſich ſeines gewichtigen Einfluſſes bei Friedrich wohl bewußt war. Ohne ſich um die beiden Landſchaftsadvokaten weiter zu

bekümmern, fuhr er in seiner früher begonnenen Erzählung fort. Nun, wie ich sagte, so ist's, aus mehr als einer schweren Gefahr hat Gott unseren Herrn und Gebieter gnädiglich errettet, aus den Händen der Meuchelmörder und aus den Klauen eines grimmigen Bären, den seine Durchlaucht mit eigener Hand erlegte. Und wie war es mir, als wir 1592 nach England reisten, da hat es uns an Gefahren zu Wasser und zu Land nicht gefehlt. Denkt euch nur, ihr Herrn, als wir am 5. August (ich weiß es noch, als wär's gestern erst geschehen) zu Oldesloe, dem lumpigten Nest in Friesland, übernachteten, da verrieth der Schuft von Wirth etlich Schnapphähnen unsre Gegenwart, und wie wir nun im besten Schlafe lagen, erhob sich auf einmal ein gräulicher Lärmen. Unser Herr war der erste auf den Beinen und den Waffen; wir andere, nur zehn an der Zahl, hatten uns kaum erst ermuntert, da drangen die Räuber schon ins Haus ein; ein grimmiger Kerl reißt die Thüre zu des Herzogs Zimmer auf und ruft: Ergebt euch! Unser muthiger Gebieter aber stieß ihn zurück, warf die Thüre zu und rief: Schnell Kästen, Tische und Bänke daher und die Gewehre geladen! Ihr könnt euch denken, wie wir uns beeilten; die draußen gaben sich zwar alle Mühe, durchzubrechen, aber vergebens; da stießen sie einen Laden auf; doch das war uns eben recht; kaum zeigte sich einer, so gab ich Feuer und Kopf über stürzte der Kerl hinab, die Andern aber schossen unter die Räuber hinaus, welche schreiend auseinander stäubten. Nun ward es eine Zeit lang stille und wir benützten diese

Frist, um alle Gewehre zu laden, deren wir genug hatten. Auf einmal klopft's an der Thüre; wer war's? der Hund von einem Wirth, der mit vielen jämmerlichen Wehklagen eine Lügengeschichte zu erzählen anhub, wie die Räuber ihn selbst unversehens überfallen hätten und nun sein Rattennest anzuzünden drohten, wenn wir uns nicht ergeben. Ein Fürst von Wirtenberg ergibt sich solchem Gesindel nicht, entgegnete unser Herr, sie sollen's nur versuchen und sollen stürmen, wir sind wohlgerüstet. Aber doch ein Lösegeld, ertönte des Wirths klägliche Stimme von Neuem. Nichts von Lösegeld! Räubern kauf' ich mein Leben nicht ab! Doch einen Trunk? Nun meinetwegen, laßt sie auf des Grafen Friedrichs von Wirtenberg Gesundheit trinken, bis sie toll und voll werden; aber jetzt entfernt euch schnell! Der Wirth ließ sich das nicht zweimal sagen und bald sahen wir beim Scheine des anbrechenden Morgens, wie er ein großes Faß mit Bier und etliche mächtige Krüge mit Branntwein in den Hof schleppte, wo nun die Schelme, deren es wohl 30 sein mochten, sich lagerten und tüchtig soffen. Zuletzt kam gemach der Hauptmann, dankte unterthänigst und entschuldigte sich, sie stünden in holländischen Diensten und hätten uns nur angegriffen, weil sie uns für Spanioten gehalten. Der Graf ließ ihm auch ein Geschenk reichen, und jubelnd zog die Schaar, ihre todten Genossen mittragend, davon. Ich muß gestehen, daß es mir damals nicht wohl zu Muthe war; aber größere Angst noch stand ich aus, als uns, bald nach unserer Abfahrt von Emden, ein gewaltiger Sturm überfiel. Ja!

ihr Herrn, das ist eine ganz andere Sache, als wenn man nur so eine Hand voll lumpigter Räuber vor sich hat; da wird der größte Eisenfresser fromm wie ein Lamm; gewiß, in meinem ganzen Leben hab' ich nicht so viel gebetet, wie damals. Aber der Wind warf unser Schiff auch hin und her, als wär's nur eine Eierschaale und mit dem verdammten Meerwasser überschüttete er uns, daß wir am ganzen Leibe keinen trockenen Faden hatten. Da hat sich mehrmals einer auf sein letztes Stündlein gefaßt gemacht und unser Herr allein blieb gefaßt. Nun, wir kamen auch mit der Angst davon; sonst säß' ich heute nicht wohlbehalten und guter Dinge im Hirsch zu Stuttgart. In England ging's uns gut; aber als hätt' es der plumpe Tölpel, der Sausewind, auf uns ganz besonders abgesehen gehabt, faßte er uns auf der Rückreise noch' einmal und wo möglich noch tüchtiger als das erstemal. Da hob er mit dem Schiff einen Tanz an, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde; bald schwebte es so hoch oben, daß ich meinte, seine Masten würden eines der Himmelsfenster einstoßen, bald war es wieder so tief unten, daß Einer, wenn er nur gemacht, Kieselsteine aus dem Meeresgrunde hätte heraufholen können und wir alle wurden auf einmal tüchtige Wiedertäufer.

Wie meint Ihr das, Herr Morel? unterbrach ihn einer der Zuhörer. Wie ich's meine, entgegnete der Leibdiener, nun wir erhielten damals die zweite Taufe und die fiel noch reichlicher aus, als die erste. Selbst der Schiffspatron gerieth in schwere Angst; er ließ die

Stricke und Segel abschneiden, Geschütz und Waaren über Bord werfen, und da Alles nichts helfen wollte, trat er mit betrübter Miene zum Grafen und sprach: Erlaucht, die Hoffnung zur Rettung ist dahin. Dieser aber tröstete ihn und sagte: Erschreckt nicht so sehr, Patron; solch' einen Sturm haben wir schon einmal mit der Hülfe des barmherzigen Gottes glücklich überstanden; er wird uns auch dießmal aus der Gefahr helfen. So war es auch. Am andern Morgen, es war der siebente September, kamen wir zu Middelburg in Seeland an und sieben Wochen nachher saß ich wieder wohlbehalten im Schlosse zu Mömpelgard.

Hier endete Morel seine Erzählung und that einen tiefen langen Zug aus dem vor ihm stehenden silbernen Becher. Diese Pause benutzte einer der Anwesenden und sprach: Aber erlaubt, Herr Morel, ist wirklich etwas Wahres daran, daß Seine Durchlaucht die Reise nach England machten, um zum reformirten Glauben überzugehen? — Das sagen ihm schlechte Leute nach, entgegnete unwillig Morel, es ist aber ein dummes, verlogenes Geschwätz; mein Herr ist ein so guter lutherischer Christ als irgend einer; aber er läßt sich freilich von den Pfaffen nicht im Barte kratzen, wie der selige Herr. Hab ich mich doch, wie ich vor anderthalb Jahren mit meinem Herrn zum letztenmale hier war, nicht genug wundern können, was Alles der Ostander auf der Kanzel vor dem Ohre des Herzogs schwatzen durfte; weil die Hofleute, sagte er, so gut sündigten als die Bauern, müsse man sie strafen und das that er denn auch mit sehr scharfen

Ausdrücken. Mein Herr ſagte nachher; Er habe ſchon mehrmals einen Hofprediger gehört, aber noch nie einen ſo unhöflichen und hochſtrebenden, da doch die Hofprediger höflicher und beſcheidener ſein ſollten, als die gemeinen Dorfpfaffen. Darum möcht' ich dem Oſiander wohlmeinend rathen, daß er künftig einen andern Ton anſtimmt. Doch ihr bringt mich da ganz von dem ab, was ich eigentlich ſagen wollte. Unſer Herrgott, mein' ich, hat Seine Durchlaucht nicht umſonſt mehr als einmal gnädiglich aus Lebensgefahren errettet. Herzog Friedrich iſt gewiß zu großen Dingen beſtimmt und ich hoff' es noch zu erleben, ihn in höherem Stand und Würde zu erblicken. Das Regiment des Herrn Melchiors und des alten Landhofmeiſters aber wird nun freilich aufhören; denn beim Regieren läßt ſich mein Herr nicht drein reden. Ich hab' ihn mehr als einmal ſprechen hören: wir ſind der Herr, die Räthe die Diener, darum müſſen ſie thun, was Wir wollen und ſollen's nur Uns verantworten laſſen. Auch die Herren von der Landſchaft mögen ſich in Acht und das Maul nicht zu voll nehmen. Der Herzog weiß ſchon ſelbſt, was er thun und laſſen muß.

Ueber dieſe Aeußerungen des Leibdieners erhob ſich ein ziemlich lebhafter Wortwechſel. Die Landſchaft, behaupteten die Bürger, ſei berechtigt, bei der Regierung des Landes auch mitzurathen und zu ſprechen; dieſes Recht verleihen ihr der Tübinger Vertrag und andere Landesverträge und die früheren Herzoge alle hätten es anerkannt. Morel dagegen meinte, an die Verträge ſei

der Herzog nicht gebunden, da er kein Nachkomme Herzogs Ulrich, sondern dessen Bruderſohn ſei, und die Pfaffen und Bürgermeiſter, welche in der Landſchaft ſäßen, hätten ihm in ſeine Regierung Nichts drein zu reden. Als der Streit heftiger zu werden drohte, ſprach ein greiſer Bürger: Was wollt ihr da länger hadern, dort ſitzen die beiden Herrn Landſchaftsadvokaten, die können uns darüber den beſten Beſcheid geben. Broll und Bidembach waren dem Gange des Geſprächs mit Aufmerkſamkeit gefolgt, hatten mehrmals einander bedeutende Blicke zugeworfen, auch einigemal leiſe mit einander geſprochen, Nun erhob ſich der erſtere, trat vor den Tiſch, an dem die Bürger ſaßen und ſagte: Seine Durchlaucht haben noch bei Lebzeiten des ſeligen Herrn feierlich verſprochen, Prälaten und Landſchaft bei ihren Privilegien und Freiheiten zu laſſen und zu handhaben, dieß Verſprechen werden ſie auch halten: darum beruhigt euch, lieben Freunde, und fangt keinen unnützen Streit an, ſondern bedenkt, daß heute ein Tag der Freude und des Friedens iſt. Hierauf winkte Broll ſeinem Gefährten und beide verließen die Geſellſchaft.

Morel brummte etwas vor ſich hin, war jedoch zu klug und zu vorſichtig, als daß er den Streit weiter fortgeſetzt hätte und das Geſpräch nahm bald eine andere Wendung. Er kam auf des Herzogs Vorliebe zu geheimen Künſten namentlich zur Alchymie zur Sprache und der Leibdiener hatte ſeinen Unmuth bald wieder vergeſſen; denn nach dem Sprichwort: wie der Herr, ſo der Diener, hatte auch er eine hohe Meinung von jener wunder-

baren Kunſt, welche ſich rühmte, unedle Metalle in Gold verwandeln zu können. Er erzählte davon ſolche Wunderdinge, daß die Anweſenden Mund und Ohren aufſperrten; endlich aber, als es auf dem großen Stiftskirchenthurm 8 Uhr ſchlug: ſprach er: Ja! ich ſag's euch, ihr Herren, und daß ich wahr geſprochen, werdet ihr bald ſelbſt erfahren; es wird ein ganz neues Leben in eure Stadt kommen und auch ihr werdet großen Nutzen davon haben; der Herzog iſt ein prachtliebender, freigebiger Herr, er hält etwas darauf, eine ſtattliche Hofhaltung zu haben; er wird eure Stadt mit ſchönen Bauwerken ſchmücken und euch ſelbſt durch mancherlei Feſte etwas zu ſchauen geben. Nun aber, gute Nacht, ich möcht' nicht zu ſpät ins Schloß kommen; ſo gnädig auch der Herr gegen ſeine Diener und vornämlich gegen mich geſinnt iſt, ſo kann er's aber doch nicht leiden, wenn ſie ihre Pflicht vernachläſſigen. Morel erhob ſich und verließ das Wirthszimmer, das nun ſich allgemach leerte, da die ehrſamen Bürger den Nachtimbiß zu Hauſe nicht verſäumen wollten.

Im Schloſſe hatte indeß eine geräuſchvolle Thätigkeit geherrſcht; man packte ab, ordnete und richtete ſich ein, die Diener liefen geſchäftig umher, die Hofbeamten ſahen bald da, bald dort nach, ob ihre Befehle auch gehörig vollzogen würden. So ging es fort, bis die Glocke zur Abendmahlzeit rief. Nach deren Beendigung, als ſich die herzogliche Familie ſchon in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, ſaßen Degenfeld und Firks noch bei einander und jener ſprach: Nun, wie gefällt's euch hier

in Stuttgart, Herr Hofrath? Gar nicht ſo übel, antwortete dieſer, ich bin dieſen Nachmittag mit dem Hauptmann Eſcuyeres in der Stadt herumgeritten; in ihrem Innern ſind nun freilich viele enge und krumme Gäßlein und ſchmutzige Winkel, in welche wir uns gar nicht hineinwagten; aber die obere Vorſtadt hat recht ſchöne, gerade Straßen, auch ſahen wir manches ſtattliche Gebäude; was uns aber am meiſten erfreute, war der Anblick ſo vieler hübſcher Dirnen, mit friſchen rothen Wangen, munteren Aeuglein und reichem blonden und braunen Lockenhaar. Das glaub' ich, erwiederte Degenfeld lachend, ſchon eine einzige ſchöne Dirne könnte mir manchmal den Kopf verwirren, wie viel mehr noch der Anblick ſo vieler. Von Kopfverwirren war bei mir wohl noch nie die Rede, erwiederte Firks etwas empfindlich; Degenfeld aber fuhr fort: Nun, werdet doch nicht gleich ſo heftig, 's war ja nur ein Scherz, aber im vollen Ernſt ſag' ich euch, hofft bei der weiblichen Jugend Stuttgarts nicht auf zu viele und zu leichte Siege; dieſe Mädchen ſind nicht nur ſchön, ſie ſind auch tugendſam und gegen euch Fremde hegen ſie einen beſondern Widerwillen. Das wird ſich ſchon geben, antwortete Firks, ich darf mich rühmen, ſchon manche ſpröde Jugend beſiegt zu haben. Gegenwärtig aber hab' ich's nur auf eine abgeſehen, ein Mädchen, ſag' ich euch, ſchön wie ein Engel! Wer iſt denn dieſe Göttin, die euer Herz ſo ſchnell in Flammen zu ſetzen vermochte, fragte Degenfeld. Als wir über den Markt ſchritten, ſprach Firks, ſchaute das Mädchen nur verſtohlen aus dem Fenſter

eines Hauses, als aber mein Blick sie traf, trat sie erschrocken zurück. Das Haus hab' ich mir wohl gemerkt, es steht an der Ecke einer engen Gasse und ist mit den Steinbildern der Mutter Gottes und des heiligen Christophs geschmückt. Da wohnt ja der Landschaftsadvokat Broll, entgegnete Degenfeld, und das Mädchen wird wohl seine Tochter sein, deren Schönheit ich schon früher rühmen hörte. Aber ich kann euch hier von eurer Liebeswerbung wenig Erfolg versprechen; der Vater ist ein alter, teutscher Bär, der euch, wenn er eure Absicht merkt, kurz abfertigen wird; überdieß ist seine Tochter mit einem Amtsgenossen, dem jungen Bidembach versprochen und der läßt auch nicht mit sich spaßen. Je schwieriger der Kampf, desto glorreicher der Sieg, sprach Firks, ich lasse mich dadurch nicht abschrecken. Nun so versucht denn euer Glück, sagte Degenfeld, denkt aber doch ein wenig über die Sache nach und jetzt schlaft wohl!

Degenfeld hatte richtig geurtheilt; dem schönen Liefländer, der sonst sich so manchen leichten Siegs über Mädchenherzen zu rühmen wußte, wollte es bei Marie Broll nicht gelingen. Er ritt fleißig am Hause vorbei und gab hier seine besten Reitkünste Preis, aber das Mädchen zeigte sich nie am Fenster; nur die Gassenbuben und die Marktleute staunten den gewandten Reiter an und stoben rasch auseinander, wenn dieser im Zorn auf sie losritt. Beim Kirchgang war Marie entweder von ihrer Mutter, oder von einer alten Dienerin begleitet und schlug, wenn sie ihren ungebetenen Liebhaber er-

blickte, sittsam die Augen nieder. Da sann Firks auf ein anderes Mittel, sich ihr zu nähern; dem Hofrath, dem Günstling des Herzogs, konnte der Landschaftsadvokat seine Thüre nicht verschließen und so trat denn einsmals der Edelmann ganz unerwartet in Brolls Familienzimmer. Er wußte sich gar fein zu benehmen; einen so angesehenen und seiner Verdienste wegen so geachteten Mann, sprach er, habe er längst auch persönlich zu kennen gewünscht; er erzählte von seinen Reisen, von den Merkwürdigkeiten fremder Länder und gab sich alle Mühe, seine Liebenswürdigkeit ins rechte Licht zu stellen. Auch hatte er, nach Degenfelds Rath, seine gewöhnliche Leichtigkeit völlig bemeistert und so erschien er denn auch wirklich als ein bescheidener, einnehmender junger Mann. Die Besuche wurden, zum großen Aerger Brolls, der ihren Zweck bald merkte, fortgesetzt und Firks erschien dabei immer als der vollendetste Stutzer seiner Zeit gekleidet. Seine von Wohlgerüchen duftenden Haare waren zierlich gekräuselt, der Bart über der Oberlippe und am Kinn gar sorgfältig geordnet; er trug einen seidenen, mit Goldborten besetzten Mantel, ein enganschließendes Wamms von schwarzem Sammt, auf dem eine schwere goldene Kette glänzte; die Beinkleider von Atlas waren mit Kniebändern von Goldstoff versehen, die Strümpfe von glänzend weißer Seide und die Schuhe haben lange schöngebogene Schnäbel. So stand der fremde Edelmann, vor Marien und suchte mit süßem Geschwätz ihr Herz zu bethören, wurde ihr aber dadurch immer noch widerwärtiger. Sie klagte auch dem Bräutigam ihre Noth

und dieser beschloß, der zudränglichen Bewerbung ein Ende zu machen. Dazu fand sich bald Gelegenheit.

Eines Tages, als Broll eben in Landschafts-Angelegenheiten verreist war, saß er im traulichen Gespräche mit seiner Verlobten da, als Firks hereintrat; daß beide Männer gerade nicht die freundlichsten Blicke wechselten, läßt sich denken. Ei! sprach der Eingetretene spöttisch, ich hätte nicht geglaubt, daß eure vielen und wichtigen Geschäfte, Herr Landschaftsadvokat, euch noch Zeit ließen auch dem Dienste schöner Damen euch zu widmen. Nun, ich denke, ihr sollt bald noch mehr Muße dazu bekommen; denn mit dem Pfaffen- und Spießbürgerregiment, das ihr Wirtenberger die Landschaft nennet und auf das ihr so stolz seid, wird es bald ein Ende haben. Seine Durchlaucht ist verständig genug, um allein regieren zu können und braucht so lästige Mitregenten nicht. Herr Hofrath, entgegnete Bidembach, euren Hohn über Prälat und Landschaft verzeih' ich euch, als einem Fremden; was ihr aber da von der Aufhebung unsrer Verfassung sprecht, ist ein leeres Geschwätz; wir haben sie auf dem Wege des Vertrags erlangt und werden sie zu vertheidigen wissen; übrigens hat unser durchlauchtiger Landesherr sie eben so gut als seine Vorgänger bestätigt und beschworen. Mit euch streit' ich nicht darüber, sprach Firks, den Landschaftsadvokaten verächtlich anblickend; aber entfernt euch jetzt und geht an euer Geschäft; bei meiner Unterhaltung mit der Dame hier ist eure Gegenwart höchst überflüssig. Unwillig erwiederte Bidembach: sie ist meine Braut und ich werde sie gegen eure

Zudringlichkeit zu schützen wissen. Ihr seid in der That ein trefflicher Beschützer, lachte der Hofrath, wie ich euch bald zeigen werde; ihr sollt noch mehr von mir hören. Zürnend verließ er das Zimmer und nur zu bald wurde seine Drohung wahr.

Im Schlosse traf Firks auf Degenfeld, der ihm ein Schreiben reichte mit den Worten: da seht selbst, welchen Ton sich die Landschaft gegen unsern Gebieter erlaubt, und der, welcher dies Schreiben aufgesetzt hat, ist kein anderer, als euer Nebenbuhler bei der schönen Marie Broll, das ist ja herrlich, rief der Hofrath und paßt vortrefflich zu meinen Absichten. Er erzählte hierauf Degenfeld den Auftritt mit Bidembach und beide waren bald mit ihrem Plane fertig.

Sie gingen ungesäumt zum Herzog, den die Beschwerden und Wünsche, der Vorwurf, daß er die Fremden den Landeskindern vorziehe, die Warnung, sich nicht in auswärtige Kriege und Händel einzulassen und noch so manche andere Stelle im landwirthschaftlichen Schreiben sehr in Harnisch jagten.

Bei dieser Stimmung Friedrichs war es beiden, besonders da Firks sich nicht scheute, zu behaupten, Bidembach habe in der Unterredung mit ihm Drohworte gegen den Herzog ausgestoßen, nicht schwer, diesen zu einem Gewaltschritte gegen den Landschaftsadvokaten zu bewegen. Noch am Abend desselben Tages wurde Bidembach verhaftet und in ein sonst nur für Missethäter bestimmtes Gefängniß gesetzt. Diese That erregte großes Aufsehen; der Vater des Gefangenen, Friedrich

Bidembach, Prälat in Bebenhausen, verfiel in Schwermuth und stürzte vom Thurme seines Klosters herab; Marie, welche ihre Eltern sogleich aus Stuttgart entfernt hatten, härmte sich in der ländlichen Zurückgezogenheit eines fernen Schwarzwalddorfes ab, und die Landschaft bat vergebens um Gnade für ihren Advokaten, hiebei an die Verdienste seines Vaters und seines mütterlichen Großvaters, des berühmten Johann Brenz, erinnernd. Solchen schädlichen Narren, sprach der Herzog, muß man mit Kolben lausen. Erst als er den schlimmen Eindruck, den sein Verfahren im Lande gemacht hatte, genauer erfuhr, gab er den Verhafteten los; doch mußte er schwören, nirgends wider ihn zu klagen oder Rache zu suchen; auch wurde er aller fürstlichen und landschaftlichen Dienste für unfähig erklärt. Später erst sah der Herzog sein Unrecht ein und Bidembach erhielt eine Stelle im Oberrath und seiner Verbindung mit Marien stand nun kein Hinderniß mehr im Wege. Aber Firks wurde ebenfalls vom gerechten Strafgerichte ereilt. Er kam mit dem Grafen Conrad von Tübingen und mit Matthäus Enzlin von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurück. Als ihr Wagen im Schwarzwald bei Schömberg eine steile Staige herauf fuhr, stiegen sie aus und gingen zu Fuß voran. Der Graf von Tübingen beschmutzte zufällig die Stiefel des Hofraths, der darüber in solchen Grimm gerieth, daß er den Grafen herausforderte. Da beide betrunken waren, entstand sogleich ein heftiges Gefecht, dem Enzlin, welcher bei dem Versuch, Frieden zu stiften, verwundet wor-

den war, entfloh. Firks rannte dem Grafen den Degen durch die Bruſt und machte ſich ſchnell davon. Indeß nahte ſich das Gefolge, man verband den Verwundeten und brachte ihn im Wagen nach Schönberg, wo er aber nach ſieben Tagen ſtarb (den 25. Jan. 1600). Firks ging nach Kurland; als man aber ſeine Auslieferung hier begehrte, ritt er heimlich davon und Niemand weiß, was aus ihm geworden iſt.

William Shakſpeare in Stuttgart.

Während ſeines Aufenthalts in London hatte Herzog Friedrich auch das Theater daſelbſt beſucht und groſſen Gefallen daran gefunden. Da er nun die Nachricht erhielt, daß eine Schauſpielergeſellſchaft von da in Teutſchland angekommen ſei, lud er ſie ein, auch ſeinen Hof zu beſuchen und bereitwillig folgten die Engländer dieſer Einladung.

Schon ziemliche Zeit, ehe ſie wirklich kamen, bildeten ſie bei Hofe den Hauptgegenſtand der Unterhaltung und auch in der Stadt wurde viel von den zu erwartenden fremden Gäſten geſprochen. Wer etwas Genaueres von ihnen erfahren wollte, durfte nur in den Hirſch gehen, wo Cäſar Morel, welcher dieſes Wirthshaus jede Woche einigemal ſeines Beſuches würdigte, noch immer ſich von einem anſehnlichen Kreiſe von Zuhörern umgeben ſah. So ſaß er damals auch in der Mitte der ehrbaren Bürger Stuttgarts und führte das große Wort. Ihr habt vollkommen Recht, Meiſter Kornyßel, ſprach er, zu London da verſtehen ſie es, Schauſpiele kunſtreich

aufzuführen; das iſt etwas ganz Anderes, als hier zu Lande. Ihr meint Wunder, wie ſchön das ſei, wenn ihr auf dem Markte ein hölzernes Gerüſte aufſchlagt, wo ehrſame Meiſter und Handwerksgeſellen oder gar Schulbuben eine Geſchichte aus der Bibel, vom keuſchen Joſeph, vom Vater Abraham u. ſ. w. agiren. Dort aber haben ſie mehrere, beſonders dazu eingerichtete Gebäude, mit Plätzen für das Volk, wie für vornehme Herrſchaften, welche durch große Armleuchter erhellt werden, und erſt, wenn das Spiel beginnen ſoll, wird ein Vorhang zurückgezogen und man erblickt die Schaubühne. Die Schauſpieler aber ſind darauf ſtudirt und erhalten ihren Sold; die ſolltet ihr einmal agiren ſehen; ihr würdet darauf ſchwören, ihr habet wirkliche Prinzen und Prinzeſſinnen, Junker und Fräulein vor euch. Es iſt jedoch ein luſtiges Volk, in deſſen Geſellſchaft es mir gar wohl gefiel.

Ihr kennt ſie alſo, Herr Morel, fragte einer der Anweſenden; erzählt uns doch auch etwas von ihnen. Das kann und will ich, ſagte der Leibdiener; iſt mir's doch ſelbſt eine angenehme Erinnerung; wir haben manche Flaſche Sekt und manche Kanne Doppelbier mit einander geleert und zweimal hab' ich ſie auf den Befehl Sr. Durchlaucht koſtbar traktirt. Mit dem Parliren wollt' es freilich Anfangs nicht recht gehen; aber das hatte Nichts zu ſagen, der Spaß war nur um ſo größer. Namentlich war unter ihnen ein gar munterer, aufgeweckter Junge, der uns viel zu lachen gab; ſie nannten ihn nur den luſtigen William, ein feines Bürſchchen von mittlerer Größe mit einem hübſchen Geſicht und glänzenden

feurigen Augen. Ich freu' mich wahrhaftig recht sehr, den lustigen William wieder zu sehen.

Aber was spielen sie denn? sagte ein Anderer. Was sie spielen, erwiederte Morel, ganz wunderschöne Stücke, bald lustige, bald traurige, und die schönsten, die ich sah, hatte mein Freund William verfaßt; der versteht es meisterhaft, die Zuschauer bald zum Lachen, bald zum Weinen zu bringen und seine Personen sprechen ganz natürlich, jede nach ihrem Stand, ihrer Art und Weise. Da kommt so ein dicker Kerl vor, ich glaube, sie nannten ihn Fallstaff, ein wahres Weinfaß, ein gewaltiger Fresser und Säufer, der den Eisenfresser spielt, und im Grunde doch, wenn es gilt, eine feige Memme ist. Am besten aber hat mir das Stück gefallen, in welchem ein Prinz von Dänemark erscheint, der mit seines ermordeten Vaters Geist spricht. Diesen Geist spielte mein Freund William so gut, daß es wirklich schauerlich anzuhören und anzusehen war und einem ganz kalt über den Rükken lief. Sein eigener Bruder hatte diesen König von Dänemark getödtet, dafür aber befördert dann ihn der Prinz auch aus dem Leben, stirbt jedoch ebenfalls, von einem vergifteten Degen getroffen.

Das ist ja eine grausame Geschichte, sagte Meister Kornyßel, wo zuletzt Alles umkommt. Das nennen sie, fuhr Morel fort, indem er noch eine wichtigere Miene annahm, als zuvor, eine Tragödie; wenn das Stück aber lustig ausgeht, heißt es eine Komödie. Um aber so etwas zu erfahren, muß man freilich mit hohen Herrschaften reisen und nicht mit dem Stock in der Hand

und dem Wanderbündel auf dem Rücken herumziehen. Doch ich verweile mich zu lange; heute Nacht kommen die engliſchen Schauſpieler und da iſt noch ſo Vieles zu rüſten und zu beſorgen. Darum guten Abend! Die Bürger unterhielten ſich noch einige Zeit über die Wunderdinge, welche ſie eben gehört hatten; dann aber brachen ſie auch auf, um zu Hauſe die wichtige Neuigkeit von der bevorſtehenden Ankunft der Fremden zu verkündigen.

Die Engländer kamen wirklich auch noch in derſelben Nacht, den 10. Mai 1597, zu Stuttgart an; der Leibdiener aber, um ſeinen Herrn beſchäftigt, konnte ſie nicht ſogleich begrüßen. Er ging daher am andern Morgen früh in das Luſthaus, wo ſchon eine emſige Thätigkeit herrſchte, weil im großen Saale deſſelben die Schaubühne für die Engländer aufgeſchlagen wurde. Die Arbeiten dabei leitete der Hofrath Benjamin von Bouwinghauſen zu Walmerode, ein ſehr gebildeter, mehrerer neuen Sprachen kundiger Mann, welchen der Herzog vornämlich zu Sendungen ins Ausland brauchte und der auch als Geſandter in London geweſen war. Der erſte ſeiner engliſchen Freunde, den Morel erblickte, war der unter dem Namen des luſtigen Williams uns ſchon bekannte Shakſpeare. Ihn zärtlich umarmend, ſprach der Leibdiener: Es freut mich ungemein, euch auch einmal wieder zu ſehen und zwar friſch und geſund: es muß euch indeß gut gegangen ſein. Was macht denn der wilde Eberskopf in Caſtcheap, geht es immer noch recht luſtig her? Der Angeredete ſprach lächelnd: Willkom-

men, großer Cäsar! unüberwindlich im Kampf mit Sekt und Doppelbier, euer Anblick erquickt mein Herz; denn ich glaubte schon, die salzige Fluth des Ozeans habe euch verschlungen. Aber Gottlob! ich sehe, daß ihr ganz wohl auf seid und euch der Rede tönender Schwall noch immer frisch von den Lippen strömt. Ha! Ha! lachte Morel, ihr seid noch immer der alte Spaßvogel; aber sieh', da treff' ich ja noch mehr alte Bekannte; willkommen Herr Burbage, willkommen Herr Green, willkommen all' ihr Herrn, ich hoff', es soll euch wohl gefallen hier zu Lande.

Der erste Empfang wenigstens war ganz vortrefflich, erwiederte Green, und wenn der Humor so fortgeht, so reut es uns nicht, hieher gekommen zu sein. Wir haben uns in dem Garten da ein wenig umgesehen und wahrhaftig, ich muß gestehen, daß der Pack zu Windsor nichts Schöneres aufzuweisen hat; dieser Saal hier würde das Schloß des mächtigsten Monarchen zieren. Da habt ihr Recht, vollkommen Recht, sprach Morel, und was den Humor betrifft, wie ihrs nennt, der soll immer noch besser werden. Ich bin gerade gekommen, um euch, ihr Herrn, zum Morgenimbiß einzuladen. Das war den Fremden gar nicht unangenehm. Voran, du Römerheld, sagte Shakspeare, wir folgen dir und führteſt du uns zu den finstern Schatten des wilden Emilius, schaffst du nur Wein und saft'gen Braten uns. William ist heute wohl aufgelegt, sprach im Fortgehen Burbage zu Green, wir bekommen heute gewiß noch viel über den hochmüthigen Lakeien zu lachen.

Nach der Mittagsmahlzeit erſchien Herzog Friedrich ſelbſt, von Bouwinghauſen und einigen Hofleuten begleitet, im Falkenhauſe, welches er zur Aufnahme der fremden Gäſte hatte einrichten laſſen. Er war ſehr freundlich und ſprach mit jedem von ihnen, am längſten mit Shakſpeare. Seit wir England verließen, habt ihr, ſagte er, wie ich von Bouwinghauſen höre, wieder mehrere neue Stücke gedichtet, hoffentlich werdet ihr während eurer Anweſenheit in Stuttgart auch einige davon aufführen. Der Dichter verſprach dieß und Friedrich fuhr fort: Was macht euer Freund, Ben Johnſon, ſchreibt er auch noch für die Bühne? Er iſt wohl auf, Durchlauchtiger Herr, antwortete Shakſpeare und erinnert ſich noch immer dankbar an die große Gnade, welche Eure Durchlaucht ihm erzeigten. Nachdem der Herzog nun noch ſeinem Leibdiener befohlen hatte, den Engländern nichts abgehen zu laſſen, kehrte er ins Schloß zurück.

Schon am nächſten Tage war die Schaubühne im großen Saal des neuen Luſthauſes eben ſo ſchnell als ſchön eingerichtet und am Abende noch wurde die erſte Vorſtellung hier gegeben. Der ganze Hof war dabei gegenwärtig, auch hatte Friedrich die in Stuttgart anweſenden Adelichen, die Kanzleiherren und die vornehmſten Bürger der Stadt dazu einladen laſſen. Obwohl nun die wenigſten von ihnen verſtanden, was die Schauſpieler ſprachen, ſo konnten ſie nachher doch nicht genug Worte finden, um zu erzählen, wie Alles ſo koſtbar und prächtig geweſen ſei. Auch einige ungebetene Gäſte hatten

ſich durch Begünſtigung der Hofdiener eingeſchlichen; unter ihnen gab Gretchen, die Tochter des Meiſters Kornyßel, welche der Leibdiener aus Freundſchaft für ihren Vater eingeſchmuggelt hatte, die aufmerkſamſte Zuhörerin ab.

Als ſie wieder nach Hauſe kam, rief ihr die Mutter entgegen: Haſt jetzt dein' Naſeweisheit b'friedigt, Mädle, aber was iſt's denn mit der, fuhr ſie fort, als ſie das weinende Mädchen genauer anſah, du heulſt ja wie a Schloßhund. Die wälſche Poſſereißer werdet der doch ner thau hau? Ach! Mueter, antwortete Gretchen, mir iſt ner gſchea, aber die G'ſchicht mit dem ſchöne Frele und dem ſchmucke Herre, die iſt grauſig — und damit begann Gretchen von Neuem zu weinen und zu ſchluchzen. Was iſt's denn mit dene, was hendſe und was iſt en g'ſchea? fragte die Mutter. Was wird en g'ſchea ſei, war die Antwort, er hot en giftige Trank nag'ſchluckt, und ſie hot ſe a Meſſer in Leib g'ſtoßa. Iſt's möglich, rief die Mutter, ſo ebbes hot g'ſchea könne, wo der Herzog und ſo viel vornehme Herre darbei gwea ſind, die hents glitte? Ach! du meine Güte, was iſt wirklich für a Welt! — Das iſt nur ſo zum Schein geſchehen, werthe Frau Meiſterin, unterbrach hier eine dritte Perſon das Geſpräch. Es war der hochgelehrte Benedikt Quällenzer, wohlbeſtallter Schulmeiſter zu Stuttgart, zugleich ein großer Poet und Meiſter in der Kunſt, Reime zu ſchmieden, threnodias, epicedia, hymenaeos, epithalamia und andere artificiöſe und ſinnreiche Carmina, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte. Dergleichen kommt auf den

theatra oft vor, abſonderlich in den tragoediis, wo es bisweilen hergeht, daß man gleichſam mit jenem Alten ausrufen könnte: Ubi est Alexander magnus? Mortuus est. Ubi est Helena? Mortuus est. Omnia mortuus est. Die histriones aber, welche dergleichen agiren, ſtehen nach vollendeter tragoedia wieder geſund und friſch auf. Aus dem, was eure Tochter hier geſprochen von dem doppelten succidio, kann ich ſchon merken, daß ein wichtiger calus tragicus aufgeführt wurde, wie deren in historia et mythologia gar viele vorkommen. Herr Schulmeiſter, unterbrach ihn die Meiſterin, i hans üch jo ſchon oft g'ſait, daß e von eurem Kauderwälſch ner verſtand. Sel merke, daß ſe koin Stück aus der Bibel aufg'ſpielt hent, wiſſa aber möcht' e, was es denn ſo eigentlich gwä iſt. Jo! gucket Mueter, ſprach Gretchen, welche ſich indeß wieder ein wenig gefaßt hatte, von dem Gewälſch hau e au net a Bröſele verſtande, z'erſte aber do hent ſe anander gar todtſchlage wölle; aber a Prinz iſt komme und hots en g'wehrt; no ſend ſe wieder gwä, hent g'molte G'ſichter vorbunda, tanzt und muſicirt; au iſt a paarmol a Kapuziner komma, des ſchöne Frele aber und den ſchmucke junge Herre hot mer net z'ſamma laſſe wölla und doch hent ſe anander grauſig lieb g'het. Druf iſt ſe g'ſtorba und ſe hent ſe uf'm Kirchhof in a G'wölb g'legt; aber was g'ſchieht, er kommt und au a anderer junger Herr, die fanget Händel mit anander an und er verſticht en; no zieht er a Gläsle mit Gift raus und verſchluckt's. Wie er no ſo maustodt do leit, wacht auf einmol ſei Schatz wieder

uf, fängt an z'jammern und verflicht se. Des sind rechte Narretheia, wie könnet no Christamenscha so ebbes treiba und anseha; Mädle, du derfst mer nemma he.

Ihr habt wohl gesprochen, Frau Meisterin, begann hierauf Benedikt Quällenzer wieder; der Autor solcher Tragödie muß den Aristotelem nicht studirt haben, sonst würde er nicht also comica mit tragicis vermischen, das versteh' ich besser und weil, wie es scheint, Seine Durchlaucht die Tragödie lieben, so will ich alsbald eine ächte tragoediam verfassen, deren Gegenstand auch der Tod zweier Amanten sein soll; die werd' ich denn Seiner Durchlaucht allerunterthänigst überreichen und mir die hohe Gnade ausbitten, sie mit einigen guten Freunden vor derselben agiren zu dürfen.

Ja! das will ich, rief der Poet, hocherfreut über seinen klugen Einfall und war verschwunden, ehe noch die Meisterin Worte finden konnte, ihn von seinem närrischen Vorhaben abzubringen.

Das Trauerspiel „Romeo und Julie", denn daß dieses aufgeführt worden war, haben meine schönen Leserinnen aus Gretchens meisterhafter Darstellung schon gemerkt — hatte großen Beifall beim Herzog und allen Kennern erlangt und am nächsten Tage war Shakspeare um eine schwere goldne Kette, die ihm Friedrich verehrte und um eine feurige Umarmung seines Freundes Cäsar reicher. Letztere mochte ihm minder behagen als erstere; denn als er sich aus des Leibdieners ihn umklammernden Armen wieder frei gemacht hatte, rief er: Zum Teufel, ihr seid tüchtig armirt, Held Cäsar,

ihr könntet gleich dem Herkules einen Antäus erſticken. Seine Gefährten lachten und Morel, obwohl er die Anſpielung nicht recht verſtand, ging mit ihnen; dann ſetzten ſie ſich zum Mahle nieder, bei dem wir ſie laſſen wollen, um nach unſrem begeiſterten Poeten zu ſehen.

Benedikt Quällenzer hatte bald einen Stoff gefunden, von dem er überzeugt war, derſelbe werde ein würdiges Gegenſtück zu Sheakſpeares Trauerſpiel liefern, und ſich nun flugs auf den Pegaſus geſetzt, welcher die Sporen des Reiters fühlend, pfeilſchnell mit ihm davon eilte. So war denn das Meiſterſtück bald fertig; es hatte, wie in dem trefflichen Prologus zu der trauer- und ſchauervollen Tragödie weiter auseinander geſetzt wurde, die erſchreckliche Geſchichte des Pyramus und der Thisbe zum Gegenſtand.

Wie beide ſich zu Nini's Grab beſtellt, allein
Die treue Thisbe, die des Nachts zuerſt gekommen.
Ein gräßlich wildes Thier, mit Namen Löwe groß,
Thät' ſchmähen, ja vielmehr erſchrecken, daß ſie blos
Den Mantel fallen ließ und d'rauf die Flucht genommen.
D'rauf dieſer ſchnöde Löw' in ſeinen Rachen nahm
Und biß mit Blut befleckt den Mantel lobeſam,
Sofort kommt Pyramus, ein Jüngling weiß und roth,
Und find't den Mantel da, von ſeiner Thisbe todt.
Worauf er mit dem Deg'n, dem blutigböſen Degen
Die blut'ge heiße Bruſt ſich tapferlich durchſtach.
Und Thisbe, die indeß im Maulbeerſchatten g'legen,
Zog ſeinen Dolch hervor und ſich das Herz zerbrach.

Wohlgefällig überlas Quällenzer ſein Werk, ſchrieb es dann ſehr zierlich ab und überbrachte es dem ihm

ebenfalls bekannten Leibdiener, mit einem Zueignungsgedicht an den Herzog, deſſen Anfang wenigſtens ich dem geneigten Leſer nicht vorenthalten will.

Er lautete alſo:

Durchlauchtigſt Oberhaupt und Vater dieſer Landen,
Fürſt Friedrich, o Sonn, die bis daher geſtanden
In vollem Licht ob uns, und Davids Zeiten gleich,
Ja über die regiert, an allem Segen reich,
Durch manche trübe Wolk' und finſter Luft gedrungen,
Die endlich ſelbſt den Neid durch Gottes Hülf' bezwungen,
Und ſo bisher dem Land in vollem Glanze ſtrahlt,
Wie man die ſchöne Sonn' in ihrer Zierde malt,
Glückſeliger! (Dieß Wort wir zu dem Namen ſetzen
Mit allem Recht) laßt uns, laßt uns an Euch ergötzen,
Uns, Eure Diener, laßt im Schmuck der grauen Haar',
Im Jugendſchmuck und Glanz Euch ſchauen noch viel Jahr.

Der Herzog nahm Quällenzers Meiſterſtück gnädig auf und geſtattete ihm, es vor dem Hof und ſeinen engliſchen Gäſten aufzuführen. Mit großem Eifer begann der Schulmeiſter nun die dazu nöthigen Vorbereitungen; die wenigen, zur Agirung ſeiner Tragödie nöthigen histriones, um mich ſeiner eigenen Ausdrücke zu bedienen, hatte er bald gefunden; denn die Rolle des Pyramus übernahm er ſelbſt, die Thisbe mußte ſein Schulgehülfe, Balthaſar Rennmayer, darſtellen, da er noch gar jung und bartlos war und Meiſter Kornyßel, der eine gewaltige Baßſtimme hatte, ließ ſich leicht überreden, als Löwe aufzutreten. Seine Frau wollte Anfangs zwar nicht leiden, daß er ſolche Narrenpoſſen treibe; als ihr aber der Schulmeiſter vorſtellte, wie der Meiſter dadurch dem Her-

zog und dem Hofe bekannt werde und einen beſſern Verdienſt erlangen würde, überdieß eine gute Belohnung zu erwarten habe, ließ auch ſie es ſich gefallen. Bei der Aufführung ging, wie wenigſtens Quällenzer verſicherte, Alles vortrefflich; der Löwe brüllte ſo gewaltig, daß die zarten Hoffräulein die Ohren zuhielten, Thisbe fiſtulirte, daß man die feinſte Mädchenſtimme zu hören glaubte, und der Schulmeiſter agirte und deklamirte mit dem raſendſten Pathos. Daß dem Löwen, als er nach Thisbes Mantel ſchnappte, die Kopfmaske entfiel, hatte nicht viel zu bedeuten; denn es kam dabei eine ſolche Fülle zottiger Haare des Meiſters Kornyßel zum Vorſchein, daß ſie füglich für eine Löwenmähne gelten konnten. Zuletzt freilich paſſirte ihm noch ein kleiner Spuck. Als nämlich ſein Freund Quällenzer ſo ausgezeichnet agirte, ſchlich der Löwe, dieſem unbewußt, herbei, um ſein treffliches Spiel in der Nähe zu ſehen und als nun der lange, dürre Schulmeiſter ſich gar herriſch erſtach, fiel er der Länge nach auf den Löwen, der erſchrocken auf die Hinterbeine ſprang und nun zur großen Beluſtigung der Zuſchauer als leibhaftigter Meiſter Kornyßel daſtand. Der todte Pyramus aber zog den ſich Sträubenden raſch in den Hintergrund und Thisbe durchſtach ihr zartes Herz ſo rührend mit ihres Liebhabers blutigem Dolch, daß ein allgemeines Beifallklatſchen, mit Lachen untermiſcht, ſich erhob und der Herzog, der ſich an der ganzen Scene ſehr ergötzt hatte, die Schauſpieler mit großem Lob und reichlich beſchenkt entließ.

Niemand hatte der Aufführung mit mehr Aufmerk-

ſamkeit und größerem Wohlgefallen zugeſchaut, als Shakſpeare, welcher der Güte Bouwinghauſens eine engliſche Ueberſetzung des Quällenzeriſchen Meiſterſtücks verdankte. Green fragte ihn daher auch ſcherzend: Siehſt du jetzt ein, William, daß du doch nicht der größte Tragiker unſrer Zeit biſt? Merk' nur recht auf, daß dir keine der Schönheiten dieſes Stücks entgeht. Burbage aber gab ihm nach geendigter Vorſtellung ſeine Verwunderung zu erkennen, wie er einem ſolchem Machwerk ſo viel Aufmerkamkeit habe ſchenken können. Hierauf jedoch antwortete Shakſpeare: In ſeiner Art iſt dieß Machwerk vorzüglich und mir kommt es ganz geſchickt. Ich hab' euch neulich den Plan meines neueſten Stücks, mit dem ich gerade jetzt beſchäftigt bin, mitgetheilt, in ihm werd' ich die ganze Scene, welche wir eben anſahen, mit noch einem gehörigen Zuſatz von Unſinn und Abgeſchmacktheit, aufnehmen; wenn's auch bekannt wird, woher ich ſie nahm, ſo hat's nicht viel zu ſagen; ſie haben mir ja auch früher ſchon vorgeworfen, daß ich mich gerne mit fremden Federn ſchmücke. Welch' prächtiger Kontraſt zu Oberon, Titania und ihren zarten Elfen werden dieſe tölpiſchen, unbeholfenen Geſellen bilden! Daran erkenn' ich deinen Geiſt, William, ſprach Green, der auch das zu benutzen weiß, was Andere als völlig unbrauchbar wegwerfen würden und ich freue mich ſchon jetzt darauf, dieſe tragiſchſte aller Tragödien auf der Schaubühne zu erblicken; ja, ich erbiete mich, die Rolle des Pyramus ſelbſt zu übernehmen und denke ſie trefflich darzuſtellen;

denn ich bin mit vieler Aufmerksamkeit dem poetischen Spiele des Schulmeisters gefolgt.

Shakspeare hat auch Wort gehalten. Quällenzers Tragödie und ihre Aufführung lieferten ihm den Stoff zu dem ergötzlichen Zwischenspiel von Squenz und Kompagnie im Sommernachtstraum und mein patriotisches Herz ist hocherfreut, daß ich die Ehre der ersten Erfindung davon einem Landsmann, dem gelehrten Benedikt Quällenzer, Bürger und Schulmeister in Stuttgart, vindiziren kann. Auch die gelehrte Welt wird mir, wie ich hoffe, für diese Entdeckung und meine Bereicherung der ohnedieß schon so reichen Shakspeare-Literatur dankbar sein.

Der Mai hatte indeß seinen vollen Schmuck entfaltet und Thäler und Anhöhen mit seinem weißen und rosigen Blüthenschnee übergoßen; die Maiglöckchen in den frischgrünen Wäldern läuteten hell zur Maienluft: laue Lüftchen umspielten schmeichelnd die bunten, duftreichen Kinder des Lenzes und dem englischen Dichter, welcher nicht allein in die geheimsten Falten des menschlichen Herzens drang, sondern auch gern die Natur in ihrem stillen Gange belauschte und ihrer Schönheit sich freute, wurde es ganz wohl um's Herz. Wollen wir nicht auch, sprach er zu seinen Freunden, „einen Maienmorgen begehen*“ und die schöne Gegend einmal genauer betrachten. Diese waren hiezu gleich bereit und der dienstfertige Morel sorgte für tüchtige Pferde aus dem herzoglichen

*) Aus dem Sommernachtstraum.

Marstall. So ritten sie denn an einem hellen kühlen Maienmorgen zum Thor hinaus und weit umher in den vom Frühling geschmückten Gefilden. Mancher Scherz, manche feine, treffende Bemerkung floß von Shakspeares Lippen und der Leibdiener wunderte sich sehr über die begeisterte Stimmung, in welche ihn die reizende Natur versetzte, für deren Schönheiten er in der schwülen, beengenden Hofluft allen Sinn verloren hatte, gab sich aber dennoch, zur nicht geringen Ergötzung seiner Begleiter, alle Mühe, in des Dichters Ton mit einzustimmen. Da rief ihm, als sie auf einer Höhe hielten, um der schönen Aussicht zu genießen, Shakspeare zu:

„Siehst du das zarte Blümchen dort,
Sonst milchweiß, purpur nun durch Amors Wunde,
Die Mädchen nennen's Lieb' im Müßiggang,
Hol' mir die Blume, denn ihr Saft,
Geträufelt auf entschlafene Wimpern,
Macht Mann und Weib in jede Kreatur,
Die sie zunächst erblicken, toll vergafft. *)

Dieß war dem Leibdiener doch zu viel; ihr treibt euern Scherz mit mir, Herr William, sprach er, solche Wunderkräfte kann das Blümlein dort unmöglich haben, es sieht ja nicht besser aus als eine Gänseblume. Lachend entgegnete Shakspeare: Probirt's nur einmal, Freund Cäsar, und ihr werdet sehen, ob ich die Wahrheit sprach oder nicht. Morel jedoch schüttelte ungläubig den Kopf und sie ritten weiter. Der Leibdiener versäumte nicht,

*) Aus dem Sommernachtstraum.

ſie auch nach der alten Stammburg des wirtenbergiſchen Fürſtengeſchlechts zu führen, wo ein Frühſtück eingenommen werden ſollte. Lange verweilte, verſunken im Anblick der lieblichen Gegend, Shakſpeare auf dem ſteinernen Altan der Burg und rief dann: Schön ſeid ihr, meiner Heimath Gefilde, ihr Geſtade des rauſchenden Avon; doch im Lenzesſchmucke prangt dieſes Thal noch herrlicher als ihr; gleich einem Silberband durchzieht der Fluß deſſen buntgewirkten Teppich und die Dörfer liegen ſo ſtill in ſeinem Grunde oder an ſeinen rebenbekränzten Abhängen und ruhen friedlich unter dem Schutze ihrer Gotteshäuſer! Die Gegend iſt ſchön, fiel hier Morel dem begeiſterten Dichter ins Wort; ich hab's euch ſchon geſagt; aber wer, wie ich, ſo weite Reiſen mit Seiner Durchlaucht machte und dadurch auch in der Baukunſt ſich einige Kenntniſſe erwarb, der wird doch geſtehen müſſen, daß die Bauart, abſonderlich auch jener Kirchen, viel ſchöner ſein könnte. Dieſer Waſſerguß kalter Proſa ſtörte den Dichter ſehr unſanft in ſeiner Begeiſterung, und er rief aus: O Cäſar, Cäſar; für dieſe Rede haſt du einen zweiten Brutus und Caſſius verdient! Seine Gefährten lachten laut auf und das Geſpräch nahm eine luſtige Wendung.

Die Proſa hatte ſich aber heute recht eigentlich gegen die Poeſie verſchworen. Als Shakſpeare wieder in Stuttgart ankam, war die erſte Perſon, welche er erblickte, Benedikt Quällenzer, welcher erfahren hatte, daß der Dichter lateiniſch ſpreche, und ſich nun nicht abhalten ließ, ſeinem Mitbruder im Apollo, wie er ihn nannte, einen Beſuch

abzuſtatten. Ach! ſeufzte Shakſpeare, als er ihn ſah, jetzt iſt's vollends aus mit der Poeſie, da kommt gar der Pyramus der Tragödie,

ein Schulmonarch, ein Knabenbändiger,
dem an Großhaftigkeit kein Staubſohn gleicht!

Er hatte ſich aber ſchnell gefaßt und nun war es ein ergötzliches Schauſpiel, den Dichter und den Poeten einander gegenüber zu ſehen und zu hören, wie letzterer den erſteren in hochtrabender Weiſe begrüßte, mit ſich und ſeinen Werken bekannt machte und ihm mehrere ſeiner lateiniſchen Gedichte, gar ſauber und zierlich geſchrieben, überreichte. Denn ſeit Herzog Friedrich dem Dichter die goldene Kette umgehängt hatte, räumte Quällenzer dieſem doch beſcheiden den Vorrang ein. Shekſpeare ſpielte ſeine Rolle meiſterhaft und wußte den Schalk unter allerlei bombaſtiſchen Redensarten zu verbergen, ſo daß der Schulmonarch mit der Aufnahme, welche er bei ihm gefunden hatte, ſehr zufrieden war. Noch lange nachher erzählte er mit großer Selbſtzufriedenheit, wie freundlich ſich ſein **confrater** in **Apolline**, der engliſche Dichter gegen ihn bewieſen habe und bedauerte nur, daß er aus Unkenntniß der engliſchen Sprache deſſen vortreffliche **tragoedias et comoedias** nicht leſen könne. Gretchen Kornyßel aber gab noch oft die rührende Geſchichte von dem Frele und dem Junker im Kreiſe ihrer Geſpielinnen Preis und die heißen Zähren, welche ſie dabei jedesmal vergoß, bewirkten, daß auch die Thränenſchleußen ihrer Freundinnen ſich mit öffneten. Am meiſten

jedoch brüstete sich im Hirsch Cäsar-Morel mit der Freundschaft des englischen Dichters, von dessen großen Vorzügen er auch die ehrsamsten Bürger Stuttgarts vollkommen zu überzeugen wußte; er wurde nicht müde, von ihm und seinen Genossen zu erzählen, welche in den letzten Tagen des Mai's, wohl zufrieden mit ihrer Aufnahme und reichlich vom Herzog beschenkt, Stuttgart wieder verlassen hatten.

So wirktest du auch während deines kurzen Aufenthalts in Wirtenbergs Hauptstadt Großes, herrlicher „Schwan vom Avon" und es freut mich sehr, daß ich der erste war, welcher seinen Landsleuten verkündigen durfte, wie einst auch Stuttgart das Glück hatte, den unsterblichen Shakspeare in seinen Mauern zu sehen.

Das Ordensfest.

Die Prophezeiung Morels, daß der glänzende Hofstaat, die Prachtliebe und die vielen Feste Friedrichs den Bewohnern Stuttgarts nicht nur Unterhaltung, sondern auch Gewinn verschaffen würden, war richtig eingetroffen, aber eben so auch die Befürchtung patriotisch gesinnter Männer, wegen des Eindringens fremder Sitten und Thorheiten. Seine französische Leibwache hatte der Herzog zwar, weil ihre allzu ausgelassene Aufführung großen Unwillen erregte, gleich im November 1593. wieder fortgeschickt; aber an seinem Hofe traf man noch immer genug Fremde, Franzosen, Engländer und Italiener. Jede Jahreszeit brachte andere Feste und Vergnügungen, Ringelrennen und Fußturniere, Schießen mit

Armbruſt und mit Feuergewehren, Fechtſpiele, Tänze und Konzerte. Die Zahl aller zum Hof gehörigen Perſonen betrug gegen 400; neben den höheren Hofbeamten fand man da eine wohlbeſetzte Hofmuſik, welche der kunſtfertige Johann Konrad Raab als Kapellmeiſter dirigirte, eine 40 Mann ſtarke Trabantenſchaar, lauter ſtattliche, hochgewachſene Männer, unter den Befehlen des Hauptmanns Rudolph Reinhard, ein ſtarkes Jagdperſonal, viel Köche und andere Diener, Kämmerer, Lakeien, Jungen, Knechte, Hofmeiſter und Boten, auch einen anſehnlichen Marſtall mit Pferden, Maulthieren und Eſeln, ſelbſt zwei Kameelen, welche der nach Kunſt- und Natur-Seltenheiten begierige Herzog mit ſchweren Koſten herbeigeſchafft hatte, die aber bald dem ungewohnten Klima erlagen. Auch einen Zwerg, Stenglin, hielt der Herzog, ein kleines niedliches Männlein, das bei ihm in großer Gunſt ſtand und wegen deſſen einmal der Stallmeiſter Haugwitz ſcharf geſtraft wurde, weil er „trunkener Weiſe die Wehr gegen es zuckte.“ Die Hofdiener aber waren ein ausgelaſſenes, übermüthiges Volk, welches allerlei Unfug trieb, ſang, ſchrie und lärmte, nirgends lieber aber ſich verweilte, als in Weinſchenken oder beim Eſſen in der Turnitz. Der Hofmarſchall ſelbſt klagte, daß ſie ſich „wie die Säue“ aufführten und daß ſelbſt das niedere Geſinde zur Mahlzeit „Weißbrod, Braten und Fiſche“ begehre. Solche Leute konnten auf Stuttgarts männliche Jugend keinen guten Einfluß ausüben und wirklich ging es oft gar ausgelaſſen her. Dieß war beſonders während der Faſtnachtszeit der Fall, wo ſich die Leute „ſchier toll und

rasend" stellten, mit Masken und in „Butzenkleider" vermummt umherliefen, mit Kuhschellen, Fuhrmannspeitschen und schrecklichem Gebrüll den ärgsten Lärmen verführten und Tag und Nacht allerlei Muthwillen ausübten. Der Herzog aber war hierin sehr nachsichtig; wenn Beschwerden über die Fastnachtstollheiten bei ihm geführt wurden, achtete er nicht darauf, sondern meinte, man könne Niemand eine gebührliche Fastnacht wehren.

Bei den höheren Ständen fanden auch die fremden Sitten und die Romane des Auslands, welche die Wälschen zuerst in das Land brachten, vielen Eingang. Schauer und Erstaunen, Freude und Schmerz bewegten abwechselnd besonders die zarten Frauenherzen, wenn sie von den kühnen Thaten und schrecklichen Abenteuern des Amandus von Gallien, dieser Perle aller fahrenden Ritter, von dem mannhaften Esplandian, dem galanten Lancelot vom See lasen und wie pochte vollends ihre Brust von bisher unbekannten Gefühlen, wenn die Dichter die Liebe des Paris und der Vienna, des Tirant und der Cölestine, des Pruthus und der Sidonia mit so vielem Feuer schilderten! Da war, wie der Hofprediger Lukas Osiander öffentlich rügte, kein Maaß noch Aufhören der Hoffart, sondern was aus Frankreich, Niederland, Wälschland und von andern hoffärtigen Völkern nach Teutschland kam, das mußte man alsbald auch haben und nachthun, es mochte kosten, was es wollte, obgleich solche Hoffart den Weibern und Jungfrauen, den Männern und Hausvätern übel haushalten half und viel dazu diente, daß man verarmen, sich in Schulden einlassen

und endlich an den Bettelstab gelangen mußte. Es geht, sagt der strenge Sittenmeister, bei den Weibspersonen eine große und leider! schier allgemeine Sünd' im Schwang, das ist nämlich die Hoffart in Kleidung und Schmuck des Leibes, darin sie ganz und gar kein Maaß halten können oder wollen, und es sind derer vielmehr, die den Leib äußerlich schmücken und mit köstlichen Kleidern zieren, denn derer, die nach dem inwendigen Schmuck, nämlich nach wahrer Gottesfurcht, Demuth, Gehorsam und andern christlichen Tugenden mehr trachten. Dieser geistliche Schmuck ist bei Vielen in keinem Ansehen, sondern was prächtig, köstlich, stolz und hoffärtig ist, das gefällt ihnen, dem trachten sie nach. Er verbreitet sich dann auch weit über das Einzelne der Kleidung, spricht von den kleinen, aus Wälschland gekommenen Sammthütlin, welche nicht den vierten Theil des Hauptes bedeckten, vom Aufziehen der Haare über Drähte, so daß sie einem „Säuhag" nicht unähnlich sehen, vom Anstreichen und Färben der Gesichter, von den, aus fremden Landen hergebrachten, großen, langen, breiten und dicken „Krößen" (Krausen) um den Hals, aus köstlicher, zarter, theurer Leinwand, die man mit Versäumniß andrer besserer Geschäfte stärke und mit heißen Eisen aufziehe, von den Reifen unten an den Kleidern, den unmäßig hohen Schuhen und Pantoffeln. Aber auch das männliche Geschlecht erhielt seinen guten Antheil an der Osiander'schen Strafpredigt. Die Mannspersonen jetziger Zeit, heißt es, stellen sich in Kleidung und Zier ihres Leibes dermaßen, als hätten sie geschworen, daß sie es dem

weiblichen Geschlecht mit Hoffart und Ueppigkeit weit zuvorthun wollten. Sonderlich zieren sie sich gemeiniglich also, daß sie an ihrem Leib dadurch häßlich entstellt werden, und dieß soll nichtsdestoweniger hübsch und zierlich sein. Um die Hüte tragen sie sammtene Weibergürtel mit vergoldeten oder silbernen Spangen; sie gewöhnen immer die Haare über sich, daß sie müssen gestrobelt sein, als wenn eine Sau zornig ist, daß ihr die Borsten über sich stehen. Hinten und zur Seite aber müssen sie gar lang und zottig sein; das hat dann ein Ansehen, als wenn junge Katzen eine Zeit lang daran gesogen hätten oder als wenn Morgens ein polnischer Bauer aus dem Stroh hervorbricht, oder als wenn der Teufel einen hinterwärts durch den Zaun gezogen hätte. Gar herrlich nehmen sich auch die langen und breiten Krösen aus; denn aus ihnen ragt ein langer dürrer Hals hervor; um diesen aber schlingt man jetzt, statt der goldenen und silbernen Ketten wie früher, einen seidenen Strick, dessen Zipfel auf dem Rücken geknüpft werden; die weiten und langen Aermel sehen den Kommißsäcken der Landsknechte und Wurstsammler gleich und sind gut, um auf dem Tische Pfeffer, Brei und Gemüse damit zu kredenzen. Der herrlichste Schmuck aber sind die häßlichen langen, ausgefüllten „Gänsbäuche", welche vom Hals herab bis weit unter den Gürtel reichen und die kleinen Mäntelchen, welche der deutschen Ehrbarkeit ganz widerstreiten. Auch schlärft man nicht allein im Winter, sondern auch mitten im Sommer in Pantoffeln daher, und *junge Kerle* schleifen dieselben an den Füßen nach und

klöpfen damit wie alte sechzig- und siebenzigjährige Weiber. Dazu ist es nicht mehr allein um die Form der Kleider zu thun, sondern auch um den Stoff; man begnügt sich nicht mehr mit Sammt und Seide allein, sondern man muß auch silberne und goldene Borten haben.

Eine besondere Ehre setzte Herzog Friedrich auch darein, fremde Orden zu haben. Den französischen St. Michaelsorden hatte er schon 1596 erlangt und viele Mühe gab er sich, den Orden des blauen Hosenbandes zu bekommen. Seine Erwerbung war ein Hauptzweck der Reise nach England und die Königin Elisabeth versprach ihm denselben auch damals; obwohl der Herzog aber einigemal eigene Gesandtschaften deßwegen an sie schickte, erlangte er ihn doch erst nach ihrem Tode durch ihren Nachfolger, den König Jakob I. Als die sichere Kunde hievon nach Stuttgart kam, wurden zum würdigen Empfang der Gesandtschaft, welche den ersehnten Orden bringen sollte, große Zurichtungen gemacht. Die fürstliche Familie versammelte sich, Lehensleute, Provisioner, geistliche und weltliche Behörden wurden einberufen. Der Hofrath von Bouwinghausen war Oberceremonienmeister und hatte die oberste Leitung bei all diesen Anstalten; ihm war der Kämmerling, Francois du Bois, beigegeben und eine Menge geschäftiger Hände setzten sich unter ihrer Leitung in eifrige Bewegung.

Zu den Hauptlokalen des Festes wurden der Rittersaal im Schlosse und die Stiftskirche bestimmt. Im Chor der letzteren erhoben sich vier prächtig geschmückte, mit Purpur ausgeschlagene Thronsessel. Auf dem ersten und

höchſten derſelben erblickte man das engliſche Wappen mit einer Inſchrift, welche anzeigte, daß dieſer Thron beſtimmt ſei: **au très haut, très puissant et très excellent prince James, par la grace de Dieu roi d'Angleterre etc.**; rechts und links davon ſtanden die Thronſeſſel für den engliſchen Geſandten und Ordensherold, gegenüber der für den Herzog ſelbſt beſtimmte Thron mit dem wirtenbergiſchen Wappen. Die reicheren Kirchenſtühle der ehemaligen Stiftsherrn, mit rothem Tuche ausgeſchlagen, dienten zur Aufnahme des Gefolgs; mit gleichem Tuche war der Boden bedeckt, der Hauptaltar und die Kanzel der Kirche wurden mit rothſeidenen Decken verſehen. Für die Herzogin und ihre Töchter, für die Hofdamen und Hoffräulein war ein Theil der Emporkirche hergerichtet und mit Glasfenſtern verſehen. Im Ritterſaal, welchen koſtbare Tapeten ſchmückten, ſtand mitten die für den König beſtimmte Tafel, unter einem mit deſſen Wappen verſehenen Thronhimmel ein koſtbarer Armſtuhl, rechts davon ſah man die beiden Tiſche für den Geſandten und den Herold, links die für den Herzog, ſeine Gemahlin und ſeine Kinder. Auf den ſeidenen Decken dieſer fünf Tafeln prangte der koſtbare Schatz ſilberner und goldener Gefäße, der ſeit den Zeiten des Herzogs Ulrich ſich noch bedeutend vermehrt hatte.

Der Landhofmeiſter, Schenk Eberhard von Limpurg, wurde mit mehreren Räthen und Adelichen dem engliſchen Geſandten, Robert Spencer, Lord von Worinleton, bis an die Landesgrenze zur Bewillkommnung entgegengeſchickt. Er traf am 3. November 1603 in Stuttgart ein,

in seinem Gefolge befand sich der Ordensherold Wilhelm Dethik, zehen Adelige, ein Rechtsgelehrter, ein Arzt, ein Kämmerer, 4 ausgezeichnete Tonkünstler und 10 Diener. Auch einen Prediger brachte Lord Spencer mit, dessen sich die wirtenbergischen Theologen sogleich bemächtigten, gar eifrig mit ihm disputirten und ihn sehr artig und nachgiebig fanden. Letzteres ist auch sehr glaublich; denn welcher Sterbliche, selbst wenn ihm dreifach Erz die Brust umschloßen hätte, würde es damals haben wagen können, mit den geistlichen Klopffechtern aus der Schule des mannhaften Jakob Andreä sich in den Kampf mit auch nur einiger Hoffnung günstigen Erfolgs einzulassen! Einer schon hätte hingereicht, einem unglücklichen Theologen, der nicht steif und fest an die Konkordienformel glaubte, und dazu gehörte damals, wie jetzt, ein starker Glaube, — den Garaus zu machen und vollends mehrere — der englische Prediger muß ein kluger Mann gewesen sein.

Der Hauptfesttag war der sechste November. Früh Morgens versammelten sich die Hofleute und Adelichen, die vornehmsten Beamten und Offiziere im Schlosse. Von allen Seiten strömte die schaulustige Menge herbei, so daß zuletzt nicht nur der Platz vor dem Schlosse und der Kirche, sondern auch die benachbarten Straßen von dem dichten Gedränge der Neugierigen angefüllt waren, welche in gespannter Erwartung auf die Eröffnung des Zuges harrten. Dieser erschien endlich — doch es sei mir vergönnt, hier den vortrefflichen M. Erhard Cellius, Professor der Beredsamkeit und Geschichte zu Tübingen,

welcher dieſes Feſt mit einem großen Aufwande von Phantaſie und Gelehrſamkeit beſchrieben hat, ſelbſt ſprechen zu laſſen, da mir das zu ſolchen Beſchreibungen nöthige Talent fehlt.

Wie der Wanderer, alſo beginnt der Herr Profeſſor, wenn er am früheſten Morgen ſeinen Weg antritt, den Aufgang der Sonne, welche das Licht zurückbringt, begierig erwartet und endlich ſeines Wunſches Gewährung erlangt, indem die Sonne, welcher der Morgenſtern und ihr anderes himmliſches Geleite vorantritt, die glänzenden Strahlen allüberall hin ergießend aus dem Bette der goldenen Aurora ſich in höchſter Majeſtät erhebt, und die übrigen Geſtirne am Firmament mit ihrem Glanz verdunkelt, ſo trat auch der erlauchte Herzog mit ſeinem glänzenden Gefolge im koſtbaren Feſtgewande aus ſeinem Gemache, prächtig und gravitätiſch. Ihm voraus ſchritten der Landhofmeiſter, die vornehmſten Hofbeamten und ſeine fünf Söhne. Im Ritterſaale erwartete er den engliſchen Geſandten, welcher auch ſogleich erſchien und dem der Ordensherold in rothſeidenem, weiß ausgeſchlagenem Leibrocke, auf einem ſeidenen Kiſſen die Ordens-Inſignien tragend, voranging. Beide wurden vom Herzog mit einem Handſchlag empfangen; hierauf ſprach Bouwinghauſen über den Zweck und die Bedeutung des Feſtes; Lord Spencer aber überreichte das Schreiben ſeines Königs, worin dieſer erklärte, daß er als Zeichen alter Freundſchaft und um ſich noch inniger mit dem Herzog zu verbinden, ihn, mit allgemeiner Uebereinſtimmung,

zum Ritter des Hosenbandordens ernannt habe und ihm dessen Insignien hiemit überschicke.

Nun folgte die Ceremonie der Einkleidung des neuen Ritters, vor welcher der Herold eine kurze Rede in französischer Sprache hielt. Er nahm dem Herzog seinen schwarzseidenen, goldgesäumten Mantel ab, dieser überreichte ihm Dolch und Schwert mit kostbaren Scheiden, welche nun nach alt hergebrachter Sitte des Herolds Eigenthum waren. Hierauf zog er ihm, indem der Gesandte selbst Hülfe leistete, das Ordenskleid an. Dieses bestand aus einem blauen weißgefütterten Leibrock, mit einer kunstreich gewirkten seidenen Binde, an welcher ein Dolch in vergoldeter Scheide hing, und aus einem violetten, mit goldenen Fransen besetzten Mantel mit langer Schleppe.

Hierauf setzte sich der Zug nach der Kirche, wo längst der Glocken helles Geläute die Einwohner Stuttgarts zur Feier des festlichen Tages herbeigerufen hatte, in Bewegung. Voraus die herzoglichen Musiker und Trabanten, mit schwarzen Hüten und in spanischer, aus weißen und rothen Streifen bestehender Tracht, denen der Trabanten-Hauptmann mit vergoldeter Hellebarde in gemessenen Schritten voranging. Dann kam der Hofmarschall von Prinzenstein mit silbernem Stabe, ihm folgten der Oberhofmeister und der Reiterhauptmann, die Hofleute, Adeliche und Ritter, mit dem Gefolge des englischen Gesandten, je drei und drei in langem Zuge und in festlicher Kleidung. Hinter den fürstlichen Prinzen, durch ihre Schönheit und ihr stattliches Aussehen

noch mehr als durch ihre kostbare Tracht ausgezeichnet, schritt Dethik einher, wie früher die Ordens-Insignien und das Statutenbuch des Ordens tragend. Unmittelbar nach ihm kamen Herzog Friedrich und Lord Spencer; dem erstern trug Graf Ludwig von Löwenstein die Schleppe nach. Den Zug schloßen, vom Landhofmeister angeführt, das Kanzlei- und Hofpersonal. Er bewegte sich langsam und feierlich zwischen zwei Doppelreihen von Soldaten dahin und bis er die Stiftskirche betrat, schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommler und knallten die Gewehre von 400 Musquetiren, mit denen sich beim Eintritt in die Kirche das Geläute aller Glocken vereinte.

Die Zuschauer standen da und staunten ob der nie gesehenen Pracht, besonders seltsam kam ihnen die Schleppe an des Herzogs Mantel und dessen ganze Kleidung vor. Jetzt so ebbes han e no niemols g'sehe, sprach ein ehrlicher Gablenberger, so moi i traget se's drinna bei dene grausame Hoide in der Türkei. — Was moinst no, erwiederte hierauf sein Nachbar Andres, daß selle Menschafresser so a fürnehms Häs traget, noi i glaub', unser Herzog ist a Kurfürst worde, oder gar a Kaiser, drum bloset se au so und schießet, s'ist a wahrer Graus. — Er wisset boide nex, sprach ein dritter, das ist akkerat die Kloiding, wie se die Wälsche traget und wie mer se mei Vatter, s'Hansa Michele b'schrieba hot, der mit dem Herzog als Eselstreiber Anno 1599 im wälsche Land gwä ist. — Und du, Aedamle, bist selbesmol als Esel derbei gwä, sprach Andres spöttisch. Der Aedamle aber nahm die Sache schief und es hätte leicht eine Prügelei abgesetzen

können, wäre nicht der ehrbare Meister Kornyßel dazwischen getreten. Ei soll uich, ihr Strolche, hub er an, wellt er heut, ans Herzogs Ehretag, a Balgarei anfanga hent Acht, daß net der Stadtknecht kommt und uich ins Narrehäusle sperrt. Schauet, desmol sind er älle. uf'm Holzweg, der Herzog hot koi wälsch und koi türkisch Häs a, der König von Engelland hot em en Orden g'schickt und des Häs, des derzu g'hört, hent se am drobe im Schloß anthu, so hot me der Herr Leibdiener selber, der Herr Morel, gestern im Hirsch b'richtet. Aber horchet, mer fangt scho a z'orgla, und wenn er no en gute Platz kriega wöllt, um des Spetakel mit anz'seha, müßt er tapfer mache. Auf diese kluge Rede des Meisters eilte Alles der Kirche zu.

Hier war indeß der Festzug durch die mittlere Pforte eingetreten. Der Herzog, Lord Spencer und der Herold nachdem sie vor dem königlichen Throne ihr Kompliment gemacht, bestiegen die für sie bestimmten Thronsessel und ihr ganzes Gefolge zog, sich ehrerbietig neigend, an ihnen und am königlichen Thron vorbei und stellten sich zu beiden Seiten auf. Dann begann die Musik mit den ernsten feierlichen Klängen der Orgel, stimmten die Schulknaben ihre Figuralgesänge an und die geschickten Künstler der Hofmusik sangen und spielten so lieblich, daß man, wie Cellius sagt, den ganzen Chor der Musen zu hören glaubte. Der Gesandte und der Herold traten vor den Herzog und machten ihm ihre Reverenz, worauf Dethik ihm die Ordensstatuten überreichte, welche Friedrich dem neben ihm stehenden Kammersekretär Köstlen gab, der dagegen

den Abgeordneten ein schriftliches, vom Herzog unterschriebenes Gelübde einhändigte, worin dieser versprach, die Gesetze des Ordens, so weit sie der Verfassung des deutschen Reichs, seiner Treue gegen dieses und dessen Oberhaupt, seinen früher andern Orden und Freunden geleisteten Versprechungen nicht zuwider wären, so zu halten, daß das Haupt des Ordens daraus seine Treue, dessen Mitglieder seine aufrichtige Freundschaft zu erkennen vermöchten!

Alsdann sprach der Gesandte: Erlauchter Herr, die edle Genossenschaft des Ordens vom blauen Hosenband nimmt Euch als Freund und Mitbruder auf und schickt Euch zum Zeugniß dessen die Ordenszeichen. Gebe Gott, daß Ihr sie zu seiner Ehre, zum Schmuck und Gedeihen des preiswürdigen Ordens und Eurer selbst empfangen und tragen möget! Mit diesen Worten befestigte er das mit Gold und Edelsteinen gezierte Hosenband, worauf die bekannte Devise gestickt war: **Honny soit, qui mal y pense**, dem Herzog mit einer goldenen Schnalle am Fuße unter dem rechten Knie und hing ihm die Ordenskette um. Diese bestand aus goldenen Muscheln, welche mit künstlich geschürzten Knoten vom nämlichen Metall wechselten und an ihr hing eine Medaille mit dem Bilde des heiligen Georg, des Drachentödters. Nachdem dieß vollbracht war, beide Abgeordneten den Herzog beglückwünscht und sich dreimal vor dem königlichen Thron verneigt hatten, kehrten sie auf ihre Sitze zurück. Die Festpredigt hielt der Probst Johann Magirus über den Text: Die Könige der Heerschaaren sind Freunde untereinander

(Pſalm 6, Vers 13). Er führte darin weiter aus, daß es ein großes Glück ſei, wenn chriſtliche Herrſcher mit einander innig und in gutem Vernehmen lebten und gab die rechtmäßigen Mittel zur Erlangung und Erhaltung dieſer Einigkeit an. Nun begann die Muſik von Neuem. Zuerſt ertönten die feinen Discantſtimmen der jüngeren Knaben, unter denen vornämlich zwei, welche als Engel gekleidet waren, ſich auszeichneten, indem ſie mit ihren Nachtigallkehlen den Engelsgeſang nachahmten, mit großer Kunſt und bewundernswerther Geläufigkeit der Zunge trillerten. Hierauf vernahm man auch die Tenorſtimmen der ältern Knaben und zuletzt fielen die Altiſten und Baßiſten, unter Begleitung der Inſtrumentalmuſik, mit ihren tiefen Stimmen ein, ſo daß eine liebliche, den Ohren ſchmeichelnde Harmonie entſtand. Indeſſen drängte ſich das fürſtliche Gefolge um den Herzog, welcher „ſtrahlend auf ſeinem Throne ſaß.“ Zuletzt, als die Orgel das Zeichen zum Schlußchor gab, der kräftig durch die hohen Kirchenhallen erſchallte, nahte ſich der Ordensherold dem Herzog von Neuem, welcher unter deſſen Vorantritt zum Altar trat, um das bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnliche Opfer darzubringen. Es beſtand aus fünfzig neugeprägten Dukaten mit ſeinem Bilde, dem wirtenbergiſchen Wappen und dem Reichsadler, welche nachher unter die Armen vertheilt wurden. Dann bewegte ſich der ganze Zug in derſelben Ordnung, wie er gekommen war, unter Trompetengeſchmetter und dem donnernden Beifallsrufen der Zuſchauer ins Schloß zurück.

Nachdem die Letzten des Zugs den Schloßhof betreten

hatten, schloß sich hinter ihnen das Thor, die Zuschauer aber standen noch eine geraume Weile gaffend da und die Fremden unter ihnen bewunderten die kunstreiche Bildhauerarbeit, mit welcher Herzog Friedrich das Thor hatte verzieren lassen, und stritten sich über die seltsamen Gestalten, welche so wild auf sie herabschauten. Eine ansehnliche Zuhörerschaft aber hatte sich um einen jungen, zierlich gekleideten Mann versammelt, der ihnen von der Pracht und Zurüstung im Rittersaale erzählte. Es war der herzogliche Sekretär, Rudolph Weckherlin, der als Kunstverständiger an der Ausschmückung des Saales theilgenommen hatte und dessen schon damals sich entfaltendes Dichtertalent, wie seine Kenntniß der neueren Sprachen die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich gezogen hatten. Vornämlich wunderte man sich, daß für den abwesenden König von England eine eigene Tafel aufgestellt sei, auf welche bei jedem der drei Gänge der Mahlzeit dreißig Gerichte kamen. Auch erschien es Vielen lächerlich, daß die Truchseßen mit jeder Schüssel vor dem königlichen Speisenprüfer niederknieen mußten, der dann die Speise kostete, dem Träger derselben einen Bissen in den Mund steckte und sie hierauf unter vielen Bücklingen auf die Tische stellten, und als der Sekretär ferner erzählte, daß zwei Adeliche mit Waschwasser und Handtuch sich der Tafel nähern und beides knieend dem königlichen Stuhle darreichen mußten, entstand ein helles Gelächter. Der Sekretär aber sagte: Ländlich, sittlich, ihr Herrn, so geschieht's seit Jahrhunderten in England; auch wenn der König abwesend ist, wird seine Tafel mit

Speiſen und Getränken beſetzt und bedient, als ob er gegenwärtig wäre. Wie ich geleſen habe, hat dieſe Sitte einen traurigen Urſprung. Im Jahre 1399 wurde König Richard von England abgeſetzt und ſein Verwandter, Herzog Heinrich von Lancaſter beſtieg den Thron. Der ließ den abgeſetzten König in ein Gefängniß zu Pontefract ſetzen, wo er jämmerlich vor Hunger ſterben mußte. Denn man ließ ihn von den Speiſen, mit denen ſein Tiſch jeden Tag reichlich beſetzt wurde, Nichts genießen und rüſtete auch noch einige Tage nach ſeinem Tode ſeine Tafel zu, als ob er lebte. So hat mir auch der edle Herr von Bouwinghauſen erzählt, daß man mehrere Wochen lang vor dem Tod der ſeligen Königin Eliſabeth, obwohl ſie damals nicht mehr zur Tafel ging, dieſe doch alltäglich, wie in früheren Zeiten, ausſtattete. — Ein ſonderbarer Brauch aber bleibt's immerhin, ſprach einer der Zuhörer, und wenn ich der Speiſeprüfer wäre, ich triebe mein Handwerk recht gründlich und wollte die köſtlichen Leckerbiſſen prüfen, daß es eine Luſt ſein ſollte, mir zuzuſchauen. — Da möcht' ich lieber der Mundſchenk ſein, ſagte ein Anderer, der zu jedem Gericht einen friſchen vollen Becher ſetzen muß, ich wollt' trinken — bis du umfielſt, Martin, unterbrach ihn der erſte; das haſt du auch ſchon oft gethan, ohne der Mundſchenk des Königs von England zu ſein. — Geht es dich etwas an, du Vielfraß und Leckermaul? erwiederte Martin, aber horch da ſchmettern droben im Schloſſe die Trompeten, das iſt das Zeichen, daß ſie jetzt zur Tafel gehen; weil man aber jetzt ſonderbarerweiſe vergeſſen hat, mich auch einzuladen, ſo

will ich mich jetzt in den Adler begeben und mir's wohl ſein laſſen; denn ſo ein Feſt kommt nicht alle Tage.

Die Umſtehenden zauderten nicht, Martin's Beiſpiel zu folgen und in kurzer Zeit ſah man auf dem Platze Niemand mehr als eine Schaar zerlumpter Bettler, welche in Erwartung des Abtrags vom Mahl des Hofgeſindes, den man ihnen verſprochen hatte, ſich indeß an den ſüßen Düften labten, welche ein leichter Wind vom Speiſeſaal her ihnen zuführte. Schnuffelnd erhob einer von ihnen die lange Naſe und ſprach: Jockele, wenn d'Brota ſo riechet, müßt ſe wärle gut ſei. — Jo, ſo riechet ſe, Hansjörg, entgegnete der Angeredete, i hans ſelber a mol g'ſpürt, wo ſe en Brota an mer verbeitrage hent.

Das Mahl am heutigen Feſtestage war aber wirklich auch ganz dazu geeignet, um den verwöhnteſten Feinſchmecker jener Zeit zu befriedigen. Luft, Erde und Waſſer lieferten dazu, was ſie Köſtliches hatten, auch der Pfau, noch prangend im bunten Farbenglanze ſeines Schweifes, einſt das Hauptgericht bei feſtlichen Rittermahlen, fehlte nicht, und damit nicht nur der Gaumen, ſondern auch das Auge ergötzt werde, ſah man kunſtreiche Schaueſſen aufgeſtellt. Ein Mann von gewaltiger Größe, welcher den Herkules vorſtellte, ſchlug zwei Gegner nieder; Minerva im vollen Waffenſchmuck ſtand auf einem von vier Säulen getragenen Bogen, unter welchem die Bekehrung des Apoſtels Paulus dargeſtellt war; Merkur, der Götterbote, ſchwang ſeinen Heroldſtab und ein nackter Reiter gallopirte auf einem weißen Roß dahin. Aus grünen Zweigen von Pomeranzenbäumen, welche voll von

Früchten hingen, waren kunſtreich fünf Waldmenſchen gebildet. Die beſten Weine, welche das Land hervorbrachte, waren im Ueberfluß vorhanden, und abwechſelnd ſpielten die wirtenbergiſchen und die engliſchen Muſiker. Der Herzog, Lord Spencer und der Herold ſaßen jeder an einer beſondern Tafel, die Herzogin aber in der Mitte ihrer fünf Söhne und fünf Töchter, nahm die fünfte Tafel ein. Die übrigen Gäſte hatte man in andern Zimmern untergebracht und drunten in der Turnitz lärmte, ſang und jauchzte beim reichlichen Mahl das Hofgeſinde.

Nach geendeter Mahlzeit begaben ſich die herzogliche Familie und ihre Gäſte in ihre Gemächer zurück, um ſich zum Balle anzukleiden, zu welchem ſie bald der Trompeten heller Klang in den feſtlich geſchmückten Tanzſaal rief. Herzog Friedrich allein war noch in voller Ordenstracht und nahm daher auch keinen Theil am Tanze, den nun der engliſche Geſandte mit der Herzogin Sibylla durch ein Menuet eröffnete. Ihnen folgte der Ordensherold mit Sibylla Eliſabeth, der älteſten Tochter des Herzogs. Der lauteſte Beifall wurde dem Reigentanz zu Theil, welchen die fünf fürſtlichen Geſchwiſterpaare zuſammen aufführten, nachdem ſie zuvor paarweiſe getanzt hatten. Sibylla Eliſabeth, ausgezeichnet durch ihre ſchöne Geſtalt, ihr holdes Angeſicht, die reiche Fülle blonder Locken und die Anmuth ihrer Bewegungen, [illegible] ihrem älteſten Bruder Johann Friedrich; Eva [illegible] mit dem ſchlanken hochaufgewachſenen Ludwig [illegible] Agnes mit Julius Friedrich, Barbara mit [illegible] zehnjährigen, aber durch Größe und Fülle [illegible]

bemerkbaren Friedrich Achilles, und die siebenjährige Anna mit dem neunjährigen Magnus, deren unbefangene kindliche Fröhlichkeit die Zuschauer sehr ergötzte. Nach althergebrachter Sitte begleiteten vier Adeliche mit Windlichtern jedes Paar. Vor allen schauten die fürstlichen Eltern auf die muntern, blühenden Kinder, wie sie in gemessenem Takte sich bald gegen einander, bald wieder rückwärts bewegten und die kunstreichen Verschlingungen und Entwicklungen des Tanzes so zierlich und genau ausführten. Hierauf wurde der Tanz allgemein. In langer Reihe, sagt Cellius, saßen die edlen Frauen und Fräulein da, Göttinnen und Nymphen gleich, mit Gesichtern wie Milch und Blut, geschmückt mit kostbaren Kleidern, goldenen Ketten und Halsbinden, Armspangen und Ringen, auf die Tänzer harrend, welche sie ehrerbietig aufforderten und in die Reihen der Tanzenden führten. Fremde und Einheimische. Adeliche und Hofleute nahten sich der Damen blühendem Kreis und manchem Paare sah man es an, daß nicht allein das Vergnügen des Tanzes, sondern ein noch innigeres Gefühl es zusammengeführt hatte. Während der Pausen boten reichgekleidete Diener Erfrischungen herum, überzuckerte Mandeln, eingemachte Früchte und allerlei Backwerk, auch Wein in vergoldeten Pokalen. Der Ball endete, wie er begonnen hatte, mit einem Tanze des englischen Gesandten und der Herzogin, des Ordensherolds und ihrer ältesten Tochter. Nun erst legte der Herzog seine Ordenskleidung ab und das Abendessen fing an, wobei ein Theil des Gefolges des englischen Gesandten die Ge-

ſchichte der Suſanna unter großem Beifall aufführte. Am nächſten Tage, nach genoſſenem Frühmahl, rief der Klang der Hörner Einheimiſche und Fremde zur Jagd in Schönbuchwalde. Im Schloſſe zu Waldenbuch übernachtete der Herzog mit ſeinen Gäſten, wo ſie den kunſtreich, in Geſtalt einer Buche, gearbeiteten Willkommbecher austrinken mußten. Am 8. November wurde die Jagd fortgeſetzt und die Fremden verwunderten ſich beſonders über die Menge von Wildſchweinen, welche dabei erlegt wurden. Das Schloß zu Tübingen bot ein bequemes, geräumiges Nachtlager und der nächſte Tag wurde der Beſichtigung des Collegium illustre, jener vom Herzog Ludwig begonnenen, von Friedrich vollendeten Bildungsanſtalt für junge Adeliche und Fürſtenſöhne, und andern Merkwürdigkeiten der Stadt gewidmet. Von hier führte der Herzog ſeine Gäſte über Nürtingen nach Kirchheim und kehrte am 12. November mit ihnen nach Stuttgart zurück. Hier vertheilte er reiche Geſchenke unter ſie, ſilberne und goldene Pokale und andere Gefäße, Ketten, an welchen ſein Bildniß hing, und an die Dienerſchaft neugeprägte wirtenbergiſche Dukaten. (Die Geſchenke wurden auf 12,000 fl., die für den Geſandten allein auf 5000 fl. geſchätzt; der Ordensherold erhielt neben des Herzogs Kleidung, Schwert und Dolch noch 1000 Thlr., ſein Sohn einen goldenen Becher mit 100 Thalern). Als hierauf am 14. November die Geſandtſchaft die Heimreiſe antrat, gab Friedrich ihr noch das Geleite bis Hohenasberg, einige Hofleute und Adeliche aber mußten ſie bis Speier begleiten.

Im April 1604 erſchien dann eine wirtenbergiſche Geſandtſchaft beim Ordensfeſt in Windſor, um dem König Jakob zugleich den Dank des Herzogs für ſeine Aufnahme in den erlauchten und berühmten Orden des Hoſenbandes abzuſtatten. Friedrich ſelbſt aber beging das Ordensfeſt jedes Jahr zu Stuttgart mit großen Feierlichkeiten.

Die Goldmacher und die Juden.

In einem Gemach des alten Schloſſes ſaß zornfunkelnden Blickes Herzog Friedrich und vor ihm ſtand zitternd ein Mann mit grauen Haaren, welche ſein tiefgefurchtes, von Leiden und Kummer entſtelltes, Antlitz beſchatteten. Es war der Goldmacher David Bürkheimer, welcher mit drei Gehülfen im Frühling 1596 in Stuttgart angekommen war und dem Herzog ſeine Dienſte angeboten hatte. Betrogen habt ihr mich, rief Friedrich; ihr gebt euch für einen großen Künſtler aus und verſprecht mir, aus jedem Mark Silbers acht Loth Gold zu liefern und was habt ihr geleiſtet? Aber ihr ſollt mir dafür büßen. — Gnade! Gnade! flehte auf die Knie ſinkend der Alchymiſt, ich ſelbſt bin betrogen worden; ich war ein wohlhabender Mann und konnte gemächlich leben, da kam der verruchte Johann Haſenbüchler und beredete mich, Gold mit ihm zu machen. Mein Vermögen ging in Rauch auf, der böſe Schalk aber wußte mich immer noch im Wahne zu erhalten, als ob an ſeiner vorgeblichen Kunſt etwas Wahres ſei und überredete mich, mit ihm zu Euer Durchlaucht zu gehen, die als ein Lieb-

haber der edlen, vortrefflichen Kunſt der Alchymie uns gut aufnehmen würden. Jetzt hat er ſich mit ſeinen beiden Genoſſen heimlich entfernt und mich allein als Ziel des gerechten Zornes Euer Durchlaucht überlaſſen.

Ihr ſchmäht noch die Kunſt, entgegnete der Herzog, da doch nur eure und eurer Spießgeſellen Unwiſſenheit Schuld iſt am Mißlingen eurer Verſuche. Wenn ihr nichts verſtandet, warum wolltet ihr denn mich betrügen; meint ihr, jeder Landſtreicher dürfe kommen und ungeſtraft meine Gnade mißbrauchen? Fort mit euch; im Kerker ſollt ihr erkennen lernen, daß ihr ein unwiſſender Tropf und ein Betrüger ſeid. Morel, ſprach er zu ſeinem Leibdiener ſich wendend, ſorgt dafür, daß dieſer Menſch wohlverwahrt ins Gefängniß gebracht wird.

Der beſtürzte Goldmacher ließ ſich ohne Widerſtand fortführen; Morel übergab ihn der Wache im Vorzimmer draußen, deren Anführer er die ſchärfſte Wachſamkeit anempfahl, damit der Gefangene nicht entwiſche und kehrte dann wieder zu ſeinem Herrn zurück. Euer Durchlaucht hatten ganz Recht, ſprach er, daß Sie den Kerl einen unwiſſenden Betrüger nannten; ich hab's ihm gleich angeſehen, daß er Nichts verſteht; aber heute iſt einer zu Stuttgart angekommen, der ſcheint mir der rechte Mann zu ſein.

Wo iſt er und wie heißt er? unterbrach ihn haſtig der Herzog. — Nun, dieſen Morgen, fuhr Morel fort, als Euer Durchlaucht mich zum Herrn von Bouwinghauſen ſchickte, ſah ich die Leute zuſammen laufen und als ich mich erkundigte, was es gebe, ſagte man

mir, da sei eben ein vornehmer Herr mit starkem Gefolge den besetzten Weg heruntergeritten, man wisse nicht, sei es ein Graf oder gar ein Prinz. Nachdem ich daher meinen Auftrag ausgerichtet hatte, begab ich mich in den Adler, wo, wie ich erfuhr, der Fremde abgestiegen war. Ich erkannte bald, daß man mich nicht falsch berichtet hatte; ich erblickte da sechs oder sieben Diener in kostbaren Livreen und hörte, daß der fremde Herr etlich und zwanzig Pferde, zum Theil mit reicher Ladung, gebracht und auch seinen eigenen Stallmeister habe. Den suchte ich nun sogleich auf und fand an ihm einen recht freundlichen gefälligen Mann. Er ist vom Adel und heißt Johann von Werden; sein Herr aber, wie er mir sagte, ist der berühmte Alchymist, Georg Honauer, Freiherr zu Brunnhof und Grabenschütz, der gerade auf einer Reise nach Madrid, wohin ihn Seine königliche Majestät von Spanien berufen haben, begriffen ist. — Das wäre ein Mann für mich, rief der Herzog, von seinem Sitze aufspringend, den soll mir der König von Spanien nicht wegschnappen. Geh' Morel uud erkundige dich näher nach dem Fremden; er wird wohl Stuttgart nicht verlassen wollen, ohne das Schloß und den Lustgarten zu sehen. — Ihre Durchlaucht kennen mich, sprach der Leibdiener, ich habe deßwegen schon auf den Busch geklopft, ganz behutsam natürlich und schlau, und so weiß ich denn, daß der Freiherr von Grabenschütz Eurer Durchlaucht gerne auch die Aufwartung machen würde, wenn er nur wüßte, ob dieselben ihm die Gnade erweisen wollen und ihm eine Audienz gewähren. — Wenn er dar-

um, wie ſichs gebührt, anhält, warum nicht? ſagte der Herzog und Morel verſprach, die Sache gehörig einzuleiten.

Indeß ſaßen im Adler der Freiherr und ſein Stallmeiſter, in eifrigem Geſpräch begriffen, bei einander. Du wirſt doch, ſprach erſterer zum letzteren, bei deinem Geſpräch die nöthige Vorſicht nicht vernachläßigt haben? — Sei ohne Sorgen, Georg, erwiederte dieſer, es wird nicht lange anſtehen, ſo kommt er wieder und berichtet mir, daß der Herzog dich zu ſprechen wünſche; ſpiel nur du deine Rolle gut, dann dürfen wir hoffen, hier einen eben ſo guten Fang zu thun, als beim Herzog von Teſchen. — Es iſt mir diesmal bei der Sache doch nicht ganz wohl zu Muthe, ſagte der Freiherr, der Herzog von Wirtenberg, hab' ich mir ſagen laſſen, iſt ein gar kluger Herr und läßt überdies nicht mit ſich ſpaſſen. So eben erzählte mir der Wirth, man habe vorig einen Goldmacher ins Gefängniß geführt, weil er den Herzog durch falſche Vorſpiegelungen von ſeiner Kunſt betrog. — Das wird ſo ein Lump geweſen ſein, entgegnete der Stallmeiſter, wie wir ſie wirklich zu Dutzenden herum laufen ſehen, der alle ſeine Habe im Wanderbündel trug, ein einfältiger Tropf, welcher nicht Schlauheit genug zu ſeinem Handwerk beſitzt. Pfui, ſchäme dich, Georg, mit ſolchen Menſchen dich zu vergleichen. — Du haſt Recht, erwiederte dieſer, es war ſchwach von mir, daß ich dadurch mich ſchrecken ließ, aber ich weiß nicht, wie dieſe plötzliche Furcht an mich kam, beſitze ich doch ſonſt eine gehörige Portion von Unverſchämtheit. — Das iſt das

wahrſte Wort, das ich dich je ſprechen hörte, ſagte der Stallmeiſter lachend; jener aber fuhr fort: Iſt Alles, was wir brauchen, gehörig vorbereitet? — Alles, war die Antwort, Goldpulver, nämlich Kreide und Schwefel, haben wir in hinreichender Menge und Tiegel ſind auch einige zugerüſtet, die Bodendecke von Blei iſt gar künſtlich eingefügt und darunter liegt ein Stück feines Gold von der Kette, welche der Graf von Holſtein dir verehrte, zum Dank dafür, daß du ihn nur um Weniges betrogſt.

Die Reihe wird auch noch an ihn kommen, ſprach der Freiherr; du weißt aber, wie es gegenwärtig mit uns ſteht; wir müſſen einen tüchtigen Fang thun, wenn wir unſer luſtiges Leben fortſetzen wollen. Da hörte der Stallmeiſter die Stimme Morels unten. Horch! der Leibdiener kommt, ich will ihn ſogleich empfangen und morgen ſchon ſoll unſer Geſchäft angehen. Nach kurzer Zeit kam er mit Morel zurück, der dem vermeintlichen Freiherrn große Ehrfurcht bewies und mit welchem die beiden Betrüger — denn daß ſie dies waren, hat ihr Zwiegeſpräch dem geneigten Leſer ſchon gezeigt — nun die Art und Weiſe, wie Honauer um eine Audienz anhalten ſollte, abmachten. Sie luden ihn zu einem Veſpertrunk ein und wußten liſtig von ihm des Herzogs Charakter und ſeine Schwächen zu erforſchen. Morel aber, welcher ſeine Freunde im Hirſch durch einen neuen Zweig ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe überraſchen wollte, ſagte: Gnädiger Herr! ich verſteh zwar auch ein wenig von eurer edlen Kunſt und habe oft ſchon zugeſchaut, wenn ſie im alten Luſthaus laborirten, aber nehmts nicht übel,

wenn ich euch als einen ſo hochgelehrten Meiſter bitte, mir noch weitere Belehrung darüber zu ertheilen. Das thue ich herzlich gerne, Herr Leibdiener, entgegnete Honauer, für jetzt will ich euch darüber etwas im Allgemeinen ſagen; wir werden ſchon noch Gelegenheit haben, weiter über dieſen Gegenſtand zu ſprechen. Hierauf hub er ſo ernſthaft, als er nur immer vermochte, an zu ſprechen: Die Alchymie iſt eine ſolche Kunſt, durch deren Hülfe man, als welche von den Anfängen der Natur herrühret, ein jegliches Metall in gutes und rechtes Gold und Silber verwandeln kann. Dieſe heimliche und verborgene Kunſt hat gleichſam einen lebendigen Athem und Seele; denn ſie kann verwandeln und gibt ihres Gleichen von ſich. Auch iſt ſie ein **principium vegetabile** oder ein ernährender Anfang, was daraus genügſam abzunehmen iſt, daß ſie verwandelt. Ueberdieß iſt auch das gewiß, daß die **Vegetation** und **Animation** Werke und Geſchäfte dieſer Heimlichkeit ſind, nicht zwar eigentlich und für ſich ſelbſt, ſondern **subjective** oder als Dinge, damit ſie fürnämlich umgeht. Und zwar ſo hat dieſe Wirkung der heimlichen Kunſt mehr nicht als eine einige eigene Qualität oder Eigenſchaft, die andern Geſchäfte aber **subjective** als Werke, damit ſie umgeht; denn was vegetirt, transmutirt oder verwandelt und minirirt, das iſt ja ein **subjectum, vegetatum, animatum** und **mineratum.** Sonſten aber hat ſie auch ihre **passiones,** ſo mit den **actionibus** oder Wirkungen übereinkommen, als da ſind: die **vegetata, animata, transmutata** und die **minerata.** Aus dieſen **actionibus** oder Wirkungen

kommen die andern oder zweiten, als da iſt, das **vegetare, transmutare** und **animare** und von dieſen allen entſteht die herrliche Kunſt der Alchymie. —

Was ihr Gnaden da ſagen, unterbrach hier Morel den Alchymiſten, iſt gar ſcharfſinnig und hochgelehrt, mir aber noch nicht recht verſtändlich. — Das eben iſt der hohe Vorzug der Alchymie, antwortete Honauer, daß ſie Anfangs ſo unverſtändlich erſcheint; aber wartet nur, Herr Leibdiener, ſo bald ihr weiter in ihre wundervollen Geheimniſſe eindringt, wird euch Alles verſtändlich werden. Diejenigen, ſo ſich in dieſer Kunſt der Alchymie zu üben begehren, müſſen nachfolgende 4 Stücke, als ohne welche unmöglich iſt, etwas Fruchtbarliches in derſelben auszurichten, an ſich haben, nämlich, daß ſie ſich keine Zeit dauern laſſen, keine Mühe und Fleiß ſparen, geduldig ſind und das Vermögen haben. Wenn ihnen nur ein einziges dieſer 4 Stücke mangelt, können ſie nichts Gutes und Löbliches ausrichten. Endlich erfordert dieſe Kunſt auch verſtändige und ſcharfſinnige Leute; denn die andern, ſo eines geringen und groben Verſtandes ſind, erlangen nicht allein keine Ehre, ſondern thun auch der Kunſt vielmehr eine Schande an, in dem ſie dieſelbige, als welche ſie mit ihrem Unverſtand nicht erreichen können, als falſch und unwahrhaftig und daß die Kunſt, Gold und Silber zu machen, Anderes nichts als ein lauteres Lügenwerk und ungegründetes Geſchwäz ſei, ausſchreien und ſchmähen. — Ganz das nämliche, ſagte Morel, hab ich Seiner Durchlaucht ſchon mehrmals ſagen hören und einen ſolchen unverſtändigen Pfuſcher erſt

heute noch ins Gefängniß ſpediren helfen. Doch es iſt Zeit, daß ich weiter gehe, wir werden aber noch mehr Gelegenheit haben, mit einander über die Wunderkunſt zu ſprechen; denn ich zweifle ſehr daran, daß mein durchlauchtiger Herr euch ſobald wird weiter ziehen laſſen, Herr von Grabenſchütz.

Nur eins noch, werther Freund, ſagte Honauer, über die beſte und bequemſte Zeit, das große Werk zu beginnen. Nachdem ihr Alles wohl präparirt und angeordnet habt, fangt es in Gottes Namen mitten im Herbſtmonat an, damit ihr es ungefähr gegen die Mitte des April vollenden möget, in der Stunde und am Tag des Merkurii oder Jovis, wenn der Mond zwar in ſeinem Zunehmen, jedoch in keinem böſen Zeichen iſt. Dieſelbe belangend, muß dieſelbe auch in einem guten Zuſtande ſein und keinen böſen Aſpekt haben, in Summe, der ganze Himmel ſoll und muß zu der Stunde, wenn ihr es anfangt, ſich geneigt und gütig erzeigen. Damit ihr aber noch ſicherer und gewiſſer fahret, ſo fragt zuvor andere wohlgeübte Alchymiſten oder Aſtrologen um Rath, wie ihnen der Zuſtand des Himmels bedünke, damit nicht etwa eine böſe Influenz euch hindere. Denn wiewohl etlich thörichte und unerfahrene Tropfen vorgeben, es ſei hiebei von ſolchen **observationibus** des Himmelslaufs nichts zu halten, ſo ſage ich doch, daß an denſelbigen nicht wenig gelegen und weiß, daß deren viel, ſo es aufs Ungefähr hinein gewagt und den Zuſtand der Geſtirne nicht geachtet, all ihr Habe und Gut damit hindurch gebracht. Leſet nur den Albertum Magnum, ſo

werdet ihr sehen, wie fleißig derselbe die Gestirne wahrgenommen und wie trefflich es ihm allezeit gelungen. — Hier endigte der Alchymist seine Vorlesung und voll Ehrfurcht vor seiner tiefen Weisheit verließ ihn Morel, um dem Herzog den Erfolg seiner Sendung zu berichten, wobei er die großen Einsichten Honauers gehörig herauszustreichen nicht vergaß.

Am nächsten Morgen schon hatte der angebliche Freiherr eine Audienz bei Friedrich und wußte diesen so für sich einzunehmen, daß der Herzog ihm volles Vertrauen schenkte. Er selbst führte ihn ins alte Lusthaus, wo sich die Werkstätte der geheimen Kunst befand. Es war ein steinernes gewölbtes Gemach, welches für Uneingeweihte in der Alchymie einen sonderbaren merkwürdigen Anblick bot. Da sah man Gefäße von mannigfacher Gestalt, krumme, kürbisförmige Brennkolben von Glas oder Zinn mit langen Hälsen und Schnäbeln, zuckerhutförmige und rundliche Brennhelme vom nämlichen Stoff, gläserne Destillirgefäße mit zwei Armen oder sogenannte Pelikane, Schmelztiegel, Krystallkugeln und Spiegel, auch sonst noch andere seltsame Geräthschaften. Große Haufen von Kohlen und Sand, Stangen von Blei und Eisen lagen da; in einem großen Kasten mit vielen Fächern aber befanden sich mancherlei andere zu alchymistischen Versuchen nothwendige Stoffe, Vitriol, Alaun, Salpeter, Salz, Korallen, Schwefel, Arsenik, Glasgalle, Grünspan, Pech, Drachenblut, Weinstein, Bolus, Bleiweiß, Spießglanz, venetianische Seife und dergleichen. In der einen Ecke befand sich ein thurmähnlicher Ofen, von Backsteinen

aufgemauert; der in der andern Ecke ſtehende Ofen war von runder Geſtalt, und hatte einen mit vielen Oeffnungen verſehenen Deckel; außer ihnen erblickte man auch noch einige Heerde in dem Gemach.

Honauer prüfte dieſe Gegenſtände lange mit ächter Kennermiene; hierauf ſagte er: Euer Durchlaucht haben hier ein ſchönes Laboratorium; nur eines vermiß ich, den philoſophiſchen Thurm, einen gar kunſtreichen, zu allen Arbeiten ſehr nützlichen Ofen, den ich zu Siena bei dem großen Meiſter, Johann Baptiſt Birelli, geſehen habe. — Wißt ihr vielleicht, wie man ihn baut, fragte der Herzog und erhielt zur Antwort: Allerdings; zuerſt wird ein hohles Viereck von guten Backſteinen aufgeführt, an jede Seite deſſelben fügt man dann einen ſchmalen runden Thurm, um die Deſtillirkolben darauf zu ſetzen; wenn man aber die Kohlen auf den im Viereck befindlichen Roſt ſchüttet und anzündet, ſo brennt das Feuer mindeſtens zwölf Stunden lang, ſobald man nur den Ofen oben wohl verſchließt und in den Thürmen ſteigt eine gewaltige Hitze empor. — Solch ein Ofen ſoll bald auch hier in der noch leeren Ecke ſtehen, ſagte Friedrich, rief dem Aufſeher über ſeine Laboranten, Florian Keppler, und befahl ihm, ſogleich Anſtalten zu treffen, daß unter der Leitung des Alchymiſten ein ſolcher philoſophiſcher Thurm gebaut werde.

Ich habe auch, fuhr Honauer fort, eine neue gar bequeme Art von Tiegeln bei mir, von denen ich einen herſchaffen ließ; zugleich nahm er den Tiegel aus den Händen des Stallmeiſters, erklärte dem Herzog deſſen

Vorzüge und ſtellte ihn dann neben andere Gefäße derſelben Art.

Noch einmal betrachtete er hierauf die Geräthſchaften, bis er ſah, daß Friedrich einige Zeichen von Ungeduld blicken ließ, worauf er ſich an ihn wendete und ſprach: Wenn Eure Durchlaucht es erlauben, ſo geb ich nur eine kleine Probe meiner Kunſt; in dem Kölbchen habe ich etwas von meinem Goldpulver, dort liegt ein Stück Blei und hier ſind ja Tiegel genug bei der Hand. Wohlweißlich aber ergriff Honauer ſeinen eigenen Tiegel, legte das Blei hinein, ſchüttete das Pulver darauf und zündete ein Kohlenfeuer darunter an. Dann bat er Friedrich und alle Anweſenden, das Gemach zu verlaſſen, ſchloß dieſes ab und überreichte den Schlüſſel dem Herzog, auf welchen die Ruhe und Kaltblütigkeit des Alchymiſten großen Eindruck machte. Er wandelte mit ihm einige Zeit im Garten auf und ab, bis Honauer ihn erinnerte, daß jetzt die Verwandlung vorgegangen ſein werde. Der Herzog ſelbſt ſchloß die Thüre wieder auf und trat raſch zum Tiegel, aus welchem ihm ein Stückchen Gold entgegen glänzte. Keppler mußte es ſogleich prüfen und verſicherte, daß es vom reinſten Gehalt ſei. Friedrich war hocherfreut; ihr dürft mich ſobald nicht verlaſſen, Herr von Grabenſchütz, ſprach er, es ſoll euch bei mir gewiß ſo gut gefallen, als in Spanien; ihr ſeid von jetzt an mein Gaſt und was ihr wünſcht oder begehrt, ſollt ihr erhalten. Der ſchlaue Goldmacher machte Anfangs einige Schwierigkeiten, entſprach jedoch zuletzt des Herzogs Wunſche, welcher nun ſogleich einigen im Schloſſe

wohnenden Räthen und adelichen Dienern auszuwählen befahl, damit Honauer ja eine recht ſtattliche Wohnung erhalte. Auch ſtellte er ihm für ſich und alle die Seinigen einen Schirm- und Freibrief aus, ſchloß mit ihm einen Vertrag, daß beide Verluſt und Gewinn gleich theilen wollen und gebot Keppler, alles Nöthige herbei zu ſchaffen, ſonſt aber ſich nicht in des Alchymiſten Sache zu miſchen.

Am Abend dieſes verhängnißvollen Tages ſaßen der Freiherr und ſein Stallmeiſter gar treulich bei einander in einem ſchönen Gemache des Schloſſes und freuten ſich ihrer gelungenen Liſt, wobei ſie übrigens auch an einen Rückzug für den Fall der Noth dachten.

Während dieſer ſaubern Unterhaltung klopfte es an der Thüre und herein trat Morel; er trug zwei goldene Ketten mit Medaillen, worauf des Herzogs Bild zu ſehen war, in der Hand; die eine mit Edelſteinen verzierte übergab er Honauer, die andere deſſen Stallmeiſter und ſprach: Seine Durchlaucht läßt euch Ihren gnädigſten Gruß entbieten und überſendet euch dieſe Ketten als ein kleines Andenken. — Ihre Durchlaucht beweiſen uns zu viel Gnade, antwortete der Goldmacher, ich werde derſelben aber meinen unterthänigſten Dank perſönlich abſtatten. — Ja, fuhr Morel fort, der durchlauchtigſte Fürſt iſt ein gar generöſer Herr, wenn es gilt, Männer von wahrem Verdienſt zu belohnen; nur gegen Pfuſcher, Stümper und Betrüger zeigt er ſich ſcharf. Daß aber eure Gnaden dieß nicht ſind, haben ſie heut bewieſen. Wenn ich das Geheimniß wüßte, ein ſolches Pulver zu

vergangen, ich machte mir einen ganzen Haufen davon, schaffte etlich tausend Centner Blei an und wollte dann herrlich und in Freuden leben, wiewohl ich mit meiner jetzigen Lage auch nicht unzufrieden bin. — Ei! Herr Leibdiener, entgegnete der Alchymist, man muß auch an seinen Nebenmenschen denken; das ist eben ein Beweis unsrer edlen vortrefflichen Kunst, daß wir Alchymisten unsere geheimen wunderbaren Kenntnisse auch andern mittheilen. Was ihr bisher gesehen habt, ist nur eine Kleinigkeit; ich vermag noch viel Größeres zu leisten. Wenn ich Zeit bekomme, will ich demnächst euch einmal wieder **aurum potabile** verfertigen; das ist eine Arznei von solchem Vermögen und solchen Kräften, dergleichen kein Mensch auszusprechen vermag. Auch den **lapidem philosophicum** oder den Stein der Weisen, das große Magisterium oder die rothe Tinktur genannt, versteh' ich zu verfertigen, wiewohl das eine nicht nur schwierige, sondern auch langwierige und kostbare Sache ist; wenn man ihn aber einmal hat, so ist man für alle Mühen und Kosten auch genug belohnt; denn dieser Stein besitzt die wunderbarsten Kräfte, er heilt alle Krankheiten und verwandelt alle Metalle in Gold. Nach diesen Reden, deren Eindruck auf den Leibdiener dem Alchymisten nicht entging, verbreitete sich derselbe über andere Mittel, Gold und dergleichen zu bereiten und gab die Recepte dazu an.

So weihte der Alchymist den Leibdiener in seine geheimnißvollen wunderbaren Künste ein und dieser unterließ nicht, dessen große Kenntnisse dem Herzoge gehörig

herauszustreichen. Sobald der philosophische Thurm fertig war, begann Honauer, anscheinend mit großem Eifer, seine Arbeit und Friedrich besuchte ihn fleißig dabei. Der listige Goldmacher wußte diese Besuche klug zu benützen, um seine Gunst immer mehr zu gewinnen, seine Begierde immer höher zu entflammen; dafür erhielt er von Zeit zu Zeit reiche Geschenke von Friedrich und wurde mit seinem Gefolge aufs Beste traktirt. Die stolzesten Hofleute bewarben sich um seine Gunst und er ging mit ihnen wie mit seines Gleichen um, trank auch „auf den Dauz" mit ihnen und unterhielt sie mit mancherlei Kunststücken. Einmal legte er Mittags ein Ei in Sonnenschein, welches sich zur Verwunderung aller Zuschauer frei in die Luft erhob, ein andermal beschüttete er die Wurzeln eines Apfelbaums mit einem gewissen Pulver und nach kurzer Zeit fiel ein Apfel nach dem andern vom Baum; er bewirkte, daß Fische in einem Teich ihm von selbst zuschwammen, fing sie und bereitete sie in einer papierenen Pfanne zu. Bei den Hoffräulein empfahl er sich, indem er sie die Sommersprossen vertreiben und eine schöne Schminke bereiten lehrte. Bald war ganz Stuttgart voll vom Lob des großen Tausendkünstlers, in Gesellschaften und Wirthshäusern erzählte man die unglaublichsten Dinge von ihm und seinem Stallmeister, — denn ihn selbst sah man nur in der Gesellschaft von Adelichen und Hofleuten — der mit Morel die Zusammenkünfte der Bürger besuchte, trug durch seine Erzählungen treulich dazu bei, die hohe Meinung, welche man von seinem Herrn hatte, noch mehr zu steigern.

Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht; die Wahrheit dieses Sprichworts sollte auch Honauer erfahren. Er beeilte sich natürlich bei seinem Hauptwerke nicht sehr, obwohl der Herzog der Beendigung desselben mit gespannter Erwartung entgegensah; denn nicht weniger als fünf Centner Heidenheimer Eisen sollten dadurch in Gold verwandelt werden. Friedrich wurde ungeduldig und als Honauer alle andern Ausflüchte und Entschuldigungen erschöpft hatte, erklärte er auf einmal, das Heidenheimer Eisen sei zu weich, er müsse anderes aus Mömpelgard haben.

Sogleich erging dorthin der Befehl, alles im Zeughaus daselbst vorräthige Eisen nach Stuttgart zu liefern und der Goldmacher gewann eine neue Frist, welche er wohl zu benützen wußte. Vom Herzog hatte er neben den reichen Geschenken mehrere Edelsteine erhalten, welchen er einen schönen Glanz verschaffen zu können sich rühmte; sein Stallmeister aber hatte da und dort bei wohlhabenden Bürgern der Stadt unter allerlei Vorwänden Geld entlehnt, von Einigen, welche eine so gewinnreiche Kunst, wie das Goldmachen, auch lernen wollten, Vorschüsse empfangen und so brachten die beiden Betrüger über 20,000 fl. an Geld und Geldeswerth zusammen. Ihre Pferde hatten sie bis auf drei verkauft und ihre Diener beschlossen sie bis auf einen, welcher auch in den Betrug eingeweiht war, ihrem Schicksal zu überlassen. Ehe noch das Eisen aus Mömpelgard angekommen war, bat Honauer den Herzog um die Erlaubniß, einen Ritt nach Reutlingen machen zu dürfen; sie wurde

ihm nicht verweigert; denn er ließ ja mehrere schwere Kisten von beträchtlichem Umfang zurück, von denen der Stallmeister dem Leibdiener und Andern ganz im Vertrauen mitgetheilt hatte, daß neben andern kostbaren Sachen auch eine beträchtliche Quantität des berühmten Goldpulvers darin enthalten sei. Ganz wohlgemuth verließ Honauer mit seinem Stallmeister und einem Diener an einem trüben Novembertage Stuttgart, hielt sich aber in Reutlingen nicht lange auf, sondern eilte, weiter zu kommen. Als er zu lange ausblieb, ließ der Herzog sich nach ihm erkundigen und so wurde der ganze Betrug entdeckt. In den Kisten fand man nichts als Sand, Steine und anderes unnützes Zeug; die zurückgelassenen Diener aber wußten über ihren entflohenen Herrn nichts anzugeben, da dieser sie erst kurz vor seiner Ankunft in Stuttgart angenommen hatte, und man ließ sie daher nach kurzer Haft frei.

Als Friedrich sich so arg betrogen sah, gerieth er in heftigen Zorn und schwur, den Goldmacher bis in die fernsten Länder Europas verfolgen zu lassen. Der Kloster-Hofmeister zu Weil, Daniel Müller, der mit den Personen der Entflohenen wohl bekannt war, und Georg Porcell, Amtsknecht zu Knittlingen, welcher die Niederlande schon mehrmals bereist hatte, wurden sogleich abgeschickt, mit dem Befehl, den Land- und Leutebetrüger, wo sie ihn treffen, „niederwerfen zu lassen", und einem offenen Briefe an alle Stände und Obrigkeiten, welche gebeten wurden, den Abgesandten alle Hülfe zu leisten, damit sie

Honauer, deſſen Perſon genau beſchrieben wurde, einfangen könnten (den 17. November 1596).

Sie zogen lange umher, bis ſie endlich die Spur der Entwichenen auffanden und erfuhren, daß dieſe ſich zu dem Grafen Adolph von Holſtein und Schaumburg begeben hatten. Sogleich wurde nun Benjamin von Bouwinghauſen an den Grafen geſchickt, um Honauers Auslieferung zu begehren. Der gewandte Betrüger aber hatte dieſen ſchon ſo ſehr für ſich zu gewinnen gewußt, daß der Graf die Auslieferung geradezu verweigerte. Jetzt begehrte der Herzog vom Kaiſer ein Mandat zur Auslieferung Honauers, ſchrieb auch an den Herzog von Braunſchweig und an den Landgrafen von Heſſen und bat ſie, ihm hiebei behülflich zu ſein.

Hierauf ward Bouwinghauſen zum zweitenmal zum Grafen von Holſtein geſchickt. Dießmal hatte die Sendung auch einen beſſern Erfolg; das kaiſerliche Mandat und die Vorſtellungen der beiden Fürſten machten den Grafen nachgiebiger und er lieferte nach kurzen Unterhandlungen Honauer aus, welcher nun nebſt ſeinem Stallmeiſter auf einen Wagen geſchmiedet und unter ſtarker Bedeckung nach Stuttgart geführt wurde, wo er im März 1597 ankam. Die Unterſuchung, die man nun anſtellte, und die im Ausland gemachten Nachforſchungen zeigten, daß der angebliche Freiherr der Sohn eines Goldſchmieds aus Olmütz und ein gar arger Betrüger war, der ſeine falſchen Künſte ſchon an manchen Orten in Polen und Deutſchland ausgeübt, und namentlich den Herzog von Teſchen und einen Freiherrn von Diet-

richſtein um große Geldſummen geprellt hatte. Man machte ihm daher ohne Weiteres den Prozeß und das Stadtgericht zu Stuttgart that den Ausſpruch: Honauer ſolle wegen ſeiner vielfältigen Betrügereien und Diebereien, auch wegen Meineids und anderer ſchlechten Handlungen, dem Nachrichter übergeben, ihm von dieſem auf dem Schloßplatz die Hand abgehauen und er hierauf gehängt werden.

Den Galgen aber, welcher zur Hinrichtung des Betrügers beſtimmt wurde, ließ der Herzog aus dem von Mömpelgard herbeigeführten Eiſen verfertigen. Er war ſchön roth angeſtrichen, 18 Fuß hoch und erhob ſich aus einem Fußgeſtell von ſtarken Quaderſteinen. Oben auf ihm ſtand ein zweiter, 13 Fuß hoher Galgen, der gleich einer Wetterfahne vom Wind herumgetrieben werden konnte.

An dem zur Hinrichtung beſtimmten Tage, den 2. April 1597, ſah man von allen Seiten her Schaaren Neugieriger nach Stuttgart ſtrömen, in Wagen, zu Roß und zu Fuß, von nah und fern, ſelbſt aus Ulm, Nürnberg und Augsburg; die Wirthe bekamen einen guten Tag, der Goldmacher aber einen deſto ſchlimmern. Zuerſt führte man ihn auf's Rathhaus und publicirte ihm das Urtheil; da ſchwand aller Trotz, den er bisher gezeigt hatte; demüthig flehte er um Gnade und da all' ſein Flehen umſonſt war, fing er an zu weinen und zu jammern; allein er fand wenig Mitleid unter den Zuſchauern, ſelbſt als man auf dem Schloßplatz ihm zwei Finger abhieb. Der Hofprediger Oſiander, der ihn zur

Richtstätte begleitete, hatte große Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er sich nur einigermaßen faßte. Herr Gott! in deine Hände befehle ich meinen Geist! waren die letzten Worte des Verbrechers; still bestieg er hierauf die Leiter und bald hing am obern Galgen die Leiche des Freiherrn zu Brünnhof und Grabenschütz, gar stattlich mit einem Federnhut und einem Kleide von Goldschaum geziert, wie der Herzog es, um Honauers doppelten Betrug dadurch anzudeuten, befohlen hatte. Unten an den Galgen hin kam folgende Inschrift:

Hier hangt der Böswicht weit bekannt,
Georg Honauer ist er genannt,
Aus Mährenland kam er hieher,
Betrug und Hochmuth übet er,
Aus Eisen wollt' er machen Gold,
Welches doch Niemand ihm glauben sollt',
Er hat verläugnet seinen Stand,
Wollt' sein ein großer Herr genannt.
Hoffärtig's G'müth, leichtfertig's Herz
Fand sich bei ihm nur wie ein Scherz.
Fürsten und Herrn hat er betrogen,
Daß er auch Land und Leut' belogen,
Groß' Büberei hat er begangen,
Also hat er sein'n Lohn empfangen.
Er war nicht werth, daß er auf Erd'
Sollt' haben sein Begräbniß werth,
Sondern da hangen in der Luft
Zwischen Himmel und Erdenkluft,
Zur wohlverdienten Straf' und Lohn,
Andern zu einem Exempel schon.
Darum wer hier vorübergeht,
Dieß Exempel ihm vor Augen steht.

Er ſei jetzt gleich frei oder Knecht,
Der ſoll bedenken, Gott iſt gerecht,
Der läßt kein Uebel ungerochen.
Daß kein Urtheil werd' geſprochen,
Dafür behüt' uns Gott allſammen,
Wer hier vorübergeht, ſprech: Amen!

Der eiſerne Galgen ſtand in der Wolframshalde bei der von ihm benannten Galgenſteig und wurde erſt 1788 abgebrochen. Der letzte Verbrecher, welchen man daran aufhängte, war der berüchtigte Jude Süß.

Honauers Stallmeiſter wußte Anfangs alle Mitſchuld von ſich abzuwälzen; nach weitern Erkundigungen fand ſich aber dann, daß derſelbe ſich fälſchlich für einen Edelmann ausgegeben, vielmehr ein Juwelier ſei, deſſen Namen man wegen mannigfacher Betrügereien ſchon früher in Ungarn an den Galgen geſchlagen hatte. Jetzt machte man wenig Umſtände mit dem edlen Herrn von Werden, er wurde an den neben dem eiſernen ſtehenden hölzernen Galgen aufgehängt.

Durch dieſe abſchreckenden Beiſpiele aber wurden andere Betrüger ebenſowenig gewitzigt, als der Herzog ſelbſt durch den Schaden, welcher ihm von Honauer zugefügt worden war. Der nächſte Goldmacher, der den Galgen zierte, war der blinde Johann Heinrich Reuſcheler von Zürich, auf ihn folgten Peter Montanus und Johann Heinrich Müller. Dieſer letztere, aus Waſſelnheim im Elſaß gebürtig, ſeines Gewerbes ein Barbier, welcher früher in der benachbarten Reichsſtadt Eßlingen in Dienſten geſtanden und auf der Wanderſchaft zu

Florenz die Alchymie erlernt hatte, übertraf Honauer noch an Klugheit und List. Kaiser Rudolph, damals einer der eifrigsten Freunde der Alchymie, erhob den geschmeidigen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen in nicht geringem Grade ausgestatteten Mann unter dem Namen von Mühlenfels in den Adelsstand und Herzog Friedrich, der von seinem großen Rufe hörte, berief ihn im Jahre 1604 zu sich. Mühlenfels trat noch großprahlerischer auf als Honauer.

Im Frühjahr 1606 kam der Alchymist Michael Sendivogius, welchen der Herzog durch große Versprechungen aus den Diensten des Königs von Polen in die seinigen gelockt hatte, nach Stuttgart und wurde nach Neidlingen geschickt, um hier gemeinschaftlich mit Mühlenfels zu laboriren. Diesem jedoch war der neue Ankömmling gar nicht willkommen, weil er von ihm, der wirklich große Kenntnisse in der Chemie wie in der Alchymie besaß, eine Entdeckung seiner Betrügereien fürchtete. Daher suchte er ihn bald möglichst wieder fortzuschaffen, was ihm dadurch gelang, daß er demselben eine gewaltige Angst vor der Rache beizubringen wußte, welche ihn treffen würde, wenn er die Hoffnungen und Wünsche des Herzogs nicht schnell und genügend befriedige. Mühlenfels wußte es dahin zu bringen, daß er verhaftet wurde, half ihm aber selbst in der ersten Nacht aus dem Gefängniß zur Flucht. Mühlenfels meldete dem Herzog alsbald seine Flucht und dieser war über den Betrüger sehr erbost. Nach einiger Zeit jedoch kam ein Schreiben des Königs von Polen, worin er über die Behandlung

ſeines ehemaligen Dieners bittere Klage führte und nun fiel's wie Schuppen von Friedrichs Augen. Sogleich ward Mühlenfels verhaftet und nach Stuttgart gebracht. Er läugnete zwar; aber die Folter brachte ihn bald zum Geſtändniß, daß er ein Betrüger ſei. Jetzt wurde auch er verurtheilt und, nachdem man ihm zuvor drei Finger abgehauen hatte, ebenfalls an den eiſernen Galgen gehängt. Er verſchmähte allen geiſtlichen Zuſpruch und ſtarb als verhärteter Böſewicht (30. Junius 1606).

Das Laboriren im alten Luſthauſe aber hörte deßwegen nicht auf und noch nach des Herzogs Tod wurde ein Alchymiſt, Namens Schuler, wegen ſeiner Betrügereien zur Strafe gezogen. Auch Abenteurer und Projektenmacher andrer Art beſuchten damals häufig den Hof zu Stuttgart, wo des Herzogs Vorliebe für geheime Künſte und ſeine Begierde, ſich ſchnell und leicht die Mittel zu ſeinen hochfliegenden Planen zu verſchaffen, ihnen ſtets eine gute Aufnahme verſprach, wenn ſie ihre Rolle nur einigermaßen gewandt zu ſpielen wußten.

Im Jahre 1598 erſchien hier einer dieſer Menſchen, Abraham Calorno aus Ferrara, der große Judenkünſtler genannt, welcher den Wundermann mit eben ſo viel Kühnheit und Glück zu ſpielen wußte und in allerlei Gauklerkünſten trefflich erfahren war. Wenn er mit ſeinem langen weißen Barte im faltigen Talar, den ein mit wunderſamen Zeichen geſtickter Gürtel zuſammenhielt, auf der Straße erſchien, liefen die Kinder vor Schrecken laut aufſchreiend davon, die alten Mütterchen verſteckten ſich im nächſten Hauſe und die Frommen, Verwünſchun-

gen vor ſich hinmurmelnd, wandten ſich ſchnell auf eine andere Seite. Denn es waren ſchreckliche, wunderbare Dinge, welche man von ihm erzählte; daß er einen Bund mit dem Teufel habe, war ganz ausgemacht, auch ſollte er ſich mehrere Jahrhunderte in den Pyramiden Egyptens aufgehalten haben und hier in der geheimen Weisheit des großen Hermes Trismegiſtos unterrichtet worden ſein; einige hielten ihn ſogar für den leibhaften ewigen Juden. Seine geringſten Wunderthaten waren, daß er Waſſer in Wein, Steine in Brod verwandelte und einen Stab auf den Boden warf, der dann als ziſchende Schlange umher fuhr, bis der Zauberer dieſe am Kopf faßte und ſo wieder als einen Stab emporhob. Dem Herzog empfahl er ſich hauptſächlich dadurch, daß er ſeiner Verſicherung nach aus jeder unter freiem Himmel liegenden Erde einen trefflichen Salpeter zu bereiten wüßte. Deßwegen vornämlich nahm dieſer ihn in ſeine Dienſte und bezahlte ihn reichlich, weil er hoffte, demnächſt ganz Deutſchland mit Salpeter verſehen zu können.

Als Calorno gerade in der höchſten Gunſt ſtund, kam nach Stuttgart Maggino Gabrieli, der ſich den Generalkonſul einer Geſellſchaft hebräiſcher Kaufleute nannte, für welche er um Handelsfreiheit im Land nachſuchte. Der große Judenkünſtler unterſtützte ſeinen Stamm- und Glaubensgenoſſen auf's Nachdrücklichſte und bewirkte, daß der Herzog dem Gabrieli und ſeiner Geſellſchaft auf 15 Jahre die nachgeſuchte Freiheit ertheilte, ihm ein eigenes Haus in Stuttgart einräumte und den Juden eine Niederlage in Neidlingen, wo ſie auch zwei Jahrmärkte

ſollten halten dürfen, anwies. Das gab einen großen Lärmen in Wirtenberg, wo ſeit den Zeiten des Herzogs Eberhard im Bart die Juden als „nagende Würm“ von allem Handel und Verkehr ausgeſchloſſen waren. Die Landſtände überſchickten dem Herzog eine Vorſtellung dagegen, in welcher ſie ihn ernſtlich ermahnten, die Juden als Feinde Chriſti nicht ins Land zu laſſen. Denn er würde davon keine Vortheile haben, weil dieſelben das Betrügen viel weniger laſſen könnten, als die Katze das Mauſen, auch Kundſchafter und Landesverräther ſeien und durch ihr gefährliches, unehrliches und unziemliches Gewerbe das Volk verderbten, zu üppigem, verſchwenderiſchem Leben und ſogar zum Stehlen antrieben. Das Konſiſtorium bewies ihm, daß die Chriſten nächſt dem Teufel keine ärgeren Feinde als die Juden hätten, Bürgermeiſter und Rath der Stadt Stuttgart aber drückten die Beſorgniß aus, wenn man die Juden ſich in Stuttgart feſtſetzen laſſe, würde der Bürgerſchaft dadurch die größte Unluſt und arge Beſchwerden aufgeladen werden und baten daher dringend, die Stadt mit dieſem Volke zu verſchonen. Am meiſten aber ereiferte ſich der Hofprediger Oſiander, der längſt ſchon mit tiefem Schmerz gewaltiger Entrüſtung dem Treiben am Hofe, dem Unfug der Goldmacher und anderer Abenteurer zugeſchaut hatte. Es drückte den guten Alten ſchwer, daß die, welche zunächſt hier waren, und abrathen ſollten, daß die geheimen und Oberräthe zu ſolchen Dingen ſchwiegen; er konnte ſich nicht länger halten und erließ daher am 13. März 1598 ein ſehr eindringliches Schreiben an den Herzog.

Eine ſo freie Sprache hatte noch Niemand gegen den Herzog zu führen gewagt und dieſer gerieth darüber in gewaltigen Zorn. Des Herzogs Antwort an Oſiander war höchſt ungnädig, drohend und hart. Oſiander wurde dazu noch vor den Oberrath gefordert, wo er einen ſcharfen Verweis erhielt und, da er weder Abbitte noch Fußfall thun wollte, des Landes verwieſen.

Mit Calorno nahm es jedoch daſſelbe Ende, wie mit andern Betrügern ſeiner Art; er vermochte ſeine großen Verſprechungen nicht zu erfüllen und läugnete, als ihn der Herzog nun verhören ließ, dieſe durchaus ab. Friedrich befahl, ihn deßwegen wohl zu verwahren; dennoch wußte Calorno verkleidet aus der Stadt zu entkommen und obgleich man ihm ſogleich Reitende und Steckbriefe nachſchickte, konnte man ſeiner doch nicht mehr habhaft werden (im März 1599). Seine Stammes- und Glaubensgenoſſen zu Reidlingen hatten das Land ſchon früher wieder verlaſſen, weil die vielen Beſchränkungen, denen ihr Handel unterworfen wurde, ihnen alle Ausſicht auf Gewinn raubten.

Der Kampf und das Ende.

An einem trüben Wintertage des Jahrs 1606 ſaßen in dem Sitzungszimmer des Oberraths im obern Stocke der Kanzlei zu Stuttgart zwei Männer, im eifrigen Geſpräch mit einander begriffen. Der Gegenſtand ihres Geſprächs mußte ein ſehr wichtiger ſein, denn ihre Mienen waren ernſt und mehr als einmal verſanken ſie in tiefes, ſtilles Nachdenken. Man ſah es beiden deutlich

an, daß ſie ſeit einer Reihe von Jahren ſich den Staatsgeſchäften widmeten, daß ſie am Schreibtiſche zwiſchen Aktenbündeln mehr Zeit zugebracht hatten, als in der heitern Geſellſchaft ſorgloſer Weltleute; ihre glanzloſen, trüben Augen bezeugten, wie manche Stunde ſie dem nächtlichen Schlafe geſtohlen und in angeſtrengter Arbeit durchwacht hatten. In ihren Phyſiognomien lag etwas Finſteres, Zurückſtoßendes, die zarteren wärmeren Gefühle der Freundſchaft und Liebe ſchienen ihnen fremd, die Furchen in ihrem kalten, ernſten Antlitz aber hatten auch nicht Gram und Kummer, ſondern die gewaltigen Leidenſchaften, welche in ihrem Innern glühten, Ehrgeiz, Herrſchſucht und Geldgier, gezogen; Leidenſchaften, welche ſo Manchen verleiten, das Glück ſeines Lebens, die Ruhe ſeines Gewiſſens und ſeinen guten Ruf dem nichtigen Schimmer von Macht und Glanz aufzuopfern. Es waren die zwei bedeutendſten Staatsmänner Wirtenbergs aus der damaligen Zeit, der Geheimerath Matthäus Enzlin und der Kanzler Johann Jakob Reinhard.

Darin, denk' ich, ſind wir einig, hub Enzlin an, daß es anders werden muß, wenn der Herzog freier, unbeſchränkter ſoll handeln, wenn die großen Plane, mit denen wir umgehen, ſollen ausgeführt werden können. Dieſe Landſtände treten uns überall hemmend in den Weg; ſie ſind gar zu läſtige Aufpaſſer, gar zu zudringliche Mahner; immer führen ſie die Verfaſſung, die alten Landesverträge im Munde; keinen Schritt kann man vorwärts thun, den ſie nicht bekrittelten, keine Beiſteuer von ihnen erlangen, für welche ſie nicht die Abſtellung einer

Menge, oft ſo kleinlicher, oft ganz grundloſer Beſchwerden begehrten. Und vollends ihre langſame Bedächtlichkeit, welche dem raſchen Vorwärtsſchreiten des Herzogs nichts als Hinderniſſe in den Weg legt. Wie ungeduldig er darüber, wie unwillig über die ewigen Wünſche und Beſchwerden er ſchon geworden iſt, welche Vorwürfe wir deswegen ſchon von ihm zu hören hatten, das wißt ihr, Herr Kanzler, ſo gut als ich. Wahrhaftig, wir verlieren noch Anſehen, Ehre und Geld darüber, wenn es nicht anders wird. Die Hofleute liegen ſo dem Herrn immer in den Ohren, wir vernachläſſigten unſre Pflicht, hielten es heimlich mit den Landſtänden und wagten daher keinen entſcheidenden Schritt gegen dieſelben. Sie können gut ſchweigen, dieſe Müßiggänger und leere Köpfe, welche nur ihrem Vergnügen nachgehen, während wir uns den koſtbaren Schlaf rauben, um für ihr und des Herrn Wohlergehen zu wirken. Sie glauben Wunder was gethan zu haben, wenn ſie einmal ihr ſchwaches Gehirn anſtrengen, um eine neue Luſtbarkeit zu erfinden, das Ernſte, Wichtige aber überlaſſen ſie uns, den Geplagteſten aller Sterblichen.

Ihr wißt, daß ich über dieſe unnützen Geſchöpfe, wie ihr, denke, Herr Geheimerath, aber wir dürfen es mit ihnen nicht verderben; ſie, die immer um den Herrn ſind, könnten uns gewaltig ſchaden; denn ein beleidigter Hofmann iſt ein furchtbarer Feind, entgegnete der Kanzler. — Leider! ſprecht ihr die Wahrheit, ſagte Enzlin, wir müſſen ſie ſchonen; aber machen wir uns dem Herzoge unentbehrlich, verleiten wir ihn zu Schritten, welche ihn

ganz in unſere Hände geben, dann werden dieſer Zwang, dieſe Knechtſchaft ein Ende nehmen, und er wird lieber ein Dutzend jener lockern Geſellen aufopfern, als den Beiſtand nur Eines von uns verlieren wollen. Dazu iſt nun der ſicherſte Weg, wenn wir ihn von ſeinen läſtigen, verhaßten Mitregenten, den Landſtänden, befreien, wenn wir ihm unumſchränkte Herrſchergewalt verſchaffen. Der Herrſcher, welcher die Schranken der Geſetze und der Verfaſſung durchbricht, kommt immer in eine gewiſſe Abhängigkeit von den Werkzeugen, deren er ſich dazu bediente.

Da habt ihr vollkommen Recht, erwiederte Reinhard und es fragt ſich nun: Wie greifen wir es an, um dem Regiment der Landſchaft ein Ende zu machen? Die Geldverlegenheit des Herzogs macht, wie ihr wißt, die baldige Eröffnung des Landtags nothwendig, und hier muß ein entſcheidender Schlag geſchehen. Ich fürchte nur, wir werden wenig ausrichten, war die Antwort, ſo lange Ulrich Broll Landſchaftsadvokat iſt und Männer wie der Prälat von Adelberg und der Bürgermeiſter Mayer im Ausſchuß ſitzen. Wäre es nicht beſſer, wir ſchafften dieſe noch vor dem Landtag auf die Seite? — Keine Uebereilung, ſprach ſein ruhigerer Genoſſe, das gäbe böſes Blut im ganzen Lande; verſuchen wir es lieber einmal, ob wir den Starrſinn dieſer Leute brechen, ob wir dennoch in der Verſammlung die Stimmenmehrheit erlangen können; wenn es nicht geht, iſt's noch immer Zeit genug, zu dem von euch vorgeſchlagenen Mittel zu greifen. — Ihr habt Recht, erwiederte Enzlin, wir müſſen Anfangs

etwas behutſamer auftreten, wenn wir nicht unſerer Sache ſelbſt ſchaden wollen. Aber dabei bleibt's, wir wagen einen entſcheidenden Schritt. Hiemit endete das Geſpräch; die Verſchwörer gegen des Landes Wohl und die Verfaſſung reichten einander die Hände zu ihrem frevelhaften Bunde und gingen jeder ſeinen beſondern Geſchäften nach.

Wenige Tage ſpäter erging das herzogliche Ausſchreiben, welches die Landſtände auf den Januar des Jahres 1607 zuſammen berief; mit ihnen ſollten aber auch die herzoglichen Amtleute erſcheinen, welche ernſtlich angewieſen wurden, das Vorhaben und den Vortheil des Herzogs nach ihren Pflichten und ihrem beſten Vermögen zu fördern. Dieſes Ausſchreiben wurde der Gegenſtand der Unterhaltung im ganzen Lande, in Privatcirkeln, wie an öffentlichen Orten, „auf den Märkten, in den Wirthshäuſern und bei Gaſtereien" ſprach man davon. Gutes erwarteten Wenige von dem Landtage; denn das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden, das Benehmen des erſtern gegen die letztern, der ſcharfe, gebieteriſche Ton, welchen er neuerdings in ſeinen Verhandlungen mit ihnen angenommen hatte, erweckten wenig Hoffnungen, aber deſto mehr Beſorgniſſe. Als man noch dazu erfuhr, daß Enzlin und Reinhard zu herzoglichen Kommiſſären ernannt worden ſeien, da ſanken vollends die Erwartungen tief herab. Man ſah voraus, daß es einen ſcharfen Kampf geben werde; doch gewährte es noch einigen Troſt, daß Ulrich Broll jenen zwei im Lande allgemein verhaßten Beamten gegenüber

ſtehen ſollte. Der Herzog ſelbſt nämlich hatte dem ſtändiſchen Ausſchuß geboten, zwei rechtsverſtändige Landeseingeborne zu Rechtsbeiſtänden zu wählen, da ja doch „ſchlecht verſtändige Leute“ auf den Landtag kämen, die Prälaten aber mehr Theologen als Staatsmänner ſeien. Sie aber wählten nun neben einem Tübinger Rechtsgelehrten den Landſchaftsadvokaten.

In dem Hauſe an der Ecke der Schulgaſſe, welches wir ſchon aus dem Anfang dieſer Erzählung kennen, hatten ſich eines Tags drei Männer zuſammen gefunden, welche die beſorgliche Lage des Vaterlandes eifrig beſprachen. Es waren gerade die, welche Enzlin als die gefährlichſten Gegner bezeichnet hatte, Ulrich Broll, Felix Bidembach, Prälat von Adelberg und Chriſtoph Mayer, Bürgermeiſter zu Stuttgart. Allen drei ſah man es an, daß ſie die erſte Hälfte ihres Lebens ſchon zurückgelegt, daß ſie für das Gemeinwohl viel gearbeitet und gewacht hatten, aber in ihren Phyſiognomien lag ein ganz anderer Ausdruck als in denen der beiden herzoglichen Miniſter. Es war der ruhige milde Ausdruck des guten Gewiſſens, des tröſtenden Bewußtſeins, ſtets redlich das Beſte des Landes gewollt zu haben; mehr als eine Furche hatte die Zeit, keine aber Ehrgeiz und Geldgier in ihren Geſichtern gezogen. Wenn Enzlins verſchmitzter und Reinhards ſtechender Blick Widerwillen und Furcht erregten, ſo erweckte dagegen die ehrliche, freundliche Miene dieſer drei Männer Zutrauen; denn da fand man von Argliſt und Verſtellung, von Haß und Rachgier keine

Der Zeitpunkt, begann Broll, welchem wir längst mit gerechten Besorgnissen entgegensahen, ist herangenaht; der Herzog, verleitet von schlauen Rathgebern, gedenkt einen ernstlichen Angriff auf unser höchstes Kleinod, die Verfassung, zu wagen; daß aber dieser Angriff zunächst dem Tübinger Vertrag gelten wird, daran wird Niemand zweifeln, der da weiß, wie sehr dieser Vertrag dem Landesherren zuwider ist, der seine Ansicht kennt, daß er eigentlich zu dessen Beobachtung gar nicht verpflichtet sei. Lassen wir aber diesen Grundpfeiler unserer Verfassung niederreißen, dann stürzt das ganze Gebäude zusammen und um so nothwendiger ist es, daß wir hier fest und entschlossen auftreten.

Meine Ansicht ist es gleichfalls, entgegnete der Abt von Adelberg, daß, wenn sie auch nicht sogleich den Tübinger Vertrag völlig aufzuheben wagen, sie doch daran rütteln werden, wie an einem alten Hause, bis es ganz zusammenfällt. Enzlin wird all seine Gewandtheit und Schlangenlist anwenden, alle Kräfte seines ränkevollen Geistes anstrengen, um die Stimmenmehrheit zu erlangen, und wie es mit der politischen Weisheit so vieler unserer Kollegen in der Landschaft steht, das wißt ihr so gut als ich.

Mehr noch, fügte Mayer bei, fürchte ich die Selbstsucht und den Eigennutz mancher Mitglieder; die Aussicht auf Befriedigung seines Ehrgeizes oder seiner Geldgier hat schon Manchen vom rechten Wege abgelockt. Mit glänzenden Versprechungen aber werden Enzlin und seine Genossen nicht kargen.

Eure Beſorgniſſe ſind leider nur zu begründet, fuhr Brell fort; wir aber dürfen darum den Muth nicht ſinken laſſen, die Hoffnung nicht aufgeben; vielmehr wollen wir ſchon vor dem Beginn des Kampfes mit allem Eifer den ſchlimmen Einflüßen von der andern Seite entgegen zu wirken ſuchen. Ich zweifle nicht, daß unſre Vorſtellungen bei ſo vielen ſchlichten redlichen Männern, welche das Fürſtenthum zum Landtage ſenden wird, von nicht geringerem Erfolge ſein werden, als die liſtigen Vorſpiegelungen Enzlins, dem nur wenige recht trauen.

An unſrem Eifer hierin ſoll's nicht fehlen, erwiederte Bidembach und Mayer ſtimmte ihm bei. Als ſie hierauf die einzelnen Mitglieder des künftigen Landtags beſonders beſprochen, fanden ſie doch, daß die Zahl der Gutgeſinnten nicht ſo gering war, als ſie gefürchtet hatten.

So laßt uns denn, ſprach der Abt von Adelberg, auf Gottes gnädigen Beiſtand vertrauend den Kampf erwarten, furchtlos und muthig für unſer gutes Recht ſtreiten und mit wackerem Beiſpiel unſeren Kollegen vorangehen; der Ausgang ſteht in der Hand des Allerhöchſten. Seine Freunde reichten ihm als Zeichen ihrer Beiſtimmung die Hände und ſo wurde auch in dem Eckhauſe der Schulgaſſe ein Bund geſchloſſen, aber nicht zum Umſturz, ſondern zur Erhaltung der Verfaſſung, nicht von einem Paar ehrgeiziger Miniſter, ſondern von Männern, welche für das Wohl des Vaterlandes begeiſtert waren; die gute Sache aber, wenn auch Anfangs unterliegend, errang doch zuletzt den Sieg.

Am 26. Januar 1607 versammelten sich die Landstände zum erstenmal im Landhause: die feierliche Eröffnung des Landtages aber fand im Rittersaale des Schlosses, in Gegenwart des Herzogs und seines Sohnes Friedrich Achilles statt. Einer von den Abgeordneten nach dem andern trat vor den Herzog und reichte ihm die Hand; dann setzten sie sich auf den längs den Wänden des Saales angebrachten Bänken nieder; nur die Prälaten bekamen an einem mit schwarzem Tuche beschlagenen Tische ihren Sitz, ihnen gegenüber an einer mit schwarzem Sammt bedeckten Tafel saßen die herzoglichen Kommissäre. Nachdem Friedrich sich mit seinem Sohne wieder entfernt hatte, erhob sich Enzlin, um den Versammelten die fürstliche Landtags-Proposition mitzutheilen, und es geschah, was Broll vorausgesagt hatte. Enzlin verlangte nämlich im Namen des Herzogs eine sogenannte Erklärung und Erläuterung des Tübinger Vertrags, weil dieser in etlich Punkten unlauter sei, auch übel verstanden und mißbraucht werde und als die Landstände nun Zeitfrist verlangten, um sich über diesen „hochwichtigen, trefflichen Punkt" zu berathen, erklärte er, der Herzog begehre mündliche, nicht aber schriftliche Verhandlungen und sie sollten daher am nächsten Tage wieder erscheinen.

Die Kunde vom Inhalt der Landtagsproposition durchlief schnell die ganze Stadt und erregte allgemeine Bestürzung. Denn der Tübinger Vertrag galt wirklich allgemein, wie Broll sich ausdrückte, für den Grundpfeiler der Landesverfassung und selbst der Geringste im

Volke, mochte er mit deſſen Inhalt nur unvollſtändig bekannt ſein, war doch überzeugt, daß mit ihm die Freiheit Wirtenbergs ſtehe und falle. Ueberall ſah man bedenkliche, traurige Geſichter und eine gedrückte unheimliche Stimmung gab ſich ſelbſt bei den an dieſem Abende gar nicht zahlreichen Beſuchern der Wirthshäuſer kund. Indeß wurden die Amtleute und andere Ständemitglieder von Enzlin, Reinhard und dem Landprokurator Eßlinger bearbeitet, einem fleißigen, geſchickten, dem Herzog eifrig ergebenen Mann, der ſich aber durch ſeine Finanzkünſte, ſeinen Eigennutz und die Weiſe, wie er frech und ungeſcheut den Dienſthandel trieb, eben ſo verhaßt gemacht hatte, als jene beiden Männer. Sie richteten jedoch nicht viel aus; denn Broll und ſeine Freunde hatten dafür geſorgt, daß die Aufrechthaltung des Tübinger Vertrags den meiſten Abgeordneten in ihren Vollmachten zur Pflicht gemacht wurde und ohnehin hatte die Mehrzahl derſelben damals keine eigene Meinung, ſondern ſtimmte gewöhnlich der Anſicht des Ausſchuſſes bei, welcher, fortwährend mit den Landesangelegenheiten beſchäftigt, dieſe auch viel beſſer kannte und in politiſchen Verhandlungen mehr Uebung und Gewandtheit beſaß. In ihm aber hatten die Stimmen Brolls, Bidembachs und Mayers das meiſte Gewicht und auch deſſen übrige Mitglieder, der Abt Stecher von Bebenhauſen, die Bürgermeiſter Stephan Schmid von Brakenheim, Georg Hoffmann von Urach, Philipp Chonberger von Schorndorf, Elias Epplin von Nürtingen und Jakob Kallwer von Tübingen waren meiſt ehrenwerthe Männer, welche

ihre Pflicht kannten und für Enzlins und Reinhards Ueberredungskünste unzugänglich waren.

Vergebens wandte daher auch der Geheimerath am andern Tage all seine dialektische Kunst an, um die Landstände zu gewinnen; diese waren entschlossen, auch nicht Einen Punkt des Tübinger Vertrags fallen zu lassen und begehrten noch einmal Bedenkzeit. Der Herzog, welcher ungeduldig auf die Entscheidung wartete, gerieth über dieses Begehren in großen Zorn; wozu brauchen, sagte er, diese Leute noch weitere Bedenkzeit, ist ihnen ja doch der Tübinger Vertrag so bekannt als das Vaterunser; auf die Vorstellungen seiner Räthe jedoch bewilligte er es.

Das Erste, was die Landstände nun thaten, war, daß sie den Ausschuß durch 6 Prälaten und 17 Stadtabgeordnete verstärkten und ihm auftrugen, die fürstliche Landtagsproposition in Berathung zu ziehen. Am 29. Januar wurde hierauf eine allgemeine Sitzung gehalten, bei welcher auch die Amtleute erschienen, „weil sie sich doch nicht würden ausschließen lassen." Der Sprecher des Ausschusses war Broll, welcher erklärte, die Ansicht desselben sei, daß man den Tübinger Vertrag nicht fallen lassen, noch in eine sogenannte Erläuterung desselben willigen dürfe, da er lauter und verständlich genug sei. Er endete seinen Vortrag mit den Worten: Niemand unter uns ist es unbekannt, welche Stimmung im Lande herrscht, wie das Volk bekümmert ist, da es sein höchstes Kleinod in Gefahr erblickt; dem Schutze seiner Abgeordneten hat es dieses Kleinod anvertraut, von ihnen

wird es, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren, Rechenschaft darüber verlangen. Unsere Väter haben in Zeiten der Noth dieses Kleinod erkämpft und bewahrt, wie wir es von ihnen empfingen; laßt es uns auch unsern Kindern überliefern, rein und unversehrt. Täuscht das Vertrauen eurer Landsleute nicht, zieht den eitlen Glanz der Ehre und des Geldes nicht dem ächten Ruhm treuer Pflichterfüllung vor, verschließt den Schmeichelworten listiger Verführer eure Ohren und hört nur auf die Stimme des Gewissens.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck in der Versammlung; wenn hie und da auch einer es wagte, zur Nachgiebigkeit zu rathen, so geschah dies doch nur schüchtern und so, daß man deutlich sah, der Sprechende erwarte keine Wirkung von seinem Vortrag; bei weitem die meisten traten der Ansicht des Ausschusses bei, der nun auch mit der Abfaßung einer Antwort auf die fürstlichen Anträge beauftragt wurde. Während aber diese nun verfaßt ward, waren auch die herzoglichen Kommissäre nicht müßig und es gelang ihnen, nicht nur die Amtleute wieder umzustimmen, sondern sogar zwei Mitglieder des Ausschusses, Hoffmann und Chonberger auf ihre Seite zu bringen. Die Mehrzahl jedoch blieb standhaft und unterschrieb die Antwort, worin es heißt: die Landstände hielten den Tübinger Vertrag für ihr höchstes und bestes Kleinod; dieser sei auch stets das Band und Mittel eines rechten, beständigen, ganz gnädigen und unterthänigen guten Vertrauens zwischen Herr und Land gewesen, durch ihn habe das Herzogthum vor an-

dern Ländern in gutem, friedsamem Wesen, Ruhe und Einigkeit wohl florirt und zugenommen. Der Herzog selbst aber hätte den Vertrag nochmals auf's Bündigste bestätigt und geboten, keine Aenderung darin vorzunehmen, sondern versprochen, gleich seinen Vorfahren die Landschaft dabei zu lassen und die seit einiger Zeit dawider eingerissenen Neuerungen und Beschwerden gnädigst zu mildern und abzuschaffen.

Mit finsterer Miene empfing am 1. Februar der Herzog seine Kommissäre, als sie ihm diese Antwort überbrachten; gegen sie entlud sich zuerst die ganze Gewalt seines Zornes; sie aber kannten ihn zu gut, als daß sie derselben gleich Anfangs entgegenzutreten versucht hätten; ganz behutsam und allmählich lenkten sie den brausenden Strom des fürstlichen Unwillens auf die Landstände über, und bezeichneten den Ausschuß, vornämlich aber Broll, Bidembach und Mayer als die Haupturheber dieses so respektswidrigen, die landesherrliche Gewalt auf's Höchste antastenden Benehmens. Holzwürmer sind diese Landschäftler, die kein G'lenk im Kopf haben, rief erzürnt der Herzog; aber ich will sie lehren, ihrem Herzog zu gehorchen; ich muß die verlangte Erläuterung haben, sonst heb' ich den Tübinger Vertrag ganz auf; denn ich bin gar nicht schuldig, ihn zu halten.

Lassen Eure Durchlaucht, sprach Enzlin, diese Leute nur einmal ihre Ungnade recht deutlich fühlen, dann werden sie gewiß anders sprechen. Es bedarf weiter nichts, als daß man die Rädelsführer der Verschwörung

entfernt, den Ausschuß auflöst und ihm einen scharfen Verweis ertheilt; die Uebrigen werden dann schon nachgiebig werden. —

Ich will aber gar nicht mehr mit ihnen verhandeln, entgegnete der Herzog; sie sollen nach Hause gehen und die Städte sollen mir andere Abgeordnete schicken, mit denen ich besser auskommen kann oder das ganze Land wird meine Ungnade schwer fühlen. Euch beide hab' ich zu meinen Kommissären ernannt; sorgt dafür, daß mein Wunsch erfüllt werde, sonst sollt' auch ihr mir dafür büßen.

Das war ein schwerer Sturm, sprach, als der Herzog sich entfernt hatte, der Kanzler. — Auf schweren Sturm folgt gewöhnlich Sonnenschein, erwiederte Enzlin, jetzt willigt der Herr in Alles, was wir ihm vorschlagen, wenn er nur seinen Zweck erreicht; drum seid jetzt nur recht wacker; noch eine letzte Anstrengung und der Sieg ist unser. Sie besprachen sich nun lange noch über das jetzt zu beobachtende Verfahren und kamen darin überein, daß, ehe man offene Gewalt versuche, noch alle Künste der List und Ueberredung angewendet werden müßten.

Wie gut ihnen ihr Plan gelang, erzählt die Geschichte. Obgleich die Landstände, durch die Absetzung Brolls, Bidembachs und Mayers und durch die Auflösung des Ausschusses ihrer kräftigsten Stützen beraubt, auf die scharfe Antwort des Herzogs mit demüthiger Unterwürfigkeit antworteten und sich mit ihrem „etwas ungenügsamen Verstand" entschuldigten, wurden sie dennoch

entlassen und Enzlin erbrach mit Gewalt die geheimen Gewölbe im Landschaftshause, woraus er Akten und Geld wegnahm. Kommissäre wurden ins Land hinausgeschickt und fanden die meisten Magistrate wider Erwarten nachgiebig gestimmt. Sie warfen alle Schuld des gegen den Herzog so feindseligen Benehmens auf den Landschaftsadvokaten, auf die Prälaten und den Ausschuß, versprachen, sich ganz nach dem Willen des Herzogs zu richten und die Vollmachten für die Abgeordneten nach der gegebenen Vorschrift abzufassen. So kam im März eine Ständeversammlung zusammen, wie der Herzog und seine Rathgeber es sich nur wünschen konnten; die Erläuterung des Tübinger Vertrags und eine ansehnliche Geldhülfe wurden bewilligt und Niemand dachte mehr an Widerstand. Friedrich war hocherfreut, er glaubte nun dem erwünschten Ziele ganz nahe zu sein und er war es auch. Doch war das Ziel, das er nun so schnell erreichen sollte, nicht unumschränkte Herrschermacht, sondern das Ende alles Herrschens, der Tod. Am Morgen des 29. Januars 1608 traf ihn ein Schlag, der nach 16 Stunden seinen Tod herbeiführte.

So starb, kaum an der Schwelle des Alters angelangt, Herzog Friedrich; seine Rathgeber aber traf nun die gerechte Strafe für ihr frevelhaftes Beginnen. Reinhard kam am besten weg, er wurde nur entlassen. Eßlinger aber, der „arge und schändliche Landesverderber, Leuteschinder und Landesfreiheitenbrecher" büßte mit langer Haft und Matthäus Enzlin, der „Landes- und Landschaftsfeind," zuerst nur mit einem Fußfall, Schaden-

erſatz und lebenslänglichem Gefängniß beſtraft, wurde, da er neue Umtriebe machte, am 22. November 1608 auf dem Marktplatz in Urach enthauptet. Melchior Jäger und ſein Anhang bemächtigte ſich von Neuem der Herrſchaft, Broll, Bibembach und Mayer aber wurden wieder in alle Ehren und Würden eingeſetzt.

Die falſche Klinge auf dem Bopſer bei Stuttgart.

Zeiten flogen, Zeiten kamen!
Hoch darüber wogt die Fluth!
Was iſt ewig? — Guter Namen,
Der im Herzen Edler ruht?

Fr. Faut, Forſtmeiſter zu Stuttgart ums Jahr 1500, erzählet alſo: „Ueb des Bopſers höchſter Höh, geheißen „Letz-Hub", ſcheidelt eine tiefe Vorſtkling zween Weg, den gen Sillabuch und Denkendorf und den gen Rohracker, allwo itzo ein murſch Gemäuer uff ſonnigem Arneſt noch zu erſchauen iſt. Inmitten dieſer Kling iſt wohlen hundert Elln im Umrund ein Ausrod (Liechthau), benamet die „Falſch-Pleyß", vor dem forchtſam Volk ſcheuet, dieweilen er ein Verſcharrungsplatz ohnehrlicher Leiber, Mörder und Selbſtthäter iſt. Ein ſtark und hoch Gepfahl gränzet bemeldten Ort vom Umvorſt ab und nur ein ſchmal Gepfahd vom obern Fuhrweg endet zum Eingang des Angers. An die Thür iſt ein ſchwarz Rad und ein Schnappgalge gepinst und die jeweiligen Schändknächt

han Kreuz und Eul dran genagelt. Wohl etlich und dreißig Hügel und Gruben ſind im Rund ſichtlich und in dürrer Hütt liegen die Grabſcheibt der Henkersleut.“ Von dieſem Orte, beſſer bekannt unter dem Namen „Falſche Klinge“, wird von Schnell (1530) erzählet: Auf dem Berge, gegenüber von der Burg Rohreck, lag auf ſchroffem Sandhügel ein Wallfahrthaus, worinnen vor langen Jahren eine fromme Frau wohnte, genannt Sybilla, welche ein Buch beſaß, aus welchem ſie die Geſchicke aller Derjenigen zu leſen vermochte, die zu ihr walleten und darnach fragten, woher ſich der Name „Silla- oder Sillenbuch“ ſchreibet. Nun geſchah es häufig, daß Pilgrime in dem dicken Walde verirrten und entweder verhungerten oder von den Raubgeſellen auf Rohreck in die Dürrbachkling, ſo hieß die Falſche Klinge ehmals, gelocket und dort erſchlagen wurden, wovon noch einige Geſchichten in den Sagen des Volkes uns aufbewahret wurden. Den letzten Raubmord that daſelbſt ein Sebaſtian v. Neuhauſen an einem Armin v. Neufels, dem letzten ſeines Stammes, im Jahr 1483. Beide ritten mit einander gen Stuttgart, wo ſich ihnen ein „fürtreffenblicher“ Bogenſchütz, Ulerich v. Krückinger und Kammervogt Kunz Gebröt, beide Bürger von Stuttgart, beigeſellten, um nach Straßburg zu einem Zechfeſte zu reiten, wo nach Ueblichkeit allerlei fremd Volk zuſprach und jeder um ſein Geld lebte und jeder nach ſeiner Kunſt einen oder mehrere Wettkämpfer ſuchte. Gewöhnlich dauerten ſolche Feſtlichkeiten mehrere Tage, ſo auch dießmal, denn am zwanzigſten Tag erſt ritten die vier be-

nannten Raufbolde heim. Der v. Neuhausen hatte alles verloren und war noch überdieß durch Nothanlehen bei dem Feste dem v. Neufels eine ansehnliche Summe verpfändet. In Stuttgart letzten sich die Viere, ehe sie von einander schieden, noch meisterlich, dann zogen Neufels und Neuhausen vereint weiter. In der Nähe der Letzt-Hub auf dem Bopser blieb Neuhausen eine Strecke zurück; arglos ritt Neufels weiter. Plötzlich aber sprengte der Zurückgebliebene mit eingelegter Lanze ihm nach und durchbohrte ihn rücklings, worauf der Verwundete alsbald verendete. Der v. Neuhausen beraubte den Todten, nahm ihm auch seine Verpfändung, schleppte ihn in die Dürrbachklinge hinab und verscharrte ihn. Dann ritt er heim und ließ das Roß des Erschlagenen laufen, wohin es wollte. Nach einigen Tagen brachte man das Pferd nach Neuffen, wo es am Wappenschildlein erkannt wurde, wen es getragen. Eilig wurde ein Bote nach Neufels mit der Unglückskunde gesendet, worauf die Familie des Vermißten sich auf die Spur legte und den muthmaßlichen Mörder in Sebastian v. Neuhausen ermittelte. Weil aber die v. Neufels nicht Gewalt genug hatten gegen den vermuthlichen Meuchler, so wendeten sie sich an den Grafen Eberhard den Erlauchten von Wirtenberg, mit der Bitte, den Sebastian v. Nenhausen vor ein ehrsam Gericht zur Verantwortung zu fordern, da die Ermordung nicht anders, denn auf des erlauchten Grafen Gebiet geschehen sein könne. Eberhard that nach Begehr und forderte den Beschuldigten „schutzmänniglich" auf Samstag vor Judica 1483 nach Stuttgart zu ritter-

lichem Redstand auf, zu welchem er vierunddreißig „ebbürtige" Männer berief, die auch „allsambtlich gehorsambst" erschienen. In der Schloßtürniz harrten sie den ganzen Tag, aber umsonst, denn der Entbotene kam nicht. Dieses Ausbleiben nahm Eberhard hoch auf, er schickte einen Trompeter an den v. Neuhausen und entbot „ernstwillig" ihn zum „zweitenmale" zum Erscheinen, jedoch der v. Neuhausen kümmerte sich um diese Vorladung im Geringsten nichts. Jetzt schaarte Eberhard einen Heerbann zusammen, dreitausend Fußgänger und fünfzig Reiter und zog gen Neuhausen, wo ihrer Sebastian mit etwa 500 Eigenmannen stolz harrte, nicht denkend, daß Eberhard seine Forderung thätlich ausführen werde.

Es war den 3. Juni, als in aller Früh die Fähnlein auf den Fildern weheten und dem v. Neuhausen der Anzug des Grafen Eberhards verkündet wurde, und als er von seiner Warte aus die große Menge der Feinde sah, da hielt er sich verloren, setzte sich auf sein Pferd und nahm Reißaus gen Eßlingen, welche Stadt damals im Hader mit Wirtenberg lebte. Fort war der Vogel aus dem Nest.

Als Eberhard die Flucht des v. Neuhausen hörete, auch vernahm, wo er Bergung suche, schickte er einen Reiter in die Reichsstadt und ließ den Bürgern mit dürren Worten sagen: „Yn verprechher blutrinniger arth isch offenem stand vnd recht entflohen vnd hält sich fürsichtiglich hinter euerm Bollwerkh verborgen; so ihr aber disem beziehenen raubmörder euern schuz nicht versaget vnd denselben herberkhet, so halt ich euch kyn härlen

beſſer, als den Sebaſt v. Newhus, vnd vermag kyn reputirlich wort mehren von euch zu tauſchen."

Dieſe Rede gefiel den Eßlingern nicht gar ſehr, die Rathsleute thaten ſich zuſammen und berathſchlagten ſich, was mit dem Zugerittenen anzufangen ſeie, ob man ihm Schutz geben oder ob man ihn nach Stuttgart ausliefern ſolle. Viele Edle des Rathes meinten, man ſolle den Angekommenen ſchützen, die Bürger aber wollten anders. Sie ſagten: Der Wirtenberger hat den Neuhauſen zu offnem Redſtand vor Seinesgleichen zweimal geladen, damit er ſich reinige von beziehenem Raubmord, und er iſt nicht ehrmännlich erſchienen, wie einem Braven ſich ziemet, darum ſoll er erſt ſich freieiden von ſeinem Beſchuld, und iſt dieſes geſchehen, und er ſollte dennoch wider Recht gepeinet werden, ſo ſoll ſein Leid als unſer Leid angeſehen werden, dieweil er bei uns Zuflucht ſuchte gegen einen Mächtigern, als er. Den 10. Juni ritt der v. Neuhauſen, begleitet von zwei Eßlinger Patrizier in die Thore Stuttgarts, wo ſeiner eine Menge Menſchen harrete. Statt aber in den Schloßhof, mußte er jetzt auf den Marktplatz, wo er ſeine Ankläger und Zeugen fand. Der Bürgermeiſter Wilhelm v. Tagersheim las ihm die Anklage vor und beſchuldigte den v. Neuhauſen, geſtützt auf die beiſtehenden Zeugen, öffentlich des Mords an ſeinem verſchollenen Begleiter. Nach langem Hin- und Widergered legte man dem Beſchuldigten den Ehrenpreis vor, den der v. Neufels zu Straßburg errungen, und welcher bei ihm gefunden wurde. Als er alſo überwieſen war, bekannte er ſeine Frevel-

that, worauf er nach dem Mordplatz auf der Letzthub geführet wurde, wo die Leiche des Gemordeten halbverweset aufgefunden, nach Stuttgart gebracht, und bei der Kirche zu St. Leonhard beigesetzt wurde. Hierauf wurde der Mörder seines Adels entwürdiget vor allem Volk und zwar also: Vierunddreißig Edelherren sammelten sich in Graf Eberhards Schloßhof, von wo sie unter Vortragung der wirtenbergischen Fahne, sämmtlich im Ritterschmuck nach dem Marktplatz ritten, wo ein Kreis von ihnen geschlossen wurde, in welchen nach kurzer Weile der Mörder einreiten mußte. Hierauf befragte ihn der Graf v. Achalm des ganzen Hergangs, auf wessen Fragen er laut und vernehmlich antworten mußte und wodurch er ein thatsächlich Bekenntniß seiner Blutschuld auf's Neue ablegte. Als dies geschehen, fragte der Graf v. Achalm die versammelten Ritter: „Ob der des Raubmords geständige Sebast v. Neuhausen inskünftige der Ritterehr theilhaftig bleiben solle?" welche Frage mit Nein beantwortet wurde. Nun ritt der v. Entringen vor, schlug dem Mörder den Handschuh auf die Stirne, worauf der Entehrte vom Pferd steigen mußte und dann der bürgerlichen Gerechtigkeit übergeben wurde, die aber kurzen Prozeß mit ihm machte und ihn zum Tod durch das Schwert verurtheilte und Eberhard bestätigte das Urtheil. In jämmerlichem Armensündergewand führte man ihn an den Ort, wo er seine Schandthat begangen hatte, um ihn dort zu enthaupten und in der „Pleyß ob der Letzthub" zu verscharren.

Während nun Sebast v. Neuhausen seinen Todes-

Weg wallete, fiel sein ältester Bruder Wolf v. Neuhausen, der ein Mitglied des Rathes war, dem Eberhard die Regierung anvertraute, als er ins gelobte Land zog, vor Graf Eberhard nieder und bat um Gnade für den Verurtheilten. Der Graf gewährte ihm seine Bitte mit dem Beding: daß der Begnadigte nach der Insel Rhodus wandere und dorten Johanniter werde zum Schutze der Pilger nach Jerusalem.

Eilig sprang Wolf seinem Bruder nach, um seine Begnadigung ihm anzuzeigen. Weil er aber ein sehr „masthafter" Mann war, so wollt es nicht gar schnell den Berg hinaufgehen, er flehete daher Jeden an, der an ihm vorübereilte, ihm die Hand zu reichen und ihm fortzuhelfen, auch schrie er Jedem Gnade für seinen Bruder zu. So kam die Kunde früher dem Nachrichter zu Ohren, als der Bote ihm zu Gesicht. Da sagte der Mann des Schwertes: „Nach meiner Pflicht darf ich nicht länger säumen mit der Blutsühne, als die Dauer eines Ave-Maria-Gebets, willst du aber dein Grab dir selbst noch schaufeln, so will ich dir auch noch so lange Zeit fristen zu diesem Mühwerk. Da wühlte sich der v. Neuhausen sein Grab willig und eilfertig, nicht, als ob er Zeit gewinnen wollte zum Leben, denn er vollendete seine Arbeit und der gehoffte Bote erschien nicht, da kniete er nieder vor seiner Wurmgrube, um den Todesstreich zu empfangen. Schon schwang der Nachrichter das Schwert, als keuchend der Gnadenbot' erschien, der ihn nach Wernizhausen bei Nellingen begleitete, von wo

er etliche Tage darnach, von seinen Kindern Abschied nehmend, seinem Bestimmungsort zuwanderte.

Graf Eberhard gab dem Fortziehenden noch eine namhafte Unterstützungssumme mit und ertheilte ihm weise Reiseregeln, denn er hatte die Reise nach Rhodus selbst gemacht. Der v. Neuhausen aber kam nicht nur nach Rhodus, sondern auch nach Jerusalem, fiel auf seinem Rückweg türkischen Räubern in die Hände, durch welche er als Sclave nach Konstantinopel kam, wo er 18 Jahre schmachtete, bis seine Verwandten Nachricht von ihm erhielten und ihn mit theurem Lösegeld befreiten. Eine Beschreibung der merkwürdigen Lebensschicksale des Sebast v. Neuhausen hinterließ in Manuscript dem Kloster Roth im Jahr 1746, Pater Angelicus Maria Myller, der selbsten zweimal zu Jerusalem war, und woraus nachstehende Bruchstücke gezogen sind. „Auf einem Gaule auszuziehen, war dem Mörder nicht vergönnet, daher ihm seine treue Hauswirthin, die eine Edle v. Rißeck-Warthausen war, einen „groben" (starken) Esel zu Nürtingen kaufte, auf welchen er getrost sich setzte und das Land verließ, das er am dritten Tage schon hinter sich hatte. Da fiel er auf die Erde nieder, rief mit aufgehobenen Armen seinen beiden zurückgelassenen Knaben, seinem Weibe, seinem Begnadiger und allen seinen Lieben letztes Lebewohl zu und wandte sich nach Tyrol. Schnee hatte bereits das Land bedeckt, und unter unsäglichen Gefahren, Entbehrungen und Leiden erreichte er um Weihnachten Venedig. Von dort aus zog er nach Ragusa, hierauf schiffte er nach Corfu, nach Candia und

dann nach Rhodus. Großmeister des Johanniterordens war damals Philipp de Villiers, ein Mann in voller Leibeskraft, der, als er mich abgemagerten Pilgrim (sagt Sebast selbsten) bedauerlich anschaute, trüblich fragte: Ob die Teutschen keine bessern Männern nach Rhodus schicken könnten, als mich? Nach wenigen Tagen Ruh und genugsamer Nahrung war ich dermaßen erstarket, daß ich zum Vordienst eingeschulet werden konnte, wobei ich mich nicht zum ungeschicktesten benommen, auch war ich meiner Schreibkunde wegen bald sehr beliebet bei dem Großmeister.

Ein volles Jahr verging in ruhigen Wachdiensten auf den Schirmwehren der Stadt. Da trieb sich die Kunde heran, ein namhaft Heer [illegible] sei im Anmarsch, welche Kunde in weniger denn sechs Tagen sichtlich sich bestätigte. In zwei Abtheilungen erschienen die Feinde, unter Anführung Sul Bey-Ta. Reiter umritten täglich in kleiner Zahl die Stadt, jedes Gemäuer auf Pfeilweite erspähend, dann verschwanden sie wieder, Jedermann beraubend und mit sich führend, wen sie erreichten, auch schnitten sie der Stadt die Lebensmittel ab, welche durch die Umwohner auf Kameelen sonst täglich eingebracht wurden. Denn die Umgegend von Rhodus ist, obgleich sehr bergig, doch außerordentlich fruchtbar. Allein was zu Lande abging, das wurde auf dem Wasser herbeigeschafft, so daß kein eigentlicher Mangel eintrat. Jetzt aber wurden auch feindliche Schiffe in der Nähe des Hafens gesehen, deren Zahl bis auf siebenzig sich *nach und nach* steigerte.

Alle Tage ging der Großmeister hinaus, um sich von der nahenden Gefahr treulich zu überzeugen, immer aber kehrte er augfällig getrost zurück, traf aber in der Stille jed mögliche Vorsichtsmaßregeln. Es entstand jetzt Theurung und nicht lange darauf große Noth; es wurde gejammert und endlich der Großmeister mit Bitten bestürmet, seine Waffen gegen den Feind zu gebrauchen. de Villiers aber that, als ob er keine Ohren und keinen Muth hätte, weil er wohl wußte, daß, so lang die Noth die Bevölkerung von Rhodus nicht zum Mitkampfe gegen den vierzigtausend Mann starken Feind dränge, er mit seinen 170 Rittern und 700 Söldlingen aus allen Weltgegenden nicht gar viel ausrichten werde. Endlich da die Noth am größten war, berief er in der Stille nach Untergang der Sonne alle streitbaren Männer zusammen, und forderte sie auf, einen Schlag mit ihm in bevorstehender Nacht gegen den Feind zu wagen, indem bis gegen Mitternacht Beiram (ein hohes Fest bei den Türken) eintrete, zu welchem Vorhaben ihm alle Versammelten muthig gewillet waren. Hierauf gab der Großmeister jedem Johanniter-Ritter drei Bewaffnete und zwölf Bürger bei, welch letztere insgesammt vortreffliche Schwimmer waren. Jedem Häuflein gab er eine Nummer als Losung, viel Schwimmer führten Bohrer bei sich und ölgedrängte Strohwische, nebenbei waren sie behängt mit verborgenen Lampen, Säbeln und Stoßmessern. Auf langen zusammengenagelten Brettern schwamm unser kleines Heer bei herrlichem Sternenhimmel aus nach den eine welsche Meile vom Hafen entfernt liegenden Schif-

fen, die gleich einem Halbmond aufgestellet und mit leichten Ketten sicher an einander gekuppelt waren. Sicher schlief auf den Schiffen der Feinde Mann und Maus, Nichts als auf dem Hauptschiffe hörte man Gebete der Molas. Unvermerkt kamen unsere Bretter dem feindlichen Kranze unter ihren Ketten hinweg in den Rücken und unsere Hände arbeiteten mit den Bohrern mehr denn fleißig je am dritten Schiff. Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, da merkten die Türken, daß etwas um sie her vorgegangen war, denn sie fühlten Wassernoth und nebenbei brannten einige Dutzend ihrer Herbergen unlöschbar. Hier Wasser, dort Feuer! Hier das Schwert, dort der Stoßdolch! Schreckliches Verderben! Entsetzlich Hilfegeschrei! Vergebens! Ehe der Tag graute, war die ganze Seemacht vertilget bis auf das letzte Fahrzeug. Nur das große Segelschiff schwamm noch umher mit dem verzweifelnden Sul-Bei, der nach mannhafter Gegenwehr sich endlich ergeben mußte, mit all seinem Reichthum.

Dieses Schiff konnte seiner Schwere wegen nicht in den kleinen Hafen, der gar seichten Wassers ist, gebracht werden, daher man es beim Thurm Sant Angelo anlegte und seines Inhalts leichter machte. Es befanden sich auf dem Schiffe 28 Talente Goldes und 24 tausend Rubien. Das Gold behielt der Großmeister für den Johanniterschatz, das Silber wurde gleich vertheilet unter alle die, welche mitgezogen waren in der bemeldten Nacht. Den Sul-Bei fragte de Villiers: was würdest du mit mir beginnen, wenn ich in deine Hände gekommen, wie du in die meine? „Ich würde dich enthaup-

ten und deinen Kopf spießen lassen!" antwortete der Türke unerschrocken. Für deinen Freimuth schenke ich dir dein Leben nebst allen deinen Dienern und Weibern zur freien Verfügung. Zieh hin zu deinen Brüdern und sei frei! Sul-Bei bedachte sich nicht lange, von dieser Gunst Gebrauch zu machen, zog zum Landheer über die Berge und zeigte demselben seine gänzliche Niederlage an, worauf die Sarazenen nicht nur die Umgegend der Stadt, sondern die ganze Insel Rhodus verließen. Jedoch blieb der Weg nach Jerusalem immerhin unsicher für die Pilger, daher von Rhodus aus jede Caravane von den Johannitern abwechslungsweise bis nach Jerusalem hin und her begleitet wurde. Da ward des Bleibens denn bei Keinem lange an einem Ort, bald gings nach Limiso, nach Cypern, nach Nicosia, Gaza, Joppen, Larissa, Scio, Metelino und noch viel andern Orten. Ehe ich aber unter die Ordensritter aufgenommen wurde, vergingen vier volle Jahre, inner welcher Zeit ich fünfmal gegen die Türken mich schlug, wodurch ich „Ritter aus Gnaden" wurde, obgleich ich „Ritter von Rechtswegen" war, weil ich meinen Ahnenadel wohl darzuthun vermochte, allein er war beschimpfet. Im Jahr 1488 geschah meine förmliche Aufnahme in den Orden und zwar also: „Ich mußte in ein Bad steigen, und dann, nur mit einer Leibbinde umgeben, nackt in den Kreis der eben zu Rhodus anwesenden Ritter treten, von welchen Einer meinen Körper auf's Genaueste prüfte, ob an demselben kein Schandmal sichtbar, ob derselbe benarbet und wenn, woher die Narben rühren, ob von den

Türken oder ſonſt woher. Endlich ob ich keine Beſchneidung erlitten. Nachdem dieſe Unterſuchung bis aufs Kleinſte ins Cavalierbuch eingeſchrieben war, wurden mir die Unterkleider zum Anziehen gegeben, dann mußte ich den üblichen „Raymund du Puy-Eid ablegen, wornach ich zur Kranken- und Armenpflege, zur Keuſchheit und zum ewigen Krieg gegen die Türken verbunden wurde, auch wurde ich zu einer der „acht Zungen“, nämlich zur teutſchen eingetheilt. Worauf mir ein ſchwarzer langer Mantel umgeworfen wurde, an welchem auf linker Bruſt ein großes achteckiges weißes Kreuz ſichtbar war, in deſſen Mitte ein kleines gleichförmiges goldenes Kreuzlein ſtrahlte, auf welchem die Worte zu leſen waren: „Pro Fide“ (für den Glauben). Jetzt trat der Großmeiſter des Ordens, de Villiers, vor mich und legte ein breites Schwert mit den Worten auf meine rechte Schulter: „Wir Großmeiſter des heiligen Hoſpitals zu Sct. Johann von Jeruſalem, und Quardian der Armee Jeſu Chriſti, nehme dich, kraft meiner fürſtlichen Würde, in unſern Ritterbund auf und gebe dir dieſes Schwert, es zu führen gegen die Ungläubigen bis zu deinem Tode.“ Raymund du Puy war im zwölften Jahrhundert Großmeiſter der Johanniter, und hatte den Anfangs geiſtlichen Orden zu einem weltlichen gemacht und in acht Zungen (Bezirke) eingetheilt. Sie heißen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Caſtilien, England und Teutſchland (welches die vornehmſte Zunge ausmacht und die bei Großmeiſterwahlen drei Stimmen *hat). Der Teutſchmeiſter* hatte ſeinen Sitz zu Mergentheim

auf dem Schloß Neuhaus und mußte ein Reichsfürst sein. Mein erster Zug als Ritter ging nach Cypern, auf welcher Insel die Sarazenen gelandet und ein schreckliches Blutbad aller Orten angerichtet hatten. Es war im Februar 1490, als unsere Fahrzeuge das Vorgebirg Capo Baso erreichten, und der Leichtigkeit unserer Schiffe wegen konnten wir bei Salines landen, von wo aus der nächste Weg zu Land nach der Festung Nicosia ist, welche von den Türken eng blokiret war und die von unserer Annäherung keinen Gedanken hatten. Unsere Zahl war mit denen, die als Flüchtling von den verheerten Orten uns zuliefen, etwa 5000 Köpfe, von denen aber kaum 3000 wehrbar waren. Die Zahl der Türken 7—8000, wovon aber mehr denn die Hälfte zu Famagusta, einer guten Hafenstadt, zehn welsche Meilen von Nicosia entfernt lagen. Nicosias feste Werke gleichen einem Stern mit eilf mächtigen Dreieckwehren, um welche ein 5 Klafter breiter und 4 Klafter tiefer Wassergraben sich ziehet, dessen Gewässer der hohen Berge wegen nicht abgeschnitten werden können und die von Zeit zu Zeit hoch anschwellen. Im Ganzen mochten etwa 3000 Feinde Nicosia umlagert haben, als wir sie trafen. Vor ihrem Lager, gegen Salines hin, war ein Wald von hohen Spießen zu sehen, auf deren jedem ein Christenkopf ohne Ohren zu schauen war, das schreckliche Loos denen in der Festung andeutend, sobald ihre Mauern erstiegen würden, wozu die Türken aber nur noch den Heranzug ihrer zu Famagusta bereits aufgebrochenen Glaubensbrüder erwarten wollten. Ehe aber diese Hilfe ihnen erschien,

waren die Belagerer von Nicosia mit Gottes und der gebenedeiten Mutter Hilfe allesammt aus der Zahl der Lebendigen vertilget.

Nördlich des Berges Pyrr und der Ruhestätthöhe des Rhodus stiegen wir hinan und überschauten weithin die ganze Gegend des Kriegslagers und die Stadt. Eine Reihe von Fahnen mit dem heil. Kreuze und dem Johanniterzeichen ließen wir in den Lüften flattern, so daß die Inwohner von Nicosia uns eher erblickten, als die Türken. „Jesus Maria, hilf siegen!“ schallte es jetzt aus tausend Kehlen und in der Stadt drüben widerhallte es: „Jesus Maria!“ Ohne einen Pfeil der Sehne zu entsenden, griffen wir zu den in Menge zu unsern Füßen liegenden Steinen und stürmten die Anhöhe hinab, einen schrecklichen Hagel über die Feinde verbreitend, die allen Muth verloren und nach ihren Zelten sich zu flüchten suchten, welche mit starkem Geflechte überzogen waren, und das sie auf einige Zeit vor unsern Steinen barg. Wohl zwei Stunden ward uns geboten, die zu unsern Füßen liegende Steine nach den Zelten zu werfen, damit die Wege in dem feindlichen Lager uneben gemacht wurden; dann banden wir an unsere Pfeilfedern brennende Reiser, und schoßen dieselbe nach den verschanzten Zelten. Nicht lange, so flackerte da und dorten eine Flamme auf, welche die Türken nicht zu löschen vermochten, weil ihnen das Wasser mangelte, das zwar in nächster Nähe von ihnen floß, aber von den Stadtbewohnern dermaßen mit Pfeilen bedroht war, daß an ein Herbeischaffen dieses nassen Elements nicht zu den-

ken war. Immer mehr griff das Feuer um sich und entzündete endlich auch die Hütte, worin der heilige Koran (Gesetzbuch der Türken) aufbewahrt war, und worin die Prophetendiener sich aufhielten. Da entstand ein allgemeiner Jammer, aber zugleich hob sich auch der Muth der Feinde, sich an uns zu rächen auf den Tod. Sie sammelten sich unter unserm Steinregen und stürmten mit wüthendem Geschrei gegen uns heran. Die Vorderwehr der unsern bildeten die Johanniter mit Panzer, Helm und Schwert. An ihren Leibern prallten alle Wurfgeschoße der Türken ab, während unser hinterer Haufen unaufhörlich vernichtenden Steinhagel auf die andringenden Türken, gleichwie von einem Dache herab warfen. Jeder Wurf traf und ließ seine blutige Spuren zurück, weil die Steine meistens scharfe Schiefer waren, die sich von der Höhe des Berges losgetrennt hatten. „Moia ta well haih Alla!“ das heißt: „Uns hat Gott verlassen!“ wanden sie sich gegen die Stadt, um über dem Flusse, der die Wassergraben speiset, ihr Heil zu suchen. Eben aber auch war das Wasser hoch angeschwollen und wer nicht schwimmen konnte, und sich hineinstürzte oder hineingestürzt wurde, im Drange der Flucht, der war eine Beute des Todes. Zu gleicher Zeit sprangen die Thore von Nicosia auf und die Bevölkerung, Jung und Alt, Weib und Maid, stürzte mit gräßlicher Rache auf die sich auf's jenseitige Gebiet, genannt „Sturrhgy,“ geretteten Türken, und hieben, stachen und schoßen gnadlos Jeden nieder. Als dieses blutige Unglück die noch Wehrhaften sahen, warfen sie ihre Waffen

weg, schlugen die Arme über einander und stürzten sich alle sammt und sonders in die Fluth. Ohne den Versuch zu wagen, durch schwimmen zu entrinnen, ertränkten sie sich alle, die es noch vermochten, und am andern Morgen war nicht ein einzig Lebendiger mehr zu finden. Die auf dem Lande Liegenden hatten sich selbst erstochen, oder waren sie von den noch Lebenden weniger Verwundeten umgebracht. Allen Weibern stack ein Dolch in der linken Brust, und ihr Antlitz schaute gegen Abend, während die Männer nach Morgen schauten. Die ganze Zahl der herumliegenden Todten waren 2857, ohne die, welche der Strom davon wälzte. Sechs Tage darnach kamen die Ertrunkenen ihren gegen Nicosia heranrückenden Brüdern entgegen; da diese aber die Leichen ihrer Brüder sahen, kehrten sie eiligst nach Famagusta um und versuchten ihr Heil in der Flucht, weil aber die Famagustier Nachricht von der Niederlage der Türken erhalten hatten, so griffen sie zu den Waffen gegen ihre schändlichen Bedrücker und ließen sie nicht mehr in ihre Stadt ein, auch überwältigten sie die türkische Schiffsmannschaft, welche im Hafen Wache hielt und machten auf diese Weise der möglichen Flucht ein Ende. Wir erreichten die Türken, und alle mußten über die Klinge springen, wenige fanden ihren Tod in den Wäldern durch Hunger und Elend. Unsere Beute war groß, doch wurde das Errungene den ausgeplünderten und unglücklichen Bewohnern der Insel Cypern ausgetheilt. Besonders war von großer Wichtigkeit für die Bewohner der Waffenvorrath, der in ihre Hände kam und wodurch eine

erhebliche Masse bewehrter streitbarer Männer sich bilden konnte, wenn je wieder ein Landungsversuch der Feinde des Kreuzes gemacht werden wollte. So viel mir bekannt ist, ist auch nicht ein Bote entronnen, der in groß Kairo, von wo der Heerzug ausging, hätte Nachricht von bemeldter Niederlage machen können. Ein Jahr später schifften wir nach Syrien.

Akra war unser Zielort, aber bevor wir dahin kamen, sollte uns eine jammervolle Schiffsnoth heimsuchen. Gleich beim Auslaufen aus Famagusta erfaßte uns eine Wasserhose und zertrümmerte unser Schiff. Von 370 Mann retteten sich nur 191, theils durch Schwimmen, theils auf den zwei Beinachen, welche unversehrt blieben, und auf welchen wir zurück in den Hafen zu rudern vermochten. Der mittlere Finger der linken Hand wurde mir bei diesem Unglück von einem meiner Schiffskameraden, im Kampfe um das Leben, abgebissen. Wir fielen nämlich zu Neun mit einander in die See, wo jeder eine Habe an dem Andern zu finden suchte. So geschah es, daß Einer meinen rechten Arm umfaßte, den ich mit der linken Hand befreien wollte von der angehängten Last. Dieser aber erwischte mich in seiner Verzweiflung mit den Zähnen und ließ mich nicht eher wieder fahren, bis er mit meinem Finger im Meere versank. Mehrere Tage lag ich in schwerem Krampfe darnieder, von welchem mich ein Nikomedier dadurch heilte, daß er den Stummel mir aus dem Gewerbe der Hand auslöste, die übrige Haut beizog und Mumiensalbe darauf that. Aus was diese Mumiensalbe gemacht ist, weiß ich nicht, so viel habe ich

vernommen, daß sie aus pulverisirter Menschenhaut und Knochen, Terpentin, Myrrhen und andern Spezereien zusammengesetzet sei. Und wäre ich diesem alten, beinahe blinden Arzt nicht in die Hände gefallen, so glaube ich, daß ich nicht mehr davon gekommen wäre; denn seit etlichen Tagen lag ich starr darnieder, auch ließ mir der Alte unter der Zunge zur Ader, wo ein schwarzer Blutkanal sich gezeigt haben soll, welcher nur bei den Wuthsüchtigen zuweilen sich zeiget, die etwa von einem grimmen Thier gebissen wurden. Als ich von der drohenden Lebensgefahr errettet und wieder meiner Gedanken mächtig war, fühlte ich eine Filzigkeit und Steifheit in meinem linken Arme, daß ich zu jedem Geschäfte untauglich mich achtete; bald aber hatte auch mein Arzt damit mir geholfen, daß er mir ein wohlriechend Schmalz brachte, womit ich meinen Arm täglich zweimal reiben mußte, worauf ich den zwanzigsten Tag geheilet war, und worauf ich mit neuen Genossen auf einem venetianischen Schiffe abfuhr. Das Schiff war ganz neu und schwamm das erstemal auf der See, daher stiegen wir gar getrost ein und erreichten nach sechszehntägiger Fahrt Akra, eine Stadt mit gutem Hafen, den wir uns noch in den Händen der Christen dachten. Aber, o weh! die Türken hatten die Stadt wieder inne und wir mußten eiligst unsere Segel ausspannen und weiter schiffen. Am dritten Tage fanden wir einen Landungsplatz bei Alpeo, ein kleines Städtlein am Meer, sechzig Meilen von Jerusalem. Ein unnennbares Sehnen bemächtigte sich meiner, nach dieser heiligen Stadt zu kommen, aber es wollte

ſich lange kein Zug dahin zuſammenthun. Nichtsdeſto-weniger aber ſtreiften wir ruhlos zum Schutze der Pilger nah und ferne herum. Hunger, Durſt und Elend, Kampf gegen die Feinde, Pflege der Kranken, Tröſtung der Sterbenden, Beſtattung der Todten war unſere allſeitige Loſung viele Jahre lang. Dabei kamen wir bis nach Damaskus hinauf. Endlich, den 24. Jänner 1507, wurde uns die Weiſung ertheilet, eine große Caravane Pilger, worunter die vornehmſten ein Fürſt Nicolaus von Parma und ein Prinz von Savoyen waren. Dieſe führten viel reiſig Gefolge mit, auch vielerlei Affen zur Kurzweil. Der Fürſt von Parma war ein klein buckelig Männlein, das beinahe ausſah wie ſeine Affen, welche er bei ſich führete, auch verſtand er ihre Künſte trefflich nachzumachen, wodurch er auf den Oeden, über welche wir mühſam pilgerten, uns manche Freude machte; was er that, thaten auch ſeine Affen. Schwang er den Sabel, ſo holten ſie auch den um ſich hängenden hervor und machten gleiche Bewegungen. Zwei Tagreiſen vor Jeruſalem ſtieß eine von den Türken geängſtete kleine Pilgerzahl zu uns, und kurze Zeit darauf ſahen wir ihre Verfolger hinter den Bergen von Darteſe hervorkommen, nicht ahnend und nicht erſchauend unſer kleines Heer von etwa 300 ſtreitbaren Männern, denn wir hatten eben gelagert in halb Mann hohem Gras an ſchattigem Hügel, und wären von unſerm Ruheplatz nicht dicke Rauchdämpfe aufgeſtiegen, die Raubhorde hätte uns nicht erſpähet. So aber ritten etwa 40 Spahis herbei und glaubten uns zu überfallen; wir hielten uns gar ruhig,

bis ſie beihanden waren, dann ſchleuderten wir unſere Wurfgeſchoſſe mit Sicherheit und in ſo großer Zahl auf die Gekommenen ab, daß 32 verwundet in unſere Gewalt fielen, die übrigen ergriffen die Flucht und jagten davon. Von den Gefangenen erſtachen ſich augenblicklich diejenigen, welche noch Kraft und Zeit genug hatten, den Dolch gegen ſich und ihre Pferde zu ſchwingen. Einige ſtarben an ihren erhaltenen Wunden und den noch drei Lebenden wurde der Kopf geſpalten. Ihre Leichen wurden neben einander auf dürres Strauchwerk gelegt und verbrannt, hernach in den Sand verſcharret. Das Verbrennen geſchah deßhalb, daß ſie ihren Glaubensbrüdern, früher oder ſpäter, wenn ſie ihre Vermißten aufſuchen ſollten, unkenntlich wären, ob die Todten Chriſten oder Türken wären. Die Pferde ließen wir für die Beſtien zum Fraße liegen, wodurch die Raubthiere geſättigt und den Menſchen unſchädlicher werden.

Den 2. Februar bemeldten Jahres, vor Sonnenuntergang, erblickte ich mit meinen Reiſegefährten von der Höhe Seba aus, welcher Berg eine gute Stunde Weges von Jeruſalem iſt, die Stadt. Der Platz, worauf wir fußeten, iſt kahl und ſteinigt; kein Gräslein und kein Baum erfreuet das Auge; nur ein hohes hölzernes Kreuz neben einer alten Ceder ſchmücket des Berges Scheitel. Ehedem ſoll König Joſaphat ein prachtvoll Gebäude da bewohnt haben, von welchem aber keine Spur mehr zu ſehen, mit Ausnahme eines verfallenen Gewölbes, das aber das „Prophetengrab“ genennet wird. Lange verweilte ich an dieſer Stätte und konnte mich

nicht ſatt ſehen an der Gegend und an der Stadt, die vor mir im Glanze des Abendlichtes lag. Schon fing es an zu dunkeln, als ich hinabſtieg nach der Straße, die von Rama nach der trauernden Tochter Zions führet. Mit dem Einbruch der Nacht erreichten wir das Kloſter Sankti Salvatoris, das nicht weit von den damasceniſchen Pforten entfernt lieget, und in deſſen weitläufigen Räumen wir bequemlich ſelbige Nacht zu ruhen vermochten, und uns auch gütlich thun konnten mit Speiſe und Trank; denn bis jetzt hatten wir nur ſpärlichen Reistaig an der Sonne getrocknet, zur Speiſe, und ſaure Milch „Jugurtha“ genennet, zum Tranke. Von allen Nationen und in allen Weltſprachen, welche auch geſchrieben werden, findet jeder Pilgrim in ſeiner Redweiſe einen Denkſpruch in dieſem Kloſter aufgehängt. Beſonders ergötzlich war es mir, von dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, der 1482 hierher gefahrtet war, und mich nach Rhodus exelirte, nachſtehende Reimſtrophen auf Pergament zu finden:

O Menſch! Bedrängter Wandersmann!
Bedenk' dein Weg und Straßen;
Sieh! d'Welt dir nichts mehr helfen kann,
Auch keine Wohnung laſſen.
Reiſ' hin! Reiſ' her! ſuch' da! ſuch' dort!
Ein' Stadt darin zu bleiben,
So wirſt bald hören: Pack' dich fort!
Zeit kommt dich zu vertreiben.

Gleichwie die Zeit mit Ewigkeit,
Nicht kann verglichen werden;

So kann der Seel' Unsterblichkeit,
Nicht b'ständig sein auf Erden.
Nun wand're denn durch Tugendweg',
Durch hartes Kreuz und Leiden;
So wird der sich're Himmelssteg
Dein' Seel' von Gott nicht scheiden.

Geschieht's daß dich der Pilgerstab,
In arme Hütten führet;
Vergnüg' dich da und weich' nicht ab,
Weil Gott sie selbst gezieret;
Da er im Stall geboren war,
Kein Herberg' sonst zugegen;
Freund' ihm so viel nicht gaben dar,
Wo Er sein Haupt konnt' legen.

G'schiehts, daß die Armuth bei der Thür
Dich Durst und Hunger plagen;
Trau' fest auf Gott! trau' für und für!
So wirst niemals verzagen.
Wann Gott die jungen Raben all'
Vor Hunger nicht läßt sterben,
Sein Ebenbild in diesem Fall
Viel minder wird verderben.

Den andern Morgen stellte ich mich mit den noch mit mir angekommenen Johannisrittern unserem Oberen vor, der uns dann in die heilige Messe begleitete und nach Beendigung derselben uns eine Beschreibung der Sehenswürdigkeiten der Stadt einhändigte, worauf wir uns nach den angemerkten Orten begaben, um dieselben zu beschauen. Der erste Gang war auf die Höhe des Berges Sion gerichtet, auf dessen Mitte unsere Kloster-

herberge ſtand, wo wir ein weiteres Kloſter trafen, das laut ſeiner lateiniſchen Inſchrift 1219 erbaut wurde, und auf dem Platze ſtehen ſoll, wo ſonſt die Burg Davids ſtand und wo Salomon begraben wurde. Von hier aus iſt gegen Sonnenuntergang die ganze heilige Stadt zu überſchauen, deren Häuſer alle platte Dächer haben, auf welchen wunderliebliche Blumen und Bäume blühen, ſo daß man einen ſchmucken Garten unter ſich zu ſehen glaubt. Da fanden wir einen frommen Gläubigen, der uns alle Orte, welche die heilige Schrift benennet, aufs genaueſte zeigte und beſchrieb. Ein volles Jahr war mein Standort mit der Pflicht zu Jeruſalem, daß ich bald nach Sidon, Sarepta, Tyrus, Ptolemaida oder ans rothe Meer Pilgrimbegleiter machen mußte.

Auf dieſen meinen Hin- und Herreiſen kam ich auch nach Joppen, und weil es ſchon ſpät in der Nacht war, ſo mußten wir uns in gar niederer Hütte vor der Stadt, oder vielmehr Dorf, uns begnügen, ohne alle Erquickung. Der Himmel war wunderblau mit entzücklichem Sternengefunkel geſchmücket, deſſen göttlicher Anblick mich nicht in meiner Kammer ruhen ließ, wo mich eine zahlloſe Menge Geſchmeiß plagte, das mir ohnehin keinen Schlummer gewährte. Wohl mochte es Mitternacht ſein, als ich unter blühenden Weinſtöcken, die in langen Gängen an Olivenbäumen ſich hinaufwindend vor dem Dorfe wachſen, hinwandelte. Stille betete ich zu Gott um Vergebung meines Todtſchlags, für das Glück meiner Kinder, und das Wohl aller meiner Lieben daheim. Da hörte ich ein leiſes Geflüſter, dem ich aufmerkſames Ohr

lich. Nach wenigen Minuten sah ich zwei Gestalten an mir vorbeigehen, die ich ihres leichten Schrittes wegen für junge Mädchen hielt. Ihr Anzug glich einer Vermummung; in der Hand trug jede einen großen Krug. Plötzlich blieben sie stehen und mahnten einander in griechischer Sprache an unverbrüchliches Stillschweigen, so lange sie schöpfen, heimgehen und die Aepfel sich drehen würden. Unvermerkt blieb ich stehen, bis die beiden Wasserholenden wieder des Weges zurückkamen, worauf ich ihnen in einiger Entfernung nachfolgte, bis sie in ein nettes Häuslein verschwanden. Ich näherte mich dem Häuslein, um etwas vielleicht erhorchen zu können, weil aber die Häuser in diesem Lande die Fenster nur auf einer Seite haben, nämlich nach einem kleinen umschlossenen Hof hinaus, so war ich in meinem Forschen auf eine kleine Weile gehemmt. Ich umschritt die Wohnung und sah eine schüchterne Helle im Erdgeschoß, was meine Neugierde auf's Neue anfachte. Leise überstieg ich den Zaun und nahte mich dem erhellten Fenster, durch welches ich gut zu blicken vermochte, denn statt den Glasscheiben ziehen die Einwohner ein mehr oder weniger fein Geflecht über die Fenster. An einer niedern Bank, worauf eine große irdene Schüssel stand, standen die zwei Mädchen, denen ich nachgeschlichen war, in weißem Gewande, so einfach wie im Hemde. Ihre Brüste waren blos und auch ihre Arme. Um die Lende hatte jede einen rothen handbreiten Streif gewunden, der vornen in zwei Lappen bis auf die Kniee hinabhing und deren Ende bemodelt und mit langem Gefranze benähet war.

Auf dem Kopfe hatten beide grüne Gewinde, mir ſchien es Rosmarin zu ſein. Jetzt kreuzten die Beiden ihre Arme und beteten kurz aber andächtig ein ſtilles Gebet, dann warfen ſie aus einer Citronenſchale ein Häuflein Gewürznelken, dafür ſah ich's wenigſtens an, vor ſich hin und jede ſteckte eine gewiſſe Zahl derſelben in einen Granatapfel, der bisher zwiſchen ihren Brüſten lag. Als dieſe Arbeit fertig war, fiel das eine Maid auf die Knie und betete abermals ſtill, dann ſtand ſie raſch auf, goß ihren Krug Waſſer hoch und ſchnell herab in die Schüſſel und warf den geſpickten Granatapfel in die kreiſende Fluth und ſchaute aufmerkſam der ſchwimmenden Frucht zu, an welcher ſie ihr künftiges Schickſal zu leſen ſchien. Nachdem das Waſſer ruhig geworden war, tauchte die Beſchauerin traurig ihre Finger hinein, beſprengte ſich damit und ſchüttelte ſtille das Waſſer wieder in den vorhin geleerten Krug. Gleich alſo that ihre Freundin mit ihrem Waſſer und ihrem Apfel. Dieſe aber ſprang nach einer Weile freudiglich mit dem Rufe auf: „Er wird der Meine! und ſechs Kinder werden mich erfreuen!“ Die Traurige that ſich ihr Kränzlein vom Kopfe, kleidete ſich tagüblich an, nahm ihren Waſſerkrug und ging davon, worauf die Glückliche den brennenden Nußkern, der im Oele ſtack, verlöſchte. Den kommenden Morgen fragte ich unſern Muckaro oder Karavanenführer, welch' Bewandtniß dieſe vergangene Nacht geſehene Spielerei habe, da antwortete der Befragte: Wenn hier zu Land ein Jüngling um eine Jungfrau freiet, ſo ſchickt er ihr einen Granatapfel, welchen ſie, wie du geſehen haſt, lautlos in

Farben, binden ihm zwei Bänder an die Arme und führen ihn im Triumphe vor das Haus der Braut, welche verschleiert herausgeholt wird, ihren Bräutigam zu empfangen. Diese setzt ihm eine rothe Kappe mit reicher Trodel auf, wofür er alle Blumen, die er an sich träget, ihr zu Füßen streuet. Jetzt verlauft sich die Menge und der Vater der Braut ladet den Eidam zum Eintritt ein, und die Ehe wird noch selbigen Tag geschlossen, die gemeinschaftliche Haushaltung findet erst dann statt, wenn die junge Frau erklärt, daß sie in guter Hoffnung seie; so lange dieß nicht geschiehet, wird die Ehe als ungesetzlich betrachtet, und der Mann kann nach drei Jahren seine Frau wieder verstoßen, und sie von ihrem Manne nach sieben Jahren sich trennen. Kaum hat dieser Aufzug ein Ende, so stellte sich meinem Aug ein anderer dar, nämlich ein Leichenbegängniß, wie ich noch keines gesehen. Auf einer Art flacher Mulde, mit sechs Handgriffen, trug man einen Todten heran: es war ein Mann von vierzig Jahren, wie man mir sagte, der eine Frau und 9 Kinder hinterließ. Der Todte lag ganz nackt auf der Tragbahre, nur über die Schamgegend war ein Schaffell geleget. Sieben Verwandte oder gute Freunde des Verstorbenen stehen vom Trauerhause bis zum Gottesacker in gleicher Entfernung von einander, und wenn der Leichnam nahet, rufen die Aufgestellten laut: „Stehe auf zum Gericht!“ Am Grabe stehen zwei Männer, der eine rechts, der andere links. Mit dem Todten wird jetzt abgeruhet und der Eine der Zweien verkündet in langen Worten die allgemeinen Sünden des Verstorbenen,

nur dann ſagen ſie Nein, wenn ſie beim Zerſchneiden der Frucht einen Wurm darin finden.

Während dem der Muckaro mir dieß erklärte, hörten wir den Ton eines Saiteninſtruments. Wir ſchauten uns um und ein alter Mann mit einer Art Harfe ſchritt dem Hauſe zu, worin ich verwichene Nacht das Erzählte geſehen. Wunderlicher kann man einen Narren nicht kleiden, als dieſer Harfenſpieler. An den Füßen bunt bemalte Holzſchuhe, die Beine bis an die Kniee bloß, jedoch ebenfalls mit rothen, grünen blauen, und gelben Streifen beſchmieret; gelbe weite Hoſen, an welchen Glöcklein und Röllchen hängen; dann ein vielfarbig Hemd ohne Aermel; über den Fäuſten befranzte Spangen, den einen Oberarm gelb, den andern roth angeſtrichen; in den Ohren hängen allerlei Figuren und auf dem Kopf hat er einen Filzhut, wie ein großer Trichter, auf welchem vornen der Name derjenigen zu leſen iſt, zu welcher er geſchickt wird, um ſeine Kunſt ihr darzubringen. Hat der Harfner an erſterm Ort ſein mehr als ſchlechtes Spiel und jämmerlich Geſchrei vollendet, ſo zieht er weiter, ſtellt ſich in gewiſſen Entfernungen wieder auf und verkündet dem ganzen Dorf die Neuigkeit, worauf ſich eine Menge lediger Burſche, jeder mit einigen Blumen, an des Bräutigams Hauſe ſammelt. Zwei von den Verſammelten gehen hinein ins Haus und ſuchen den ſchüchtern Thuenden ſo lang darin, bis ſie ihn finden. Hierauf ziehen ſie ihm ein buntes Hemd ohne Aermel, ein paar blendend weiße Hoſen und einen grünen Spenſer an, behängen ihm den ganzen Leib mit Blumen aller

Farben, binden ihm zwei Bänder an die Arme und führen ihn im Triumphe vor das Haus der Braut, welche verschleiert herausgeholt wird, ihren Bräutigam zu empfangen. Diese setzt ihm eine rothe Kappe mit reicher Trodel auf, wofür er alle Blumen, die er an sich träget, ihr zu Füßen streuet. Jetzt verlauft sich die Menge und der Vater der Braut ladet den Eidam zum Eintritt ein, und die Ehe wird noch selbigen Tag geschlossen, die gemeinschaftliche Haushaltung findet erst dann statt, wenn die junge Frau erklärt, daß sie in guter Hoffnung seie; so lange dieß nicht geschiehet, wird die Ehe als ungesetzlich betrachtet, und der Mann kann nach drei Jahren seine Frau wieder verstoßen, und sie von ihrem Manne nach sieben Jahren sich trennen. Kaum hat dieser Aufzug ein Ende, so stellte sich meinem Aug ein anderer dar, nämlich ein Leichenbegängniß, wie ich noch keines gesehen. Auf einer Art flacher Mulde, mit sechs Handgriffen, trug man einen Todten heran: es war ein Mann von vierzig Jahren, wie man mir sagte, der eine Frau und 9 Kinder hinterließ. Der Todte lag ganz nackt auf der Tragbahre, nur über die Schamgegend war ein Schaffell geleget. Sieben Verwandte oder gute Freunde des Verstorbenen stehen vom Trauerhause bis zum Gottesacker in gleicher Entfernung von einander, und wenn der Leichnam nahet, rufen die Aufgestellten laut: „Stehe auf zum Gericht!“ Am Grabe stehen zwei Männer, der eine rechts, der andere links. Mit dem Todten wird jetzt abgeruhet und der Eine der Zweien verkündet in langen Worten die allgemeinen Sünden des Verstorbenen,

ſodann unnachſichtlich die einzelnen, mit welchen er ſich etwa ausgezeichnet und worüber er beſtraft wurde. Iſt dieſer mit ſeiner Anklage zu Ende, ſo fangt der Andere mit einer Vertheidigung aller dem Entſeelten vorgeworfenen Miſſethaten an, und verſucht jed mögliche Entſchuldigung hervorzubringen. Haben Beide ihre Reden geſchloſſen, ſo fragt der Geiſtliche: „Soll der Entſeelte zu ſeiner Ehre beſtattet werden?“ — hierauf folgt bei braven Männern ein allgemeines „Ja!“ bei ſolchen aber, die ſich ſchändlich im Leben aufgeführet haben, folgt oft ein allgemeines „Nein“. Sind die Stimmen getheilt, ſo wird das Ja und Nein gezählet und je die Mehrzahl entſcheidet. Den Braven legt man mit dem Geſicht aufwärts gekehret ins Grab, wornach er mit einigen Palmblättern überdeckt, und dann von jedem Leidtragenden mit einer Handvoll Sand beworfen wird, als Zeichen des Wunſches, daß ihm die Erde leicht ſein möge. Den Schlechten wirft man, den Rücken aufwärts, in das Grab, Niemand beehrt ihn mit einer Palme und ſelbſt ſeine Kinder ſtreuen kein Sand auf ihn und Alle gehen theilnahmslos davon. Ein ſolches Todtengericht hat abſonderlich mich ſchwer ergriffen, denn juſt der, den ich beerdigen ſah, war einer von denen, die ehrlos verſcharret wurden. Er war ein Caffaropächter, (Zöllner) der ſich durch ſein Amt ſehr reich gemacht, aber ſchlechte Mittel angewendet und viele Menſchen durch Angabe bei den türkiſchen Kadis, ins Elend gebracht haben ſoll. Ach, dachte ich, eine ſolch ſchmachvolle Beerdigung würde auch dir daheim widerfahren ſein, nicht einmal auf dem allge-

meinen Gottesacker, ſondern in der vom Henker umfriedeten „Falſchen Mörderklinge“ würdeſt du verweſen. Mit ſolcherlei Gedanken beſchäftigt, kehrte ich zurück nach meiner Herberge, wo ich eben meine Caravane reiſefertig fand, denn die ſiebente Stunde des Tages war vorüber. Fünf Tage Reiſezeit war angenommen durch die Wüſte von Joppen nach Sadeja. Getroſt walleten wir weiter. Wohl ſechzehn Stunden Wegs ſiehet man die Fahne des Caſtells auf der Berghöhe von Joppen in den Lüften flattern, und ſobald dieſe dem Auge entſchwindet, fangen alle erdenklichen Mühſeligkeiten an. Die Wege hören auf, Sand und Diſtel hemmen jeden Fußtritt, reißende Beſtien und kriechendes Ungeziefer in ſtinkendem Schlamm ſpeiet giftigen Geifer gegen die Füße der Wanderer. Keine Stunde iſt der Pilger ſicher vor Ueberfall raub- und blutdürſtiger Barbaren, die hinter jedem Berge ihr Lager haben und die Müdigkeit vorbeiziehender Menſchen und Thiere ſich zu Nutzen machen, dieſelben ausplündern und beim geringſten Widerſtand morden. Mit all dieſen Leiden hatte diesmal unſere Caravane zu kämpfen, zehnfach verwundet von den Pfeilen und Spieſen der Araber, eitervoll und entkräftet kam ich im Weinmonat 1509 wieder zu Jeruſalem an.

Zwölf Wochen lag ich gar bresthaft zu Jeruſalem darnieder; darnach fühlte ich mich wieder alſo geſtärket, daß ich andern Kranken dienen konnte ohne Unterlaß. Mein erſter Ausgang war nach dem heiligen Grabe, um daſelbſt Gott für meine Geneſung zu danken. Es war ein ſchwüler Tag, und keine Seele auf der Straße zu

ſehen. Schweißtriefend kam ich an die heilige Stätte und nieder ſank ich auf meine Kniee. Da wars mir, als ob der Odem eines Menſchen mich anfächelte. Ich ſchaute um mich, ſah aber Niemand. Einen Augenblick darauf hatte ich eine Erſcheinung, die mir lange unerforſchlich blieb. Meine Gattin ſtand vor mir in heimathlichem Gewande; ihr Geſicht war bleich und den Zügen einer Entſeelten gleich. Das Roſter, das ich ihr mit einem ſilbernen Lämmlein vornen zur Ehe einſt gegeben, hing augfällig an ihrem Halſe. Sie bot mir die Rechte abſchieblich dar, die linke Hand zum Himmel erhoben. Schnell wollte ich die Dargebotene an meinen Mund drücken, in derſelben Sekunde aber war ihre Geſtalt zerfloſſen und mit ausgereckten Armen ſtand ich ſtaunend in dem Tempel der Chriſtenheit. Himmliſche, laß mich mit dir ziehen, denn wohin du wandelſt, da wohnen die Engel! rief ich thränenſchwer aus. Lange weilte ich an dem Altare, vor welchem die Entrückte ich geſehen und ſchaute ſehnſüchtig nach ihrem Bilde, aber es erſchien mir nicht mehr. Der Tag, an welchem ich dies Geſicht hatte, war der 8. Mai 1510, Abends ſechs Uhr. Und das war eben die Todesſtunde meiner Hauswirthin, wie ich ſpäter erzählen werde. Einem Ruf nach Damaskus, wo die Peſt im höchſten Grade ausgebrochen war, folgte ich mit gottergebenem Sinne. Ein ſchreckliches Elend hatte ſich bereits über dieſe Stadt gelagert, als ich dahin kam. Mehrere Meilen von den Thoren entfernt, fand ich Leichen ſolcher, die an der Peſt geſtorben waren, umherliegen; ihre Körper waren ſchwarz wie ein Eichſtamm.

Viele fand ich, die kraftlos zusammengesunken waren und hilfelos seufzeten nach einem Tropfen kühlen Wassers; Andere traf ich am Verenden in geistiger Abwesenheit, mit stieren Augen nach dem wolkenlosen Himmel schauend, von wo herab die Sonne brennend heiße Gluthen sandte. Ehe ich und meine Begleiter die Stadt erreichten, waren auch schon die Linderungsmittel, welche wir für unsere Glaubensbrüder von Jerusalem mitgenommen hatten, mehr als zur Hälfte vergabet an die obdachlosen Unglücklichen allerlei Glaubens. Und ob auch draußen das Elend jammervoll war, so war es doch noch viel größer in den Straßen und Häusern der Stadt. Das Spital St. Lazari, wohin wir gewiesen waren, war mit dreihundert Kranken überfüllet, und stündlich schwankten noch Hilfsuchende herbei oder trug man auf rohrgeflochtener Bahre Sterbende herein. Die ersten Anzeichen der Krankheit waren: Müdigkeit, brennender Durst, dumpfes Kopfweh, erst weiße, hernach schwarze Bläschen auf der Zunge. Bis zu diesem Zustand vermag der Pestkranke allein sich Hilfe zu schaffen, einen Trank sich zu bereiten von Meerzwiebeln ꝛc. Zeigen sich aber einmal schwarze Punkte an den Oberbacken des Gesichts, dann hat Jeder sein Haus zu bestellen, denn eh die Sonn dreimal sich neiget, ist er eine Leiche. Der Durst wird immer größer und steigert sich zu einer entsetzlichen Qual, die auch in der Bewußtlosigkeit des Kranken sich nicht mindert. Die Zunge wird schwarz und lederhart, die Lippen schwellen auf und gestalten sich brandigroth, der Augapfel vergrößert sich gar sehr;

das Geſicht dunſet ſich durch die erbſengroße Peſtblattern auf; am Unterleib und an fleiſchigen Theilen zeugen ſich erſt harte nußgroße Beulen, hernach bekommen ſie ein kleines Aug, das nach etwa ſechs Stunden fließend wird. Darnach tritt eine Steifigkeit der Glieder ein, die ſich in wenigen Stunden des ganzen Körpers bemächtigt, worauf dann der Tod eintritt. Nach dem Tode wird die Leiche ſchwarz, nur an der Naſe, den Händen und den Vorderfüßen nicht. Es gibt auch eine andere Art Peſt, die man die „gelbe" nennet, weil der daran Geſtorbene fahl ausſiehet, dieſe Krankheit iſt anſteckender, aber nicht ſo tödtlich als die „ſchwarze" Seuche, beſonders wenn man den Kranken zu einem Schweiß bringen kann, was bei den erſtbemeldten Kranken gar nicht möglich iſt. In einundzwanzig Tagen ſtarben ſiebenhundert und drei in unſerem Spital. Jeder der barmherzigen Brüder hatte täglich 10—12 Kranke zu verpflegen, und wenn einer derſelben ſtarb, hatte der Bruder die Pflicht, den Todten zu beerdigen. Ehe dies jedoch geſchah, wurde über dem Entſeelten die üblichen Gebete gehalten. Sobald aber Einer hinausgetragen war, ſo wurde ſeine Binſenmatte mit Aſchenwaſſer gewaſchen und die Kameelhaardecke geräuchert. Die Türken gingen nicht in das Spital, denn ſie hielten jede Vorkehrung gegen die Seuche für eine Sünde. Mit unbegreiflichem Gleichmuth liefen ſie umher, und wenn ſie die Krankheit fühlten, ſo kauften ſie ſich Eſſig und Zwiebel, ſetzten ſich in irgend ein Eck wo Schatten war und erwarteten getroſt den Tod. Die Vorübergehenden ſchoben ihnen ſo lange Zwiebel in

den Mund oder tränkten sie mit Essig, als ihre Lippen nicht schwarz waren. Trat aber einmal dieses Zeichen hervor, dann hielten sie jede Hilfleistung für vergebliche Mühe und riefen dem Sterbenden zu: „Der Prophet heile dich!“ - oder: „Pflege Gott!“ oder wenn er verschieden war: „Das Paradies über dir!“

Also dauerte das Schreckliche der Seuche wohl an 100 Tage schon, als ich nach Damaskus kam. Den 27sten Tag meines Aufenthalts daselbst überzog sich der Himmel mit röthlichen Wolken, die grau und immer grauer wurden und langsam sich zusammenzogen zu einem Gewitter. Es wehete eine Luft, so dick und schwül, daß Menschen und Thiere beinahe den Odem verloren, und ängstlich suchten besonders die vielen herrenlos umherlaufenden Hunde Schutz und Hilfe bei den Menschen. Die Vögel flogen in die Wohnungen und Strauße kamen in keuchendem Laufe vielleicht dreißig Meilen aus der Wüste herbei und versteckten sich in den Gewölben. Raubthiere, großer und kleiner Art, kamen in friedlichen Schaaren mit eingezogenen Schweifen vor die Ringmauern der Stadt und suchten eine Zuflucht darin: „Das ist der Odem des Propheten!“ sagten die alten Türken, „ehe sechs Tage schwinden, ist die Pestseuche hinweggehauchet in ferne Welten!“ Und sie hatten Recht. — Mitleidig wurden die zugeflüchteten Thiere gefüttert und keines verfolgte mehr das andere, als hätte eine allmächtige Hand alle gezähmet, wie einst im Paradiese. Je größer die schwarzen Wolken nordwestlich sich bildeten, und noch den Himmel überzogen, desto angstvoller wurden alle

lebendigen Wesen; doch nicht allein die Thierwelt bangte, auch die Bäume hingen welk die Blätter, als ob der Frost oder heißes Wasser über ihre Zweige gegossen worden wäre. Jetzt zuckten die Blitze und der Donner ließ sich spärlich vernehmen, der aber sich so eilig vermehrte und so furchtbare Schläge folgten, daß der Welt Ende nahe zu sein schien. Die zu Hunderten vor der Stadt hingelagerten Thiere ließen sich nicht mehr aufhalten, in entsetzlichen Sprüngen drangen sie in die Stadt und verbargen ihre Köpfe an den Luftzügen der kühlen Gewölbe. Jetzt fielen große Tropfen hernieder und mit einer Gewalt strömte der Regen herab, daß in wenigen Augenblicken die Gassen der Stadt überfluthet waren. Löwen, Panther, Tiger, Leoparden, Hunde, Schakale, Rothfüchse, Storche und Strauße standen gemischt untereinander und streckten die Köpfe in die Höhe, sich stärkend und erholend an den Wasserströmen. Lechzend hingen die Raubthiere ihre rothen Zungen weit heraus, um das kühle Element damit aufzufassen. Mitten unter dieses grausige Thiergemisch trug man Kranke und Sterbende und setzte sie dem Regen aus. Kein Gesunder versäumte eine Sekunde, diese Himmelswohlthat zu genießen; nichts am Leibe tragend, als einen kleinen Lendenschurz, standen nach abgethaner Arbeit die Menschen vor den Wohnungen und ganz nackte Kinder strichen den blutgierigsten Bestien die Schnauzen. Langsam fiel nach einigen Stunden der Regen und dauerte drei Tage, in welcher Zeit vor jedes Haus ein Steingefäß, worin man gewöhnlich den Hunden in den heißen Tagen barmherzigerweise Wasser gießet,

mit Mais, Reis, Wallnüssen ꝛc. gestellet, um damit die Thiere der Wüste zu füttern. Denn die Türken und die Christen haben allda den frommen Glauben, daß auch das reißendste Thier, wenn es Herberge bei den Menschen suchet, nicht erlegt, nicht einmal von der Thüre weggescheuchet werden solle. Und ich habe gesehen, daß die erquickten Wüstelagerer dankbar gegen ihre Wohlthäter waren. Nach geendigtem Regen zogen sie wieder friedlich ab, hinaus in ihre Freiheit. Ja ich habe mit angesehen, daß eine halberwachsene Löwin einem Pestkranken, der vor seinem Hause saß, die Hände leckte und den Kopf auf sein rechtes Knie legte, als wollte sie sagen: Noth macht Freunde! — Am vierten Tage waren die fremden Gäste fort und auch die Seuche war verschwunden. Nicht ein Sterbefall kam mehr vor, während vor Kurzem noch täglich mehr als 3—400 Personen erkrankten und starben. Der Himmel erhellte sich plötzlich und eine reine Luft wehete voll süßer Düfte. Die Bäume und Gewächse richteten sich zusehends auf und in Einem Tag war das Land, so weit das Auge sehen konnte, mit schuhhohem Grün bedeckt. Saaten, die man auswarf, wie z. B. Hanf, keimte am andern Tage schon aus der Erde und am zweiten Tag war der Halm eine Spanne lang. Würde hier von Zeit zu Zeit Regen kommen, so müßten in diesem Lande selbst Müßiggänger unter der Fruchtbarkeit des Bodens ersticken, denn die emsige Biene trägt ihren Honig in wenigen Wochen in Fülle dem Bewohner in das Haus, und das Gras wächst so hoch, wie ein Kameel. Schon acht Tage nach dem Regen

ging's aus Mähen und Tausende der Schafe, Kälber, Ochsen, Kühe und Esel wurden aus den Dörfern nach der Stadt gebracht, und es wurden große Märkte gehalten, bei welchen hauptsächlich die Israeliten gute Geschäfte machten, in deren Händen aller Kleinhandel ist. Den Großhandel führen türkische Beamte. Wenn nun ein Jud oder Christ auf den Markt kommt, so darf er nicht zwei Schafe, zwei Ochsen ꝛc. zumal kaufen, sondern sie müssen ein jedes Thier einzeln zahlen und einzeln heimführen, hernach aber müssen sie die Heerde an die amtlichen Handelspächter verkaufen. Gleich also ist's mit dem Getraide, der Baumwolle, den Rohfellen, den Hülsenfrüchten, dem Kaffe und den Gewürzen. Die Sonn- und Festtage aller Religionen werden mit unglaublicher Andacht und Stille gefeiert und noch heut zu Tag würde Mancher den lieben Heiland fragen: „Ist's recht, daß man am Sabbath Kranke heilet?" Ein einziger Ritt, wie ich daheim hunderte an Sonntagen gethan habe, zu Turnier, Bogenschießen oder Jagdlust, würde hier ohne Ausnahme Jeden das Leben kosten, weß Standes er auch wäre. Ein allgemeines Volksfest, an welchem alle Bewohner gleichen Antheil nehmen, ist das sogenannte Cisternenfest, das alle Jahr gefeiert wird und wobei jedesmal große Wasserzüber, von Cedernholz gefertigt, mit Wasser begossen werden, welche hernach weit herum auf den Feldern, wo keine Bäche sind, in den Boden gegraben werden, damit sich das Regenwasser darin sammle und in den heißen Tagen Vorrath darin wäre. So recht aber auch diese Vorsorge ist, so wenig nützliche

Dienste gewähret sie, und ich glaube, daß in diesen Behältern sich der Peststoff entwickelt. Denn des Feldes Ungeziefer und Raubthiere wandern in der Hitze diesen Behältern zu und sie fallen nicht selten hinein, ertrinken und verwesen darin. Ja Menschen finden darin nicht selten ihr klägliches Ende, und nur dem göttlich klaren Sternenhimmel haben die Pilger es zu verdanken, daß sie nicht bei Nacht in die Gruben fallen, da nirgends ein Schutzgeländer vorhanden ist.

So reich auch zu Damaskus manche Juden sind, so arm und dürftig wandeln sie einher, um die Habgierde der Türken nicht rege gegen sie zu machen, bei welchen sie jedoch besser angeschrieben sind, als die Christen. Von dem Aberglauben der Juden und Türken kann Niemand sich einen Begriff machen, der nicht sich selbsten schon davon überzeugt hat. Und wie würden die sich wundern, welche im Reiche (Deutschland) draußen leben, wenn sie in das gelobte Land kämen und ihre Brüder so tief gesunken fänden; kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um Reichthum zu gewinnen. Drei Jahre war mein Aufenthalt zu Damaskus, dann pilgerte ich wieder nach Jerusalem. Unterwegs traf ich eine Karavane deutscher Pilger an, unter denen ich nach abgethaner Begrüßung einen Jugendfreund fand, der mit mir manchen verwegenen Ritt that. Es war der Edle von Behringen, Ritter von Schatzberg, der gleich, wie ich, wegen eines Mords an seinem Vetter Jost v. Hornstein, zur heiligen Armee geschickt wurde. Ihn begleitete ein Hans v. Mulfing aus Sigmaringen, ein Edler v. Scharenstetten, ein Ritter

v. Schalksberg, ein Rudolph v. Strölin, welcher nachher Vogt zu Stuttgart wurde und der mich bei meiner Heimkunft ehrsam unterstützte. Auch waren in ihrer Gesellschaft noch fünf weitere Stuttgarter Bürgersöhne, die aus Lust und Gottesdienstlichkeit nach dem heiligen Land fahrten, sie hießen Speidel, Leibfried, Wißbrod, Nyffer und Spenlin. Letzterer war krank und sehr entkräftet, als ich ihm die Hand drückte sechs Tagreisen vor Jerusalem. Er war ein Jüngling von 22 Jahren und der einzige Sohn seiner Eltern, die an der finstern Münzgaßecke wohnten, mehrere Herbergen hatten und „süßkostighen wyn" schenkten und ein „schmuck Dirnlein" hatten, das sich an Jung Hans Rieker traute, der ein „rycher man" war und dem die „falsche Klinge" vordem gehörte, ehe die Stadt Stuttgart und Graf Eberhard im Bart sie kaufte. Alle diese Fremdlinge waren seliglich froh, daß sie einen G'leitsmann trafen, der sie, bekannt mit der Unwirthlichkeit des Landes, nach der heiligen Stadt führte. Zwei dieser bemeldten Männer „seynd als Löffel" auf meinem Todesgang mir nachgesprungen. Der kranke Spenlin trug sein Leiden nicht mehr lange; er wurde immer elender, und als wir von ferne den Berg Zion sahen, und die Fremdlinge „jubellig" darüber thaten, hob er matt sein Haupt empor, faltete die Hände und betete laut einige Weilen, dann lehnte er sich zurück auf seinem Dromedar und verschied „sämpfftlich in allweg." Todt brachten wir ihn in die Stadt und selben Abend noch wurde er am Fuße des Oelbergs begraben. Nyffer nahm von seinem Grabe ein „klyn wink" Erde,

that sie in eine Fischblase und brachte dies im nächsten Jahre, als Andenken, seinen Eltern heim. Diese Fischblasen werden aller Orten von den Klöstern verkauft an Pilgrime. Der Eine thut Wasser vom Jordan, der andere Erde von Golgatha ꝛc. darein. Auf diese Blasen malen die Klosterbrüder allerlei Bilder aus den heiligen Legenden, so waren auch auf dieser Blase, welche Nyffer (Neuffer) den Eltern des Verstorbenen nach Stuttgart brachte, die vier Evangelisten zu schauen. Groß war daheim das Leid um den Dahingeschiedenen, und obgleich er ein lockerer Geselle im Leben war und manchen Verdruß den Seinen bereitet hatte, so entschlossen sich doch die Spenlen'schen Eheleute, dem Andenken ihres zu Jerusalem ruhenden Sohnes ein Denkmal zu stiften an einer der drei Hauptkirchen zu Stuttgart. Sie baten daher den Probsten der Stiftskirche, Dietrich Spät, daß er erlauben möchte, ein „zyrlich gemyssel, Xi lydegang darsichtlig" (Christi Leidensgang darstellend) über der „ehurnpford", zu Ehren ihres Sohnes machen zu dürfen. Der Probst sowie die Rathsleute hatten nichts einzuwenden, allein der „mezzenmaister" (Steinhauermeister) Bomstark sträubte sich dagegen und sagte, daß er keinerlei Verantwortlichkeit der Folgen und Gefahren auf sich nehme, wenn man an dem Thürgewölbe des Thurmes feste Steine herausnehme und lockerig Kunstgemeisel dafür einmörteln wolle, da ohnehin der Thurmhau so „jymerlich" langsam von Statten gehe, daß der Wind, Sonn' und Regen den Mörtel in Fugung und Strich wieder „ɪ:fflözt" bis ein weiterer Stein aufgesetzt werde.

Man ſolle das „löbelich“ Vorhaben an einer der Seitenthüren der Kirche anbringen, „nyt aber vnder dem thurn.“ So geſchah es, daß Spenlin die Erlaubniß erhielt, nach vorgelegter Zeichnung, „Chriſtus mit dem Kreuze“ über der Kirchthür nach der „marktgaß“ hin einfügen zu dürfen. Hierauf entſchloſſen ſich noch mehrere Bürger und Landſtandsherren zu weiterer Zierde des Eingangs die zwölf Apoſtel meiſeln und daran aufſtellen zu laſſen. Nach ſechs Jahren war die Pforte vollendet und die Namen der Stifter ſind über dem Opferkaſten innerhalb des Eingangs eingehauen zu leſen. Sie heißen: Wilhelm v. Stadion, Begleiter des Grafen Eberhards von Wirtenberg ins gelobte Land; Dietrich Spät, des Stiftes Probſt; Hans Sattler, Chorherr; Erhard Gerung, Bürgkind und Stiftsvikar; Ulrich Gabler, Bürgermeiſter; Hans Ryhm, des Gerichtes Einer; Vöhringer, des Raths; Lautenſchlager, Blank, Leonh. Marquardt, Albrecht Kopp, Reyß, Langhans am Kamm; Dominik Kübel; Andreas Holzwart; G. Heberlin (ſambtlich Burger); Eitel Ulrich Degen zur Probſtei und Landſchaft; Spreiß, Landſchaftsrath; Küngſpach, erſter Schreiber; Caſpar, des Blutgerichts; Motz am Zoll; Valentin Rueff, Gepfechter.

Mit dieſen meinen Landsleuten machte ich manche Ausflüge und als ſie ſich wieder heimwärts ſehnten, erbat ich mir von meinem Hochmeiſter die Erlaubniß ſie bis nach Rhodus zu begleiten, welches Geſuch mir auch gewähret wurde. Wir walleten 1513, den 6. April von Jeruſalem fort, und kamen wohlbehalten nach Rhodus, obgleich die Chriſtenfeinde allerorten ſich zuſammenthaten

und einem jungen Heerführer zuströmten, der ihnen die Verheißung gegeben, daß er die Christen aus Palästina verjagen und auf der ganzen Welt ihnen keine Stätte schenken werde. Dazu habe der Prophet ihn selbst berufen, sobald der regierende Sultan dahin gefahren sein werde zur hohen Fahne des Propheten. Nicht ohne große Wehmuth schied ich von den zur Heimreise sich einschiffenden Freunden, sandte viele Grüße an meine beiden Söhne und wanderte mit heißen Thränen den Festungswerken zu, welche ich von nun an sechs volle Jahre nicht mehr verließ. Plötzlich kam die Nachricht: der Großsultan Selim ist todt und sein Sohn Solymann hat die Zügel der Regierung ergriffen. Das war ein Donnerschlag für die Christen aller Orten; denn er war ein kriegerischer Jüngling, dessen erste Regentenhandlung ein Kriegszug gegen die Christen war. Im Frühjahr 1521 kam ein Gesandter Solymanns nach Rhodus mit dem Begehr, die Insel solle sich unter türkisches Regiment begeben und einen jährlichen Tribut zahlen. Dessen weigerte sich der alte Großmeister de Villiers auf's Bestimmteste, worauf der Gesandte unwirrsch abzog. Solymann aber war auf die Weigerung der Johanniter nicht böse, sondern sagte ganz gelassen: „So müssen wir eben Rodosta (Rhodus) aus dem Feuer holen;" und mit dem Beginn des Jahres 1521 erschien vor der Stadt eine große Menge von Fahrzeugen, welche eine Kriegerzahl von ungefähr 50,000 Mann herbeibrachten, die der Sultan selbst befehligte. Erst versuchte die türkische Flotte im Port Lindo zu landen, und dann sollten die Ausge-

schifften zu Land gegen Rhodus marschiren, aber in den Bergen wären die Feinde unfehlbar aufgerieben worden, daher die Ausschiffung bei dem Castell St. Stephana vor sich ging, ohne daß wir dieselbe hindern konnten, trotz unsers äußersten Widerstandes. Hier schlugen die Türken ein Lager; erstürmten nach hartem Kampf das Castell und alle wehrbaren Männer mußten sterben; Kinder und Weiber ließen sie bei Leben; die Knaben beschnitten sie und die Mädchen wurden verschenket an diejenigen, welche zuerst die Veste erstiegen; die Weiber wurden verlooset. Auf der Höhe des Castellthurms nahm Solymann seine Wohnung. Hernach schickte er eine Abtheilung seines Heeres nach Filermo, ebenfalls ein starkes Castell, und als dieses erobert war nach Palan, eine ansehnliche Stadt mit uralten Festungswerken. Achtmal mußten die Feinde auf diesen Ort stürmen, bis sie durch die Uebermacht und unausgesetzten Kampf die Eingeschlossenen ermüdeten und die Stadt eroberten. Es kamen gräuliche Berichte nach Rhodus, welche Stadt bis jetzt auch noch nicht die geringste Gefährdung erlitt, und von Lindus aus stand jede Verbindung offen. Nun zogen die Sieger nach der Ebene von Arnita, um Calniva, Folia und Malona zu erobern; hier aber hatten sich die bedrängten Inselbewohner zusammengeschaart und den sorglos heranziehenden Türken eine große Schlappe beigebracht, wodurch Solymann zu dem Entschluß kam, ehe ein weiterer Schlag ihn träfe, Rhodus zu bestürmen. Sechstausend waffenfähige Männer waren der Unsern; Jeder hatte dem Tod schon ins Auge gesehen und keiner

kannte die Furcht. Zu unsrer Hülfe standen noch weiter 18,000 Stadtbewohner und Zuzügler aus der Nähe und Ferne, Weiber und Kinder mit eingerechnet. Die Stadt ist mit hohen Kegelbergen umgeben und gegen das Meer hin in der Gestalt eines Halbzirkels erbauet. Sie hat drei Ringmauern, deren jede mit zwanzig hohen runden Wehrthürmen versehen ist, auf welch jedem 40 Männer postiret waren, welche zugleich den Mauerngang beherrschten. Zwischen der ersten Mauer ist ein 20 Fuß breiter Sumpf. Die zweite ist der ersten gleich an Höhe und Stärke, der Graben ist 20 Fuß tief und breiter als der erstere, jedoch mit Wasser angefüllet. Dann kam die eigentliche Stadtmauer mit starken Thürmen, Wehren und Fallgittern. Den innern oder kleinen Hafen umzog eine doppelte Mauer, so daß, wenn auch der Feind im Stadthafen war, dennoch derselbe noch nicht viel gewonnen hatte; im Gegentheil die Hinderniſſe erst recht anfingen. Ausserhalb des kleinen Hafens breitete sich der große aus, umschlossen von vier Castellen, wovon die 2 vordersten und stärksten St. Angelo und St. Ilmo genennet ist, und wo ehedem der Koloß von Rhodus gestanden haben soll, hinter welcher Enge eine Sperrkette gezogen war, von einem festen Thurm zum andern. Solymann zog seine Horden zusammen und gab zugleich Befehl, daß seine zweihundert Schiffe den Hafen blokiren und jede Schiffsverbindung mit der Stadt abwehren sollen. Zwischen den Höhen um die Stadt legte er zahlreiche Haufen geübter Bogenschützen, die alle Zugänge zur Festung, um dieselbe mit Lebensmitteln versehen zu

können, abschnitten. Jede Nacht wurden unserer Seits zu Wasser und zu Land Ausfälle gemacht und immerhin mit Glück, so lange der Sultan nicht persönlich erschien. Als aber dieser den ersten September 1522 mit noch weiteren zweihundert Schiffen, so daß ihre Zahl vierhundert war, auf welch letzterer Flotte 60,000 türkische Streiter noch mehr herangeschwommen kamen, da nützten die Ausfälle nichts mehr, sie kosteten uns nur die edelsten Streiter, welche wir auf den bevorstehenden Sturm der Feinde sparen mußten. Nach allen befreundeten Ländern wurden vom Großmeister Boten gesendet, um Hilfe zu suchen in unserer Noth, aber umsonst war unser Harren. Schon drei volle Monde schlugen wir den zahllos immer näher zu unsern Mauern heranrückenden Feind zurück. Unermüdet aber arbeiteten die Türken, mit Ausfüllung des die Stadt schützenden eine Meile großen Sumpfes. Es verschwanden vor unsern Augen nach und nach zwei hohe Erdhügel, welche abgetragen und in den Sumpf geworfen wurden, wodurch zwei breite feste Straßen unsern Mauern sich näherten, ohne daß wir etwas dagegen unternehmen konnten. Täglich arbeiteten an jedem der zwei Wege 20,000 Türken. Erst als sie auf Schußweite unsern Bollwerken naheten, konnten wir mit unsern Steinbüchsen ihnen schaden und Hunderte niederschmettern.

All' unser Schaden aber, den wir den Feinden anzurichten im Stande waren, glich so viel, als ob man Mücken vertilgen wollte. Es wurde bei all' unserer Wehre so ruhig außen fortgearbeitet und die Todten oder

Verwundeten so theilnahmslos hinweggetragen, daß keine Feder dieß zu beschreiben im Stande ist. Zu Ende des Novembers waren die Feinde den Mauern so nahe, daß wir sie mit Steinen todt werfen konnten. Plötzlich trat nach der langen Geschäftigkeit von Aussen eine Ruhe ein, als ob keine Seele mehr um uns hausete. Das war aber das Vorzeichen eines nahen Sturmes. de Villiers, der Großmeister, versammelt daher alle Inwohner in der Stadt um sich und sprach:

„Geliebte christliche Brüder! Wir haben, wie Jedem augfällig, alle Mittel erschöpfet, um einen günstigen Ausgang unserer Bedrängniß zu erlangen, aber umsonst! Die Waffen und die Zahl der Feinde des Kreuzes haben unser Hoffen zu Nichte gemacht. Uns stehet nun nichts mehr bevor, als zu sterben, wie es Christen geziemet, wenn es gilt, ihrem Erlöser zu dienen. Seit drei Monaten kämpfen wir mit fürchterlicher Kraftanstrengung gegen unsere Feinde; es ist aber, als ob all' unsere Mühe nur zur Verherrlichung der Sieger dienen sollte! Die Castelle und feste Mauern auf der Insel sind von ihnen überwunden worden; sie werden auch, wir wollen uns dies nicht verhehlen, unsere Wehre durch ihre Uebermacht ersteigen, und unser Loos wird sein Tod, Marter, Knechtschaft, Schande! Ziehen wir den Tod vor, so wird uns doch die Ehre bleiben! Denn glücklich sind diejenigen zu preisen, die in der Schlacht fallen, sie erringen die ächte Freiheit der Kinder Gottes. Wen jammerte bis heute nicht das Elend derer, die in die Hände der Barbaren gefallen sind. Gequält, geschändet, gepeitscht,

verbrannt, von wilden Thieren zerrissen, dienten sie der unersättlichen Schauluſt der Türken bis in ihren Tod. Und noch unglücklicher sind die zu nennen, welche all' diese Greuel überleben. In Ketten und ewiger Knechtschaft müssen sie schmachten oder ihrem Heilande entsagen. Wo sind die Menschen, wo die Städte, die diese Barbaren zum Ziel ihrer Wuth gemacht, sie sind verschwunden, und nur die Trümmer und die Gebeine der Erschlagenen zeugen noch von dem Werk ihrer Hände, wo sie dasselbe vollbrachten. Die Wohnsitze unsers Gottes werden entheiligt, wohin ihre Füße wandeln und das Heiligste nirgends geachtet! Ehe wir daher diese Stadt den Barbaren übergeben, wollen wir unsere Hände muthig regen, an den Feinden uns rächen und edel sterben. Zum Tod sind wir geboren, ihm können Eure Sprößlinge auch im glücklichen Zustande nicht entgehen! — Der Augenblick naht. Verhöhnung, Knechtschaft und Schändung sind keine Uebel, welche die Natur dem Menschen auferlegt, sondern solche, denen nur der Mensch nicht entgeht, der nicht den Muth hat zu sterben! Stolz auf unsre Kraft, sind wir von dem Feind des Kreuzes angefallen worden, laßt uns diesen Stolz nicht durch Feigheit nehmen. Der Feige wird seine Gattin zur Hure machen sehen; den Schrei des gefesselten Sohnes oder Vaters vernehmen, und seine unschuldigen Kinder unter den Händen blutdürstiger Halbmenschen verwimmern hören. So lange aber diese Hände noch ungefesselt sind, so lange lasset uns kämpfen für all' unsere Lieben, für Gott und sein

heilig Evangelium, dazu verhelfe uns die gebenedeite Mutter Gottes um Jesu Christi willen. Amen!" —

Nachdem der Großmeister geendet hatte, wurde gebeichtet, die heilige Messe gelesen und getrost erharret, was da kommen würde. Die Nacht ging ruhig dahin, auch der kommende Morgen. Um die dritte Stunde (9 Uhr Morgens) erschien eine leichte Felucke am kleinen Hafenthor und kündete einen Unterhändler wegen Uebergabe der Stadt an. Er wurde aber nicht eingelassen, auch nicht gehört. Um die sechste Stunde kam ein zweiter Sendbote von Solymann, der aber ebenfalls zurückgewiesen wurde. „Können wohl diese Vögel aus dem Nest fliegen, wenn wir kommen werden, es auszunehmen?" fragte der Sultan, als ihm die Verachtung seiner Anträge gemeldet wurde. Und zum drittenmal sandte er einen Boten; jedoch vergeblich. „So befehle ich Sturm!" rief er jetzt und in wenigen Augenblicken schmetterten die langen, mannshohen Trompeten der Türken und mit fürchterlichem Geschrei: „Es ist ein Gott und Mahomed sein Prophet!" drangen sechszigtausend Feinde herbei mit schäumender Wuth, viele berauschet. — Unsere Geschütze wirkten entsetzlich; nicht ein Wurfspieß wurde unnütz geworfen, kein Pfeil vergeblich entsendet und kein Stein der Schleuderer verfehlte sein Ziel. Unsere Steinbüchsen brachten grausige Verheerung unter die dichten Massen und die Luft tönte wieder vom Geächze der Verwundeten. Aber neue und immer neue Schaaren stürmten heran uns keine Zeit mehr lassend, die Steinbüchsen zu

laden, wir mußten weichen und die erste Ringmauer war in den Händen der Sieger.

Aber wie erstaunten die Türken, als sie mit Verlust von etwa 7000 Streitern erst die Vormauer erstiegen hatten, und nun einen Sumpf von 20 Schuh breit vor sich sahen, der unmöglich anders zu überschreiten war, als mit mindestens einem gleich großen Verlust. Es schickte daher der Sultan abermals einen Boten mit einem Vergleichsantrag; de Villiers hörte ihn aber nicht, sondern verdoppelte seine Wachsamkeit, und sobald ein Türke den Kopf über die Mauer hob, so schwirrte ihm ein Pfeil ums Ohr, wodurch täglich viele ihr Leben einbüßten, denn sie mußten mit Abbrechung einiger Thürme den Versuch machen, um durch deren Gesteine sich einen Weg nach der zweiten Mauer zu bilden. Diese Arbeit war aber eine ganz vergebliche. Nun befahl Solymann einige Dutzend Schiffe zu zerspalten und eine Art Brücken daraus zu zimmern, welche sie auf den Sumpf legten und dadurch festen Fuß faßten. de Villiers ließ eine große Menge Brandringe in Harz getaucht anfertigen und dieselbe an den bedrohten Stellen aufschichten. Mittlerweile aber schoß man die arbeitenden Feinde auf eine jämmerliche Weise zusammen. Vermittelst langer Hacken wurden in der Nacht die Holzbrücken gegen die Stadt gezogen, und der Schnittseite zu in den Schlamm versenket. Ein neuer Versuch gleicher Art wurde gemacht; aber die türkische Wachen verhinderten jetzt die Wegfischung der Brücken. Da banden wir lange Stangen zusammen, hingen an die Spitzen Schwefelzeug, zündeten

denselben an und schoben den glühenden Fluß hinaus über die Häupter der Türken, wodurch sie elendiglich verbrannt wurden und davon liefen. Hierauf machten sie sich Dächer und kamen so unter ihrem Schutze bis an die zweite Mauer. Da warfen wir große Quader von den Thürmen herab, welche ihre Dächer durchschlugen und die Böden zertrümmerten, daß viele Hundert unter schneidendem Schilfe versanken. Jetzt rissen die Belagerer einen großen Theil der Vormauer ein, wälzten Schiffe herbei und kuppelten je zwei und zwei zusammen, fügten hohe Gebälke darauf in einander, füllten die Zwischenräume mit Erde fest aus, daß sie vor unsern Schleudern sicher waren und naheten so ohne großen Verlust aufs neue unter festen Dächern unsern Mauern. Als sie nahe genug davor waren, versuchten sie mit Brecheisen Löcher in die Mauern zu machen. Weil aber das Gemäuer 15 Schuh dick war, so dauerte dies eine geraume Zeit, bis sie nur einige Menschen in den Oeffnungen bergen konnten. Schon glaubten sie die höchsten Schwierigkeiten überwunden, da gruben wir gerade über ihrem Gewühl ein breites Loch hinunter, um die Feinde von oben herab abthätigen zu können, und dieß gelang auf eine vortreffliche Weise an den drei Orten, wo sie den Angriff begonnen hatten, indem man gar nichts that, als daß man ihre Höhlung mit Asche füllte, so daß die Arbeiter beinahe erstickten und ihr Wühlen aufgeben mußten. In der Nacht vom 1. Dezember 1522 ließen sich 12 Johanniter hinab auf die Schutzdächer der Türken mit großen Pechgeflechten, und hingen dieselbe von oben

herab über den Eingang ihrer Brücken und zündeten das Gestricke an, wodurch der Ausgang der auf den Brücken Schlafenden 600 Mann verwehrt wurde. Das Holzwerk fing eilig Feuer, denn es war stark getheeret, und das zusammenstürzende Schutzwerk begrub Mann an Mann unter seinen brennenden Balken. Den andern Morgen wurde Solymann über diese Nachricht dermaßen böse, daß er die verbrannten todten Leiber prügeln ließ, und denen, die noch lebten, hieb man auf seinen Befehl den Kopf ab. Der Großmeister befahl strenge, keinen Pfeil mehr zu verschießen, oder einen Speer zu werfen, gegen die Feinde, sondern ermahnte nur, die Wehre mit natürlichen Mitteln so lange fortzusetzen, als irgend ein Schutz aufzutreiben wäre, als siedend Oel, brennend Pech ꝛc. Stürmend brüllten die Türken jetzt heran mit langen Leitern und legten sie an die Mauern mit erstaunlicher Todesverachtung; denn sie sahen, daß jeder, der hinaufstieg, wieder elendiglich heruntergeworfen wurde mit langen Spießen, deren Spitze glühend gemacht waren und wenn daher auch Einer einen solchen Spieß erfaßte, so ließ er ihn alsbald jämmerlich verbrannt wieder fahren. Auch waren die Stangen mit Sägen vornen versehen, womit die Träger abgesäget werden konnten, und das alles konnte durch die Schießscharten geschehen, ohne daß auch Einer der Unsern verunglückt worden wäre. Abermals kostete dieser Sturm den Feind viele Opfer und sie erreichten auch nicht im Entferntesten ihr Ziel. Jetzt brachten sie Leitern mit Eisenstäben beschlagen, welche nimmer durchsägt werden konnten und gegen

die glühenden Spieße hatten sie sich mit dicken grünen Thierhäuten an den Händen und am Körper versehen, wodurch es ihnen gelang, bis auf die Randung der Mauern zu kommen; sobald sie aber die Köpfe über denselben sehen ließen, schlug man sie mit Steinen todt, und alle stürzten ihren Brüdern auf den Kopf und nahmen Andere noch mit hinunter in den Sumpf.

Nun befahl Solymann, noch sechs solcher Brücken zu bauen und auf jeder einen hölzernen Thurm aufzustellen, der auf Walzen gegen die Vormauern der Stadt gewälzt werden konnte. Diese Anfertigung machte uns bangen, denn wir sahen die Beharrlichkeit der Belagerer und die Nichtachtung des Lebens bei der Menge, welches sie schon bei diesem Geschäfte einbüßten. Den 12. Dezember bewegten sich die Thürme heran, jeder war mit etwa 500 Streiter besetzt, die hinter ihren Wänden so sicher waren, als wir hinter unsern Mauern. Auch hatten sie Schießscharten mit Eisendeckeln versehen, die sie vor- und zurückschieben konnten. Bei Nacht zündeten die Türken viele Fackeln an, daß die geringste Bewegung der Unsern ihnen sichtbar wurde. Die Vorwärtsbewegung der Thürme geschah so sicher, daß die Türken auch nicht einen Mann dabei einbüßten, theils weil die Arbeit innerhalb der Thürme, theils hinter denselben geschah. Jetzt standen die gefährlichen Nachbarn uns so nahe, daß sechs Schuh lange Dielen hinüber reichten. Ohne den Angriff der Feinde abzuwarten, befahl der Großmeister den Rittern des Ordens einen Angriff auf die Thürme. Mit dem Erglühen des Morgenroths am 13.

Dezember 1522 erhoben wir uns, warfen Holzstämme hinüber auf die Thürme und stießen die Wachen nieder. Bis die Türken unsern Angriff sahen, standen wir auch über ihren Köpfen und richteten eine schreckliche Verheerung mit nichts als Steinen an, welche wir von der Stadt herübertrugen und auf die untern Massen herabwarfen. Da fiel einem Aga ein, daß man die Thürme zurückwälzen solle. Dies geschah; die Bretter reichten nicht mehr und diejenigen der Unsern auf den Thürmen schienen gefangen und unrettbar verloren. In dieser Noth setzten wir auf einen Balken einen Mann mit Seilern, schoben ihn hinaus über den Mauernthurm, daß er die Seile den Bedrängten zuwerfe. Dies gelang; die Unsern befestigten die Seile am Holzthurm und wir zogen daran nach der Stadt, und ehe die Türken es vermutheten, neigten sich die Thürme und fielen gegen die Stadt; wir waren im Stande, die Bedrängten zu retten bis auf 21 Mann. Jetzt betrachteten die Belagerer die Thürme mißmuthig. Plötzlich rief Solymann: „der Prophet baute uns aus fallenden Thürmen Leitern! Sturm!“ Wie ein Haufen Ameisen wimmelte jetzt das ganze türkische Lager, das etwa 100,000 Streiter zählte; und so standhaft wir auch kämpften gegen den Angriff der Türken mit Waffen, Speere, Pfeile, brennende Pechkränze, Schwefel, siedend Oel, Steine ꝛc., so mußten wir doch endlich nach fünfstündigem Kampfe ermattet nach der dritten Mauer, welche die Stadt umschließt, mit einem Verlust von etwa 1500 Brüdern, zurückziehen. Die Türken erkauften ihre Ersteigung mit ungefähr 11,000

Todten. „Großer Prophet!“ rief der Sultan, „dieſe drei Mauern koſten die Hälfte meiner Streiter; aber Solymann bleibt nicht auf halbem Wege!“ Er gebot, einen großen Theil der eroberten Mauer einzureißen und ließ eine Menge Kähne herbeitragen, welche er auf dem Waſſergraben zu koppeln befahl und auf dieſe Weiſe überdeckte die ganze Fläche ein Boden, die Schiffe im Hafen waren nur durch Fallgitter der Thüren von ihnen getrennet. Daher ging der Belagerer ernſtlichſte Arbeit an die Sperrung, die ſie mit großem Verluſt abermals hinwegräumten. Sobald aber Schiffe unter dem Thurmgewölbe hindurchſchwammen, ließen wir große Steine auf dieſelbe herniederfallen, daß Dutzende darob verſanken mit Mann und Maus. Den 21. Dezember war von Seiten der Türken alles auf eine Art zum Sturm bereit, daß wir ihre Vorkehrungen nicht mehr zu zerſtören vermochten, und die Eroberung der Stadt jede Stunde bevorſtand. Was des Menſchen Dichten und Trachten in Lebensnoth erfindet, das wurde von den Unſern verſucht am Feinde. de Villiers gebot Schlupflöcher durch die Mauer zu wühlen. Um Mitternacht hieß er die Schlußſteine, welche den Ausgang der Löcher nach Außen verſchloßen, leiſe einreißen und einige hundert Johanniter ſchlüpften hinaus und richteten unter den nichtsahnenden ſchlaftrunkenen Türken ein entſetzliches Blutbad an, wobei auch nicht ein Einziger der Unſern das Leben einbüßte, ſondern alle wohlbehalten zurückkamen; denn die Türken wußten gar nicht, von wannen ihre Ueberwältiger gekommen waren. Den 24. Dezember, am Vorabend des Chriſt-

festes, veranstaltete man in der Stadt einen großen Buß- und Bettag und einen Umgang mit den Allerheiligsten. Alle Glocken wurden geläutet und der Gesang der Priester tönte hinaus in das Lager des Sultans. Entrüstet schrieen die türkischen Soldaten: „laß uns, Padischa, die Giaur erwürgen!" „Mit nichten," antwortete der Sultan, „sie flehen zu ihrem Gott in ihrer Noth, mag er sie erretten!" — „Wir harren der Hilfe des Propheten, so lange diese beten; darum sei erst morgen der blutige Tag den Ungläubigen geschworen, so sie sich nicht an meine Gnade wenden!" —

Der Tag des Christfestes erschien, und mit seinem Erwachen tönten auch die Trompeten der Feinde auf den zwei Ringmauern um die Stadt und draußen im Lager. „Heut ist unser Todestag!" rief in den Gassen Jeder dem Andern zu; versöhnend reichten alle Inwohner einander die Hände mit dem Vorsatz, so theuer als möglich ihr Leben zu opfern. Die Weiber und Kinder brachte man in den großmeisterlichen Palast, Greise und Kranke in die Johanneskirche. Den Verwundeten war die Kirche St. Rochus bestimmt, allwo viele hundert Lagerstätten bereit standen. Weise vertheilt standen die Wehrhaften überall auf ihren Posten, auch nicht das geringste Pförtlein wurde übersehen, und alles ging mit einer Ruhe vor sich, als ob der heilige Tag sein Festkleid in schönster Glorie angezogen hätte. „Alla ill Mahomed! Alla ill Mahomed!" schallte es von Außen und wohl an 80,000 Feinde rückten mörderisch bewaffnet heran. Hunderte der Leitern schlugen an die letzte Wehre der Stadt.

Aber nicht ein Einziger vermochte den Mauernrand zu ersteigen; alle stürzten wieder hinab. Da griffen die Türken zu den Pechkränzen, welche wir ihnen auf die Köpfe warfen und schleuderten dieselbe mit langen Hacken nach unserer Stadt zurück. Das Gleiche thaten sie auch mit vielen hundert Harzfackeln, so daß man glaubte, die Luft, so weit die Ringmauern der Stadt reichten, sei mit einem Feuerkranz durchwoben. Während nun Weiber und Kinder herbeieilten und überall die Brandfackeln löschten, wurde auf den Mauern der Kampf immer ernster und schrecklicher. Schon standen reihenweise die Türken über unsern Köpfen und ob Hunderte hinabgestoßen wurden, rückten wiederum doppelt so viele nach, welche von den Ihrigen auf den Wehrgang zu uns herabgestoßen wurden, wobei sie entweder in unsere Spieße fielen oder unter unsern Schwertern verendeten. Dadurch aber wurde der Kampf so handgemein, daß die nachrückenden Feinde über der Mauer nicht mehr abgehalten werden konnten. Die Haufen der Verwundeten, Sterbenden und Todten waren mehr denn sieben Fuß hoch und auf den wimmernden und ächzenden Leibern wurde gräßlich und unbarmherzig gekämpfet. Ströme Blutes floßen in den Rinnen der Mauer nach der Stadt hinab, als ob ein großes Gewitter sich über die Wehren ergoßen hätte. Inmitten dieser gräßlichen Mordwuth fing das Feuer an mehreren Häusern zischend empor zu schlagen und nach etwa einer Stunde standen ganze Gassen in Flammen. Der Jammer stieg auf eine unbeschreibliche Höhe; keineswegs aber mäßigte sich dadurch das Würgen. Im Gegentheil, es

wurde, unbekümmert um das Hilfegeschrei der Wehrlosen, mit einer Erbitterung gegen die Feinde des Kreuzes gekämpfet, das allen Glauben übersteiget. Dieses Jammers erbarmte sich gegen Mittag der Sultan Solymann; er ließ Einhalt blasen den Seinigen, auf die Bitten seiner Geliebten, Namens Roxolane, und nach einer Stunde hörte das entsetzliche Jammergeschrei auf und verwandelte sich in tausendfache dumpfe Schmerztöne, welche nur von dem Gekrache der brennenden Häuser unterbrochen wurde. Wohl hatten die Türken jetzt die letzte Mauer und deren Umgang inne, aber so lange nicht jedes Haus ein Aschenhaufe war, so lange hatten sie die Stadt noch nicht erobert, denn jeder Tritt von ihnen in die Gassen herab, war ihr Todesschritt. Diese Verzweiflung der Christen sah Solymann mit mitleidigen Augen und er bot den noch Lebenden Gnade an, so sie sich ergeben wollten; weil er wohl wußte, daß der letzte Kampf noch schrecklicher würde, als die vorhergegangenen Kämpfe. Nun rief der Großmeister seine Ritter und wehrbaren Männer zusammen und fragte sie, was sie zu thun gesonnen wären. Nur 1 Stunde seie Waffenruhe. In Rücksicht der vielen Unschuldigen wurde der Beschluß gefaßt, Solymanns Anerbieten zu erfassen. Zwölf Greise schickte man hinaus ins Lager zum Zelt des Großherren; dieser empfing sie menschenfreundlich und sprach: „Hätte ich gesehen, daß ich mit feigen Hunden zu thun habe, die nur hinter Mauern ihre Arme zu brauchen vermögen, so wäre euer aller Stunde gekommen gewesen; so ihr aber mehr als Helden gethan, so wollte ich euch meine

Achtung dadurch bezeigen, daß ich nochmals Euch Gnade biete und euer Leben schonen will, das ihr so männiglich zu vertheidigen wißt!" — Zusammengedrängt von den Flammen und den Feinden stand die ganze Bevölkerung der Stadt Rhodus auf dem St. Johannisplatze, Verwundete und Sterbende, Greise und Kinder. Kalter Regen strömte herab auf die von Hunger ausgemerkelte und von Todesangst seit Wochen gequälte Menge. Nicht ein Bissen Nahrung war mehr seit Monaten vorhanden und Hunderte verendeten schon unter den Entbehrungen des Tages, den Anstrengungen der Nachtwachen und des Eckels. Ratzen, Mäuse, Sumpfwürmer aller Art, waren Köstlichkeiten und gebraten Menschenfleisch verstorbener Kinder oder Anverwandten stillte allein noch des Magens Bedürfniß. Kein Wunder also, wenn nun von Ergebung auf Gnade oder Ungnade in die Hände des Siegers, die Rede war. Trotz diesem Elend aber ließ der Großmeister dem Sultan sagen, daß er die Stadt nur dann übergeben werde, wenn er den Bewohnern der Insel, Leben und Eigenthum belasse. Hierauf antwortete Solymann: „Nicht an den Rodostanern sich zu bereichern seie er hieher gekommen, sondern nur Herr der Insel zu werden, seie sein Zweck; darum sichere er das Verlangte den Verzweifelten zu!" —

Mit dieser Antwort kamen die ins Lager geschickten zwölf Greise zurück und wußten nicht genug die Leutseligkeit des Sultans zu rühmen. Mißtrauensvoll gegen Solymanns Zusage begehrten viele den letzten Kampf auf Tod und Leben zu wagen, aber die Meisten waren für

die Ergebung auf Gnade. Die Stunde der Frist war verflossen und die Halbmonde und die Roßschweife waren schon wieder in großer Zahl hoch erhoben sichtbar. Ein Zeichen des Angriffs. Nur die Trompetenstöße der Feinde fehlten noch, so wäre der blutige und letzte Kampf begonnen worden. Da nahm der Großmeister de Villiers, ein Greis von 70 Jahren, mit eisgrauen Haaren und schneeweißem langem Barte, die Fahne mit rothem Kreuz in die Hand und schritt hinaus ins Lager der Türken und suchte das Zelt des Sultans. Als dieser den Greis und die ungebeugte hohe Gestalt des ritterlichen Helden erblickte, erfaßte den jungen Solymann eine tiefe Ehrfurcht gegen den Gekommenen. Milde bat er de Villiers, die Fahne des Kreuzes zur Erde niederzulegen, oder dieselbe von der Stange zu trennen. Da riß der Großmeister die Fahne von der Habe, und wickelte sie um seine Lende, die Habe derselben aber legte er zur Erde, als Zeichen der Capitulation. Jetzt rief der Sieger triumphirend aus: „Bei Gott und dem Propheten! mir ist heute ein groß' Heil widerfahren, daß ich an einem solchen Helden wie du, Gnade üben kann. Erkenne Mahomed, und das Paradies ist dein; du sollst mein Lehrer im Streite und mein Vorbild in männlicher Tugend sein!" — Tiefgerührt antwortete de Villiers: „Ich würde deine Achtung nicht verdienen, so ich meinen Heiland, auf dessen Namen ich getaufet bin und dessen Vorbild mich stärkte in so vielen Anfechtungen meines Lebens jetzt verläugnete vor dir, an dem nahen Ende meiner Tage. Mehr denn 70 Jahre habe ich seinem Dienste

gewidmet, und ich habe nicht Urſache, mit meinem Gott unzufrieden zu ſein, der allen denen, die ihm vertrauen, das ſüßeſte Glück — ſeligen Troſt im Sterben — ſchenket. Ja lieber wollte ich dieſe Hände in ewige Feſſeln oder mein graues Haupt auf den Todesblock legen, als Jeſum meinem Herrn entſagen! Und ich glaube, daß alle die, ſo unter meinem Panier bis heute waren, gleich mir ſprechen und handeln werden." —

Hierauf gebot der Sultan, daß den hungernden Rodoſtanern Lebensmittel zugebracht werden ſollen, welcher Befehl auch augenblicklich vollzogen wurde. Mehr als hundert Kameellaſten Speiſe empfingen die angſtvoll Harrenden, und das Erſtemal nach drei Monaten aßen die unglücklichen Bewohner der erſtürmten Stadt ſich wieder ſatt, am heiligen Tage der Geburt Chriſti 1522. Auf den Knieen lag, wer noch die Kraft hatte, auf die Kniee zu fallen. Mit über dem Kopf zuſammengeſchlagenen Armen wurde Gott für die aus Feindeshänden empfangenen Gaben gelobet, und Thränen des innigſten Dankes floßen aus jedem Auge. Mein Tiſchgebetlein, das ſchon gar lange nicht mehr über meine Lippen gekommen war und das meine ſelige Mutter mich lehrte, da ich noch ein Kind war, ſtammelte ich mit lautem Schluchzen aus der tiefſten Tiefe meiner Seele wieder hervor:

„Herr Jeſu Chriſt, hör' meine Bitt:
Iß doch mit heil'gem Geiſte mit!
Und nimm' für meine Speis und Trank,
Von mir durch meine Mutter Dank.

Mach mich dem heil'gen Joseph gleich,
In Nöthen fromm, in Armuth reich,
Schenk' mir und All'n am Lebensschluß
Der Deinen Troſt, der Engel Gruß,
In aller Heil'gen Namen. Amen!

Und, mit welcher Wehmuth erinnerte ich mich jetzt an die Weihnachtfreuden daheim in meinem lieben Heimathlande; wie lebte das Entzückende der Lichtlein am reichgezierten Chriſtbaum ſo lebhaft wieder in mir auf. Ach, nur noch einmal wünſchte ich wieder Kind zu ſein. Aus ſolcherlei Träumerei weckte mich plötzlich das Geräuſche der heranziehenden Türken. Es ging an ein Aufſuchen und Ausſcheiden der im Kampfe Gefallenen, doch mußten zuvor alle Inwohner von Rhodus hinaus in das Lager der Sieger, hernach ſuchten die Einziehenden ihre gefallenen und verwundeten Brüder unter den Leichenhaufen hervor, und trugen ſie vor die Stadt, wo die Todten nach üblichem Gebrauch der Türken zur Erde beſtattet wurden. Jeder Leichnam wurde nämlich ſäuberlich gewaſchen, und diejenigen, ſo im Vordertheil des Körpers ihre Todeswunden trugen, wurden bei Seite gelegt; ebenſo die, welche auf dem Rücken verwundet waren. Erſteren wurde das Haupt als Ehrenzeichen ihres Heldenmuths geſchoren, bei letzteren blieb es beim Waſchen. Hernach legte man die Leichen neben einander, das Geſicht gegen Morgen gerichtet, auf die Erde, in welcher Lage ſie dann mit Sand überſchüttet wurden etwa drei Fuß hoch. Die Zahl der vor Rhodus gefallenen Türken ſoll ſich auf 21,000 Mann belaufen haben.

Nachdem die Türken ihre Todten beerdigt hatten, schloßen sie einen großen Kreis um uns und es begann eine Ausscheidung der verschiedenen Geschlechter in Alter und Gestalt. Als dieß geschehen war, wurde jeder seines Landes wegen befragt, die Rhodostaner ließ man in die Stadt zurück, wo ein türkischer Statthalter mit großem Gepränge eingesetzt war, und dem eine Besatzung von 1500 Mann zugegeben wurde. Die Nichtrhodostaner wurden als Sclaven verlooset ohne Ansehen der Person, wer nicht Türke zu werden versprach. That aber Einer diesen Schritt, so wurde er sehr hoch geachtet und bekam eine ehrenhafte Stellung im Heer oder bei der Verwaltung desselben. Nur sechs fanden sich, die sich zum Islaismus wanden, zwei Italiener, ein Ungar, ein Franzos, ein Walache und ein Savoyarde. Als die Reihe an mich kam, wurde ich durch's Loos einem Tempaschi, d. i. Flügelmann einer Heerabtheilung, zugestoßen, weil ich aber schon ein gar alter Knabe war, und durch meine grauen Haare Zeugniß gab, daß ich bereits ein Sechziger seie, so lag meinem nunmehrigen Herrn wenig an meinem Besitz; er behandelte mich leidentlich und ich that meinerseits, was ich zu thun vermochte. Aber dessen ungeachtet war ich ihm doch eine Last, denn er mußte für meine Nahrung sorgen, weßhalb er mich schon nach zehn Tagen an einen Heerlieferanten umsonst abgab. Dieser neue Herr über mich wußte meine Kenntnisse zu schätzen und ließ nicht gerne mehr von mir. Er wollte heimziehen nach Guzulhisar am Taurusgebirge, wo er ansäßig war. Der Tag der Abreise von Rhodus war

etwa den 6. Februar 1523 bewerkſtelligt. Ehe ich ſcheiden mußte von dem Ort, wo ich ſo viele Leiden erfuhr, war mir noch ein ganzer Tag vergönnet, alte Bekannte heimzuſuchen um Abſchied von ihnen zu nehmen. Nun ſah ich erſt, wie ſchrecklich die Stadt ausſah, da, wo vor Kurzem noch die ſchönſten Häuſer ſtanden, lagen große Schutthaufen, unter welchen noch die Füße oder Arme der Erſchlagenen oder Verbrannten hervorſtarrten. Die Kirchen waren von den herrlichen Zieraden gelöſet; die Gemälde, Schnitzwerke und Altäre lagen vor den Pforten derſelben zerſtreut und zertrümmert umher und des Gekreuzigten Bild ward zum Galgen gemacht für alle die, ſo ſich an einem Türken vergreifen oder denſelben beleidigen ſollten auf irgend eine Art. Altersſchwache Prieſter thaten Karrendienſt in den verſchütteten Straßen und die Kinder, welche in ihrer Unſchuld das Zeichen des Kreuzes machten, liefen blutig gegeiſelt umher. Frauen und Jungfrauen hingen verkehrt vor ihren Häuſern, darum, daß ſie Hand an ihr Leben gelegt hatten, ehe ſie ſich von den Barbaren ſchänden ließen. Die Kreuze auf den Thürmen mußten die Prieſter herabholen und diejenigen, die dieſes Wageſtück nicht vollbringen konnten, wurden erdroſſelt und in Stücken zerriſſen oder wurden ſie um den Thurm herum bis an die Bruſt lebendig in den Boden gegraben, und ſo lange von den Barbaren geſchlagen, verſpieen und ausgehungert, bis ſie ihren Geiſt aufgaben. Den Heiligenbildern waren alle die Köpfe abgeſchlagen und die Beichtſtühle waren zu Rothſtühlen für die Türken auf die Gaſſen geſtellet.

Alles dieses geschah unter den Augen des so gütigen Sultans Solymann, der aber seinen Horden diese Greuel aus politischen Gründen nicht untersagen wollte noch konnte, man hätte ihn sonst für keinen Muselmann mehr gehalten und sein Leben wäre durch irgend einen fanatischen Kriegsknecht stündlich bedroht gewesen.

Während dieses Elends in Rhodus verließ de Villiers mit sicherem Geleite die Insel, in deren Besitz die Johanniter seit dem 15. August 1309 waren, wo sie die Sarazenen mit der Schärfe des Schwerts vertrieben. Als der Großmeister von dem Sultan Abschied nahm, sprach Solymann: „Mich erbarmet dein Alter, ehrlicher Greis, daß du vertrieben von den Deinigen im Elend dein Leben schließen mußt; so du aber nicht verschmähest, dein Hab und Gut als ein Geschenk von mir zurückzunehmen, so würdest du mir süße Freude machen. Vielleicht findest du damit anderswo einen Erdtheil, worauf du herrschen kannst ferne von der Rechtgläubigen siegreichem Zeichen.“ de Villiers nahm, was ihm geboten wurde; seidene Gewänder, Kameele, Pferde und 5 Tonnen Goldes. Gerne verließ auch ich diese verwüstete Stadt und die von der Natur mit allem Guten gesegnete Insel, auf welcher Wein, Getraide, Limonen, Citronen, Feigen, Pommeranzen, Oliven und Kernfrüchten aller Art wild wachsen in Fülle, wo der Honig und das Wachs aus den Bäumen fließet, und kostbare Gewürze und wohlduftende Blumen und Kräuter ungepflanzet dem Boden entsprießen, die Luft die gesündeste der Erde genannt werden kann, und beinahe ein ewig heiterer Himmel lächelt; wo des Som-

mers Hitze von der Meeresluft gekühlet wird und epidemische Krankheiten etwas Unerhörtes sind. Unser neues Ziel war Kleinasien, das wir auch glücklich erreichten. Am dritten Tage aber unserer Landreise wurden wir von einer Horde scheußlicher Menschen überfallen, all' unsers Eigenthums beraubet und geknebelt lag mein Herr so arm auf dem Sande, als ich, sein Sclave, neben ihm. Als unsere Ueberwältiger alles Tragbare in Sicherheit gebracht hatten, kamen sie bei untergehender Sonne wieder, banden uns los. Dem Türken, meinem Herrn, schenkten sie die Freiheit, mich aber nahmen sie mit nach Tomaso und von da nach Konstantinopel.

Jede Minute war auf diesen 20 Tagreisen von Tomaso nach Konstantinopel mein Leben bedroht von den Unmenschen, welche mich nebst sechs andern Christen überwältigt hatten. Die Sonne brannte so heiß wie das Feuer auf meinen Kopf und Rücken, und wo meine Haut ihrem Strahle ausgesetzt war, so entstanden Blasen, als ob siedendes Wasser über mich gegossen worden wäre. Die geringste Berührung drückte die Blasen auf und dann floß die Füllung aus, an welcher sich Schwärme winzig kleiner stechender Mücken sich labten. Schlug man diese Fliegen todt, so entzündete sich die Haut, auf welcher sie gesessen und ein unausstehliches Jucken trat ein. Wahrscheinlich waren diese Thierchen giftiger Natur. Ihr Aussehen war roth, mit schmalen langen Flügelchen, die im Sonnenglanze in wunderschönen Farben spiegelten. Die Türken hatten sich mit Olivenöl geschmiert und dieses befreite sie von unserer Qual, worüber sie sich recht

herzlich freuten. In diesen Tagen dachte ich oftmals an Selbstmord, aber unsere Begleiter wachten über uns, wie über ihren Augapfel und so wurde mein Vorhaben vereitelt. Kamen wir an einen Fluß, so wurden wir an die Schweife ihrer Pferde gebunden und so mußten wir hindurchwaten und wurden nachgezogen durch die Fluth, wo dieselbe auch über unsere Köpfe ging, so daß wir halbertrunken ans andere Ufer geschleppet kamen. Kamen wir an steilen Felsenwänden vorbei, was oft geschah, so wurde um unsern Hals ein Bastseil geworfen, wodurch ein vorsätzliches Hinabstürzen unsererseits vereitelt wurde. Diese und dergleichen Vorsichtsmaßregeln müssen sie die Erfahrung gelehrt haben. Denn bei jeder solchen Stelle winkten unsere Begleiter einander bedeutungsvoll zu, was da oder dort geschehen und wie sie um ihren Gewinn betrogen wurden. Warme Speisen bekamen wir keine, wohl aber geräuchertes Pferdefleisch in Menge; den Durst stillten uns wilde Saftfrüchte aller Art. Eine Delikatesse waren uns fliegende Eidechsen eine Spanne lang, um welche uns oft unsere Treiber beneideten, wenn wir deren 6—8 an den Ruhestationen auf heißen Kieseln rösteten. Der Türke aber darf dem Nächsten, weß Glaubens er sei, nichts nehmen, was die Natur ihm gibt, noch etwas essen, das ein Ungläubiger geschlachtet hat. Und das war unser Glück, sonst wären wir wahrlich verschmachtet in unserer Drangsal. Des Nachts hatten wir keine Herberge und es wurde zuweilen kühl, wenn des Himmels Millionen Lichter sich entzündeten und mit ihren freundlichen Strahlen auf uns gequälte

Weſen der Erde herableuchteten. Zwiſchen den Schenkeln der Kameele mußten wir unſer Lager ſuchen, wenn es warm war, und wenn es kühl war, auf freiem Sand oder auf den warmen Kieſeln. Fröſtelte es nun um Mitternacht unſere Glieder, ſo wühlte man den obern kühl gewordenen Sand auf und legte ſich in den warmen, oder kehrte man die Steine um, welche ſo warm waren, wie eine erwärmte Bettflaſche. Kam aber der Morgen, ſo ſenkte ſich ein Thau herab, der eiſig kalt war, da war für Menſchen und Vieh kein Bleibens mehr in Ruhe, Alles ſtand auf und machte ſich reiſefertig. Eines erhob in jeder Frühe meine Seele zu bevorſtehender Tageslaſt, und das war das Gebet, zu welchem mich meine Quäler mahnten. Denn ſo bald die Sonne aufſtieg im Oſten, da erſchallte ein allgemeiner Ruf: „Gott iſt groß und ſein Prophet!“ hierauf fielen die Türken auf ihre Kniee und beteten mit großer Andacht ein langes Gebet mit über der Bruſt zuſammengeſchlagenen Armen. Hatten ſie ihr Gebet vollendet, dann rauchten ſie Tabak, tranken einen wohlduftenden Thee und ſetzten ſich dann auf ihre Kameele mit getroſtem Muth. Einige Tagreiſen von Konſtantinopel wurde ich auf eine auffallende Weiſe beſſer behandelt, als bisher, was ich der Nähe der Hauptſtadt zuſchrieb; dem war aber nicht ſo. Ich hatte mir dieſes verbeſſerte Loos dadurch ſelbſt verdient, daß ich, gleich meinen Drängern, bei Sonnenaufgang auch auf meine Kniee ſank und „Gott iſt groß und ſein Geſandter!“ ausrief. Dabei aber lateiniſch betete: **Domine Jesu Christe, consolatio pauperum et homilium**

Gloria etc. etc. — qui vivis et regnas in sæcula sæculorum Amen. Pater noster. Ave Maria. Als ich dieſe glückliche Beobachtung gemacht hatte, unterließ ich es keineswegs mehr, gleichzeitig mit den Türken zu beten. Endlich kamen wir auf die Heerſtraße, welche von Bruſa nach Scutari führet und wo die Luſthäuſer der vornehmen Türken, die zu Konſtantinopel wohnen, beginnen und die mit einer Pracht ſich entfalten, daß ſie mich an die fabelhaften Gärten der Hesperiden mahnten, in welchen goldene Aepfel an den Bäumen hingen, die aber von Drachen bewacht wurden: denn in dieſe Heiligthümer der Türken iſt wohl zu gehen erlaubt dem Chriſten, aber nimmermehr darf er als Chriſt zurück, er muß Türke werden oder das Leben laſſen. Dieſe Wohnungen ſind alle rund gebaut, haben wie die Kirchen hohe Fenſter gegen Morgen. An das Wohngebäude iſt ein dünner Thurm gebaut, der eine einzige Altane hat, welche um eine hohe Spitze gehet, auf welchem ein Halbmond von purem Golde in der Sonne ſtrahlet. Von der Ferne ſehen dieſe Gebäulichkeiten aus, wie eine große Schnecke, mit ihrem Häuslein auf dem Rücken, ein Horn ausſtreckend.

Zur Zeit eines hohen moslemiſchen Feſttags kamen wir zu Scutari an, weßhalb ich mit meinen Leidensgefährten gute Ruhe hatte und aus unſern Luftlöchern konnten wir über den Bosphorus, oder die Meerenge von Marmara, hinüberblicken nach Konſtantinopel, welche Stadt mit ihren zahlloſen Thürmen an einem ſanftaufſteigenden Berge ſich anlehnt, in einer Ausdehnung, deren

Grenzen das Auge nicht erſehen kann. Hohe Mauern mit dicken Wehrthürmen ſchauen drohend herüber von Europa nach Kleinaſien. Es gewährt einen mehr als großartigen Anblick die Verbindung zweier Meere, des Aegeiſchen und des ſchwarzen Meers, mit zahlloſen Schiffen überdeckt, hier zu ſehen. Wohin das Auge blickt, wimmeln tauſende von Menſchen auf den Fahrzeugen geſchäftig und müßig hinauf und hinab. Als die Feſtlichkeiten vorbei waren, wurden wir nach Pera geführt, das ebenfalls eine Vorſtadt von Konſtantinopel iſt, aber noch auf aſiatiſcher Seite liegt. Dort angekommen, ſtellte man uns etwa um 9 Uhr Vormittags auf den Kalvakai, das iſt Sklavenmarkt, zum Verkauf auf. Viele Käufer tummeln ſich hier ſtolz herum. Meine Leidensgefährten waren bald und, wie ich vernahm, mit erklecklichem Nutzen verkauft, denn dieſe waren junge ſchöne Männer. Mich aber wollte Niemand, als ſie meine grauen Haare ſahen, und von deſſen Alter man vernahm, daß die Grube bald das Löſegeld verſchlingen werde. Hierüber war mein Herr ſehr ungehalten, beſchimpfte mich mehr als viel, wovon ich aber nur Weniges verſtand, und das war mein Troſt und verſchaffte mir großen Gleichmuth. Ich mußte wieder heim in meinen Zwinger, und drei Tage abwarten, bis ich wieder zur Schau geſtellet war, aber auch diesmal wollte mich Niemand haben, im Gegentheil, Jeder ſpottete meinen Herrn aus, daß er ſo alte Waare auf den Markt bringe. Da fiel meinem Verkäufer ein, meine Talente zu loben und laut auszurufen. Nämlich, daß ich viele Weltſprachen verſtehe, im Säen, Heimſen,

Fechten und Baſtflechten geübt ſeie. Auf dieſes hin liehen meinem Fürſprecher nach und nach Einige ihr Ohr, worauf ſich bald ein großer Kreis von Menſchen um mich zog, um mich zu begucken, und je mehr Schauende kamen, deſto mehr Vorzüge dichtete mir mein Zwingherr an. Endlich kam ich zum Aufgebot, bei welchem für mich noch 8 Zechinen mehr bezahlt wurden, als um jeden der Andern. (Eine Goldzechine iſt etwa 5 Gulden werth.) Freudig über dieſen Zug, gab mir mein Verkäufer einen leichten Streich auf den linken Backen und ſchenkte mir einen Zerimabub oder Zindsjerli (etwa 3 fl. 30 kr. im Werth). Der, dem ich zugeſchlagen wurde, war ein alter Mann mit nichtsſagendem Blick und ſo phlegmatiſch in Gang und Rede, daß ich beinahe verzweifelte, bis er mich des langen Wegs zu ſeiner Wohnung brachte. Nicht, als ob mir das Gehen zu läſtig geweſen wäre; nein, denn ich war rüſtig auf den Füßen und zu einer Reiſe von 12 Stunden wohl noch tauglich, allein ſobald man erhandelt iſt, ſo wird einem ein Holz an den Hals gelegt, das den Schließen gleichet, welche man den berſtenden Bäumen bei mir daheim anleget; in dieſes Holz werden die beiden Arme aufgezogen und dann an einer Leine von einem lungernden Sonnenbruder in das Haus des neuen Herrn geleitet. Das Holz thut weh, weit mehr aber die Schmach, die dadurch einem geſchiehet. Wohl eine Stunde mochte ich gegangen ſein, als mein Herr in einen Luſtgarten ſich einbog, vor welchem ich in der größten Hitze ohne Labung und Speiſe, und nüchtern war ich auch noch, drei volle Stunden harren mußte,

bis ich den Gespeisten und Getränkten wiederum erblickte und ihm folgen durfte bis an das Gestade von Pera, wo eine von den zahllos sich hier wiegenden Gondeln meinen Käufer aufnahm. Das Schifflein war mehr als schön gefertigt, getäfelt, vergoldet und bunt angestrichen. Den hälftigen Raum nahm ein Häuslein ein, das mit einem Baldachin von gelber Seide bedeckt war und woran goldene Trodeln und Franzen herabhingen. Im Innern bedeckten den Boden bunte Teppiche und hochgeschwellte Polster, drei an der Zahl, lagen auf den Teppichen. Keuchend setzte sich mein Käufer auf die Otomane, nahm eine große Lederschnur, das ein Tabakrohr war, an den Mund, worauf ein Diener ihm den Rauchkessel, der auf 6 Schritte von ihm stand, anzündete. Der Rauchkessel war so groß, wie ein Schöpfkübel von rother Thonerde mit wunderlichen Figuren verzieret und einem goldenen Knauf oben, woraus der Rauch aufstieg. Auf kleinem Wägelein, von schwarzem Holz, mit silbernen Rädern schob ein zweiter Diener seinem faulen Herrn eine künstlich gearbeitete Theemaschine zu, aus welchem der Alte drei mächtige Tassen sich auffüllte und behaglich verschlang. Nachdem dies geschehen, lehnte der Wollüstling sich an die Wand und begann zu schlummern. Dies war das Zeichen, daß die Ruderer sich bewegen sollten, und sanft schwamm der Kahn davon, doch nicht gen Konstantinopel, wie ich mir dachte, sondern linksab davon nach einem anmuthigen Bergschlößlein, das noch auf asiatischer Seite war.

Angekommen vor dem Garten des Schlößchens, eilten

zwei Diener herbei und trugen den Alten auf einer Art Tragbahre, mit Gurten versehen, die kleine Anhöhe hinauf, wo ein lieblicher Knabe alsbald herbeisprang und dem Gekommenen freudig die Füße küßte. Ueber all dem, was ich sah und hörte, vergaß ich gänzlich mein Loos, bis mich ein wüster Halbneger mit einem dünnen Meerrohr zur Besinnung brachte, indem er mir einen leichten Streifhieb über die Schulter beibrachte, zum Zeichen, daß ich ihm folgen solle. Mein Weg ging einer armseligen Hütte zu, die gar entsetzlich abstach, gegen die nahe Wohnung des Herrn, dem ich jetzt angehörte. Das Innere der Hütte war leer von aller Bequemlichkeit. Sechs zusammengebundene Heubüschel lagen darin, welche ich alsbald als die Lagerstätte abwesender Sclaven erkannte. Mein Führer blies einigemal in eine Pfeife, daß ihr Schall weithin gellte, worauf in einigen Minuten fünf Männer herbeieilten, wovon zwei keine Nasen mehr hatten, und einer zwei Eisengewichte, etwa zwei Pfund je eines schwer, in den Ohren trug, so daß sich die Läppchen bis fast auf die Schultern herabgezogen hatten. Ach, daß sich meiner Gott erbarm! seufzte ich aus beklommener Brust, wärest du für deinen Mord in „falscher Klinge" daheim gestorben, wie wohl wäre dir geschehen, alter armer Sebast v. Neuhausen. Als ich diese fünf Unglücklichen einige Augenblicke stumm angeschaut hatte, winkte mir der Halbneger, ihm zu folgen, der mich hierauf zu seinem Gebieter, dem schon bemeldten Alten, führte, der in der Nähe eines Springbrunnens, zwischen Blumen und schattigen Bäumen saß und kleine gelbe Kügelchen

aß. Wohl zehn Schritte entfernt von ihm mußte ich etwa eine halbe Stunde warten, bis er mich zu ſich winkte, in welcher Zeit ich ſtaunend all die Herrlichkeiten begaffen konnte, die mich umgaben. Auf den Aeſten der Bäume ſaßen allfarbige Papagayen mit blanken Silberketten gefeſſelt; weiße Wieſelthiere, ſo groß wie die Füchſe, machten poſſige Spiele in künſtlichen Geflechthäuſern; ein zahmer Panther mit lakirtem Maulriemen ſchnuffelte mich an und ein geſattelter Steineſel beſtierte mich auf eine Weile. Das Schlößlein funkelte in tauſendfarbigen Strahlen, denn ſeine Außenwände waren mit Glasblätter aller Farben künſtlich bedecket, ſo daß ſich dem Beſchauer feurige Roſen, helle Sterne, blaue, grüne und gelbe Kreiſe in den ſchönſten Verſchlingungen zeigten. Die Thüre war mit den ſeltenſten Muſcheln des Meeres bedeckt, in deren Zwiſchenräume grüne Mooſe wuchſen, ſo daß das Ganze einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick gewährte. Eine Brücke, kaum zwei Fuß breit, führte von hier aus nach einem Orangewäldchen, von welchem herüber ein parabieſiſcher Geruch ſtrömte. Dieſes Brücklein war von Porzellan dem Anſehen nach, und gar närriſch geformt, denn ſeine Geländer glichen großen unbeholfenen Wagenrädern. Der Boden, worauf man lief, war mit einer zierlich geflochtenen Binſenmatte beleget, an welcher von unten herauf ein ſchwarzer Schwan mit dem Schnabel ſpielte, das dem alten Gutsherrn ſehr zu gefallen ſchien. Endlich fielen die Blicke des Türken auf mich, dann winkte er mir, daß ich näher treten ſolle. Ich machte aber gleich einen großen Bock gegen die Ehrer-

bietigkeit meines Gebieters, denn ich trat so nahe zu ihm hinan, daß mein Schatten seinen Ruhteppich erreichte und auf solche Nähe ist keinem Sklaven erlaubt, vor seinen Herrn zu treten. Er winkte mir, zurückzugehen, indem er mit seinem Meerrohr den zu nahen Schatten zeigte. Es darf auch beim Tagsverkehr kein Diener mit seinem Herrn in einer solchen Stellung reden, daß des Dieners Schatten seinen Gebieter trifft, sondern er muß sich so stellen, daß die Sonne ihn bescheint und des Herrn Schatten auf ihn fällt. Diese Höflichkeitsform hatte ich aber mir augenblicklich zu eigen gemacht, worauf mich der Alte erst in türkischer Sprache anredete, und als ich dieselbe nur äußerst wenig verstand, hub er in schlechter griechischer Redeweise mit mir an; auch diese Sprache verstand ich nicht, weßhalb ich ihm in lateinischen Sätzen antwortete, von welchen er aber nur einige Worte erfaßte, weil er gut französisch verstand; und als ich ihm in dieser Sprache antworten konnte, leuchteten seine halbgeschlossenen Triefaugen freudig auf und er fing mit mir jugendlich an zu plaudern, so gewandt, daß ich alsbald annahm, er seie ein geborener Franzos und eher als nicht ein Renegat, in welcher Voraussetzung ich mich auch nicht täuschte. Er fragte mich nach meiner Heimath und meinem Schicksal, worüber ich ihm Auskunft gab, so viel mir gut däuchte. Nach und nach lenkte er auf den Islaismus und das Christenthum, in welcher Richtung ich so vorsichtig antwortete, als man von der Bedachtsamkeit eines alten Mannes nur erwarten konnte, woraus er aber wohl erkennen konnte, daß ich meine Tage als Christ

zu beſchließen geſonnen ſei. Plötzlich ſchwieg er ſtill, legte ſein feiſt Geſicht in die theilnahmsloſeſte Falten und winkte mir zu gehen, worauf ich von dem Halbneger zu den andern fünf Sklaven gebracht wurde, die mich ſtumm in ihre Mitte aufnahmen, denn jedes laute Wort wird mit beliebiger Anzahl Rohrhieben beſtraft, zu welcher Strafe der jeweilige Aufſeher unbedingte Befugniß hat, was ich gleich den andern Tag zu ſehen Gelegenheit hatte.

Die Sonne ging eben unter und die Abendfeier trat für die Sklaven ein. Die Türken aber beginnen gegen Abend erſt ihre Geſchäfte, die ſie jedoch allſammt in mindeſtens zwei Stunden abgemacht haben. Wir wurden in die vorbemerkte Hütte getrieben, worauf einer der Ohnbenasten fortging und in hölzerner Schüſſel Reis und Zwiebel brachte, nebſt einem großen Krug Waſſer. So hungrig ich auch war, ſo ging mir doch meine jetzige Lage über Eſſen und Trinken. Ich legte mich ſtill nieder und ſchlief ein, bis mich das Meerrohr des Halbnegers unſanft aus meiner Ruhe zur Arbeit rief. In Betracht meines Alters wurde mir kein Schnelleiſen an den Fuß geſchraubt, wohl aber bekam ich ein roſtiges Blech, Hand groß, worauf eine Nummer und der Name des Herrn, dem ich gehörte, ſtand, an den Arm. Zugleich wurden mir in türkiſcher Sprache meine Pflichten vorgeſagt, von denen ich aber durchaus nichts verſtand, dann ging's an die Arbeit in dem weitläufigen Gute. Was ich that, war ſo ziemlich recht gethan, den erſten Tag. Den zweiten Tag legte ich weniger Ehre ein, doch legte mein

Aufseher keine Hand an mich, weil er vor meiner starken Figur, meinem Bart oder meinem weißen Scheitel etwas Achtung hatte. Einer meiner Mitsklaven aber versah sich an einem Blumenzwiebel und einer Wurzel, die neben einander standen, daß beide durch seine Hacke beschädigt wurden. Wuthentbrannt warf der Halbneger seinen Fangriemen dem Unglücklichen um den Hals, schnürte ihm die Kehle dermaßen zu, daß er beinahe erstickte und hieb mit seinem Meerrohr so lange und unbarmherzig auf den bloßen Rücken des Halbentseelten, daß ich hinzulief und mit aufgehobenen Händen den Quäler um Schonung für den genug Geschlagenen bat. Statt einer Antwort aber zog der Wütherich sein krummes Messer aus dem Henkel und wies mir den Weg damit mit dem Bedeuten, daß wo ich nicht eilig mich an meine Arbeit mache, er mir die Nase aus dem Gesicht schneide, wie es dem eben Gezüchtigten geschehen vor nicht langer Zeit. Ich ging, aber der nächste Tag war der Tag der Rache für den Barbaren. An einem Stickfluß starb der Herr, dem wir eigen waren und das war das Zeichen des Todes auch für den Neger. Der Knabe, der den Alten so freundlich bei meiner Ankunft begrüßt und geküßt hatte, sprang weinend in der Mitternacht an unsere Hütte und rief jammernd um Hülfe für seinen Großvater, der gestorben seie. Wir standen auf, um wo möglich den Knaben zu trösten, denn hinaus konnten wir nicht, weil die Thüre verschlossen und des Nachts alle sechs aneinander mit einer Stange verbunden wurden. In aller Frühe kam der Neger sehr betreten in unsere

Hütte und löſete unſere Bande mit mißtrauiſchen Blicken auf. Still traten die Fünfe vor die Hütte und griffen wie ſonſt zu ihren Hacken, als aber der Barbar dießmal ihnen nachfolgte, wandten ſie ſich plötzlich um und ſchlugen ihn nieder. Der erſte Schlag traf ihn aufs Maul, daß alle Zähne ihm in den Hals hinabfuhren, der zweite auf den Kopf, der dritte auf die Naſe und die Augen, und immer wollte er ſich noch wehren auf der Erde. Da ſprang einer der Ohnbenasten, wie eine gereizte Beſtie, auf den Körper des Niedergeſchlagenen, riß ihm ſein Sichelmeſſer aus der Hand und ſchnitt ihm damit grimmig die Naſe aus dem Geſicht, wie er ihm vor Kurzem gethan haben mochte. Ein Anderer ſchnitt ihm die Ohren und ein Dritter die Finger ab. Dabei lebte der Neger und hatte ſein volles Bewußtſein, er verſuchte öfters zu ſchreien aber alsbald traten ihn ſeine Mörder mit den Holzſohlen auf's Geſicht und den Mund, daß er nicht mehr einen Laut von ſich zu geben wagte. Aus einem Auge ſah er noch, und mit demſelben blickte er mich jammervoll an, als er vier von denen, die er geſtern noch ſo ſchrecklich mißhandelte, eine Grube in aller Eile graben ſah, in welche ſie den Verſtümmelten mit lebendigem Leibe werfen wollten, welches Thun ich aber nicht zugab, ſondern unter ſolchen Umſtänden auf Tödtung antrug. Dieſem Begehr aber wollten ſie durchaus nicht Folge leiſten, indem ſie meinten, der ſeie zu ſchlecht, als daß man ihn zuerſt tödte, den müſſe die Erde erſticken, und wirklich, ſie warfen den Ueberwältigten mit lebendigem Leibe, unter ſchweren Blutſtrömen röchelnd in die

Grube. Als sie Erde auf sein Gesicht warfen, da zuckten seine Glieder gräßlich, seine Brust hob sich entsetzlich und ein Mark und Bein durchdringender Kampf bemächtigte sich des jämmerlichen Nachopfers. Dessen erbarmte ich mich, in angstvoller Verzweiflung griff ich zu dem Sichelmesser, das gestern noch gegen mich geschwungen wurde, und fuhr ihm damit durch den Hals, daß der Wütherich augenblicklich verendete. Hierüber waren die Andern äußerst ungehalten, denn sie konnten mir nicht genug erzählen, was der Erschlagene für ein Unmensch und für ein Ungeheuer in Ausübung aller möglichen Qualen an seinen Untergebenen war. Sie sagten mir, wie sie um ihre Nasen gekommen; blos weil sie sich umsahen, als er den sechsten Sklaven, dessen Ersatzmann ich war, dermaßen schlug, daß der Geschlagene an seinen Striemen den zweiten Tag darauf starb; und dieser hatte nichts gethan, als seinen Kameraden ein fremdes Schiff gezeigt, das sich aus dem schwarzen Meer herbei bewegte. Er strafte sie mit Hunger und Durst und kein andrer Name kam aus seinem Munde, als „Hunde." So lange der alte Herr lebte, seie freilich nichts zu machen gewesen; denn wenn sie Hand an seinen Aufseher gelegt, oder demselben nur einen Widerspruch gethan hätten, wären sie ohne Gnade mit lebendigem Leibe in einen Sack genähet und in das Meer geworfen worden. — Der Alte seie zwar vordem auch Christ und sein Vater ein Franzose, Namens Rochefoulle, gewesen, der gegen die Türken gefochten habe; aber zu Bagdad fiel er in die Hände der Türken mit seinem Vater.

Der junge Johannes Rochefoulle, damals 11 Jahre alt, wurde beſchnitten und bekam dann den Namen Hill-Riza, das iſt „Lichtdurchdrungener.“ Mit ſeinem 13. Jahre zog er gegen die Chriſten zu Felde und zeichnete ſich durch Heldenmüthigkeit und Schlauheit dermaßen aus, daß er es bis zum Baſſen brachte, mit welcher Stelle ein großes Einkommen verbunden war, auch hatte er an aller, den Chriſten geraubter Habe, die Hälfte, wodurch er ſich ungeheure Reichthümer erwarb, und ſein übriges Leben in Weichlichkeit und Wolluſt hinzubringen im Stande war. Er hatte an 10 Weiber, worunter einige ſo ſchön wie Engel, einige aber ſo wüſt, wie die Nacht waren. Töchter zeugete er 26, Söhne 2, welchen er aber in die Grube ſah. Ein einziger Enkel war vorausſichtlich ſein Stammhalter. Er ſchloß ſein Leben mit dem 65. Jahre. Nachdem der Halbneger verſcharret war, bemühten ſich ſeine Mörder, eiligſt alle Blutſpuren auf's Pünktlichſte zu vertilgen, und als dies geſchehen war, gingen wir, wie geſtern und ehegeſtern an die Arbeit und Niemand fragte nach dem Vermißten, ſo lange ich wenigſtens auf dem Schloßgute war. Unſer Loos war gut und wohl beſſer, als vieler armen Taglöhner draußen im Reiche. Alles, was die Natur bot, ſtand zu unſerm Genuſſe und mit der Arbeit vermochten wir wohl fertig zu werden, wenn wir nur vier Stunden des Tages arbeiteten. — Der Körper des todten Herrn wurde mit wohlriechenden Seifen im Freien, unter ſeidenem Zelte, gewaſchen und auf koſtbarer Binſenmatte zur Schau gelegt, zweimal zwölf Stunden. Hernach begann die Begräbnißfeierlich-

keit auf seinem eigenen Gut. Unter die erste Staffel, wenn man vom Schlößchen nach dem Meere hinabging, wurde er seinem Willen gemäß begraben. Von nun an durfte Niemand mehr auf diese Staffel treten; sondern es wurden einige Nebentritte gemacht. — Am Morgen des Begräbnißtages kam ein Molla (Stadtviertelsrichter) mit sechs Monkiren (Todtenpfaffen). Ersterer nahm ein Protokoll über den Todten auf, Letztere begannen einen drei Stunden anhaltenden Gesang, der mich beinahe rasend machte. Als diese schwiegen, nahten sich sechs Moscheediener und beteten stille drei volle Stunden, knieend vor dem Leichnam. — Jetzt war der Körper den Leidtragenden überantwortet. Die Weiber, die Töchter und der Enkel umknieeten den Todten und thaten sehr schmerzlich ebenfalls drei Stunden lang. Die Sonne senkte sich und herüber von Konstantinopel schwamm eine zahllose Menge Barken mit alten Kriegern, wohl 300 an der Zahl, die alle den Entseelten mit der linken Hand an der Stirne berührten. Dieser Aufzug war gar wunderlich anzuschauen, denn es kamen herbei 50—80jährige Männer, mit mächtigen reich besetzten Turbanen, langen grauen Bärten, allfarbigen Jacken und Pumphosen, weißen Strümpfen und gelben, grünen und rothen Pantoffeln. Unter der Brust trugen sie seidene Gürtel, in welchen bei Jedem ein langer, zweischneidiger Dolch und ein krummes Sichelmesser stack; unter diesem Gürtel war ein unglaublich großer Wulst Wollenzeug, der mindestens viermal um die Lenden gewickelt war. Dießmal war diese Binde leer; gewöhnlich aber trägt der Türke seine

Lebensbedürfnisse, als: Tabak, Brod, ein Schnupftuch das beim geringsten Schiffsknecht mit Goldfäden verziert ist ꝛc., darin nach. Nicht selten schwellen diese Binden durch die vielerlei Aufbewahrnisse zu einer Dicke von mehreren Schuhen auf, und mit Wohlgefallen schaut der Türke auf seine Habe herab. Der Verstorbene wurde mit langsamen Schritten seinem Ruheort zu getragen und in einen seidenen Mantel gehüllt ohne Sarg in das Grab halbsitzend geleget, den Kopf nach Mekka gerichtet. Im Munde hatte er eine Citrone, in den Händen eine silberne Klamme, damit er im Himmel, wenn ihm eine Pfeife gereicht würde, damit die brennende Kohle erfassen und den Tabak anzünden könnte. Allerlei grünes Gezweige wurde auf den Leichnam gelegt, und derselbe dann mit der Steinplatte bedeckt. Das Schlößchen erbte der Enkel des Verstorbenen und weil dieser noch ein kleiner Knabe war, so kam er nach der Hauptstadt zur Erziehung und ich mußte als sein Begleiter mit ihm hinüber nach Konstantinopel, wo ich im August 1523 anlangte. Wenn überhaupt das Wort „Sklave" mich nicht gedrückt hätte, so drückte mich gar nichts Erhebliches, denn mein junger Herr war mir freundlichst zugethan und horchte auf meine Lehren, Warnungen und Erzählungen mit großer Liebe und Gutmüthigkeit. Sechs Jahre verschwanden mir also; da unternahm mein Herr eine Lustreise nach Adrianopel, über den Hämus nach Ragusa und von da auf dem adriatischen Meer nach der Heimath zurück, wobei ich ihn zu begleiten hatte. Auf der Insel Corfu traf ich von ungefähr einen deutschen Handels-

mann aus Frankfurt, mit Namen Sigmund Kilcher, den ich an ſeinem Sittengruß erkannte, mit dem er einen Bekannten neben mir an einem Morgen begrüßte. Hochbeglückt, einmal wieder einen deutſchen Ton zu vernehmen, blieb ich einige Augenblicke neben den Redenden ſtehen, dann näherte ich mich denſelben und gab mich ihnen, unter einem großen Thränengruß als einen Landsmann zu erkennen. Bei ihrem Abſchied verſprachen mir die beiden Männer meine Loskaufung, wenn es irgend in ihrer Macht ſtünde. Es ſtand bis zum Jahre 1530 an, als ich eines Morgens auf dem Schloßgute meines Herrn einen Mann eintreten ſah, den ich alsbald als denjenigen Handelsmann erkannte, der mir zu Corfu ſo theilnehmend entgegenkam. „Gott ſei gelobet, rief er, als er mich erſah, daß es mir vergönnet iſt, an dir mein gegebenes Wort zu löſen. Hier nimm dieſes Schreiben, das ich vor etwa einem Jahre ſchon aus Deutſchland erhielt.“ Mit zitternden Händen öffnete ich den Brief, und er war von meinen Söhnen. Tauſendmal küßte ich das Papier. Nachdem ich mich wieder etwas geſammelt hatte, ſprach der Corfuaner zu mir: „Nimm es nicht als ein Zeichen einer Gleichgültigkeit, daß ich jetzt erſt nach ſo vielen Monden, dich heimſuche mit meinem Troſt, aber tauſend widrige Umſtände machten mir dein Auffinden ſchwer. Wenn dir nun darum zu thun iſt, wieder in die Arme der Deinen zurückzukehren, ſo ſprich, und ich will dir behülflich hiezu ſein.“

Ich wußte nicht, was ich hierauf antworten ſollte; denn mir war wohl bekannt, daß mein Herr mich nicht

um Löſegeld zurückgeben werde. Die Flucht war etwas ſehr Gewagtes, zumal ich ſchon in Mitte der ſiebenziger Jahre ſtand, und mein Loos ein gutes zu nennen; auch wußte ich, daß bei meiner Heimkunft all die Schmach, die auf mir laſtete, wieder ins Leben treten würde. Doch die Liebe zu den Meinen ſiegte immer mehr, je länger ich an die Möglichkeit, ſie wieder zu ſehen, dachte. Ich verbarg daher den zu mir gekommenen Freund in meinem Glashauſe und wagte eine Bitte um meine Loslaſſung an meinen Herrn. Dieſer aber ſagte: „Ich glaube wohl, daß du dich ſehneſt, die Deinen noch einmal zu ſehen, aber du würdeſt nicht wieder zu mir kehren, wenn ich dich zu ihnen heim ließe, deßhalb künde den Deinen an, daß ſie zu dir hierher kommen, es ſoll ihnen kein Leid widerfahren, und ich will Gaſtfreundſchaft an ihnen üben in Rückſicht deiner Treue, die du ſeit ſo vielen Mondwechſeln in meinen Dienſten geübet, ſo wahr der Prophet lebet!“ Da war mit einem Mal meine Hoffnung in dieſer Richtung zerronnen und ich brachte meinem Freunde dieſe Nachricht. Das hat nichts zu bedeuten, ſagte dieſer, wenn du willſt, ſo bringe ich dich mit Gottes Hilfe hinweg von hier. Lange ſchwankte ich zwiſchen der Pflicht gegen meinen gütigen Herrn und zwiſchen der heißen Sehnſucht nach den Meinigen. Ehe ich aber zur wirklichen Flucht ſchreiten wollte, wagte ich noch einen Bittverſuch des andern Tages. Mit der dritten Morgenſtunde kam nämlich jeden Tag mein Herr nach den Anlagen, welche ich zu beſorgen und zu beaufſichtigen hatte und ſprach gewöhnlich mit mir über Dieſes oder Jenes;

ſo auch an dem Tage, an welchem ich meine Freiheit wieder errang. Ich nahm nochmals Gelegenheit, von meiner Sehnſucht nach meinen Lieben und von der Kraftloſigkeit, mit welcher ich ihm, meinem Herrn, nur Weniges noch zu leiſten vermöge, zu reden. Einige Augenblicke ſtand er ſinnend; dann ſprach er ernſt und beſtimmt: „ich kann dir nicht gewähren, ohne eine heilige Pflicht gegen den Propheten zu verletzen, welche gebeut, daß im Alter kein Sklave eines Moslems verſtoßen werden darf.“ — Ungeachtet, daß ich ſchon zweimal Freiheitsbitten an meinen Herrn gerichtet hatte, trug er doch nicht den mindeſten Gedanken an meine Flucht in ſich, denn ich konnte gehen, wohin ich wollte, nur mußte ich des Nachts die Rauchfäſſer anzünden, ehe ich zur Ruhe ging. Dieſe Arbeit war die Letzte in meinem Sklavendienſte und als ich ſie am Abend meiner Flucht abgethan hatte, ging ich in mein Glashaus, zog von meinem Freunde Kleider an, welche er doppelt auf dem Leibe trug und ſchritt mit leiſem Gebete die Gartenſtufen hinab, wo die Barke meines Herrn ſchaukelte. In dieſes Schifflein ſetzte ich mich und mein Begleiter, und wir ruderten hinüber nach Konſtantinopel. An dem Sophiathore ſtiegen wir aus, gaben einem Barkenführer den Auftrag, am kommenden Morgen das Schifflein nach Hill-Riza's Schlößchen zu bringen, worauf wir in den mir wohlbekannten Gaſſen der Hauptſtadt verſchwanden und uns eilig nach dem Rajaquartier hinzogen. Hier ſtanden zwei Eſel, welche wir mit allem Nöthigen bepackten, wozu mein Begleiter das Geld mir zuhandete und zogen dann aus der Stadt,

welche wir nach dreistündigem Gehen als handelnde Eseltreiber im Rücken hatten. Mit dem Anbruch des Morgens sahen wir nur noch die Thürme des neuen Castells von Konstantinopel, wir waren auf der Heerstraße nach Seres, welche Stadt wir wohlbehalten nach zehn Tagreisen erreichten. Von da zogen wir nach Salonichi und Janina, und trafen zu Corfu den 10. Januar 1530 ein, wo ich im Hause meines Retters eine über alle Beschreibung gute Aufnahme fand, denn die Hausfrau war eine Schweizerin von gar edlem Herzen. Nach sechstägigem Aufenthalte in diesem gastlichen Hause, verließ ich dasselbe, ausgestattet mit allen möglichen Reisemitteln, unter vielen, vielen Segenswünschen. Glücklich erreichte ich Tarante, Foggia, Rom, Florenz, Ferrara, Mantua, Bozen, Innsbruck, München, Augsburg, Ulm. Den 29. März bemerkten Jahres, saß ich zu Eßlingen im Lamm und trat den andern Tag in aller Frühe den Weg nach Stuttgart an, wo der jüngste meiner Söhne, genannt Werner, Hofkammersekretarius war, und der, wie mir gesagt wurde, gegenwärtig über dem Schlosse bei der Stiftskirche wohnen solle, in Burghardt Singers Haus, nächst dem Kirchgassenthörle.

Als ich auf die Eßlingersteighöhe, genannt zur Wagenburg, kam, erschaute ich ein Rennen und Jagen der Landleute der umliegenden Dörfer. Eben schlug es im Thale acht Uhr. Was soll denn aber die Eile der Leute bedeuten, dachte ich und ging langsam das Pflaster hinab, verfolgte am Deichelseelein den schmalen Fußpfad, der nach dem Lederthörlein führte, und kam über den

Hafenmarkt nach dem Bärenbrunnen, um welchen herum viele Reiter ſich verſammelt hatten. Was iſt heute hierorts Auſſerordentliches zu ſchauen? fragte ich einen derſelben. „Nach Verlauf einer Stunde wird der Kürſchner Auguſtin Bader aus Augsburg hier auf dem Marktplatz enthauptet, und hernach ſein Körper verbrannt,“ war die mir durch Mark und Bein dringende Antwort des Befragten. Wo wohnt der v. Neuhauſen? fragte ich am Eingang des Pfeffergäßchens (jetzige Enge Straße). — „Hier!“ rief eine Stimme vom erſten Stockwerk herab. Während ich am geſuchten Hauſe hinaufſchaute, murmelte es durch die Menge: „Der Bader kommt! der Bader kommt!“ — Ach, daß dieſen Jammer mein Auge ſehen muß, daß meine Füße gerade zu dieſer Stunde mich hierher tragen müſſen, in dieſe Gaſſen, welche ich vor 47 Jahren als ein Mörder, begaffet von dem theilnahmsloſen Haufen, gleich dieſem unglücklichen Maleſikanten, zur Richtſtätte wandern mußte. Gleich, als ob ich erſt geſtern meinen Schmachweg gethan hätte, ſtockte mir beinahe das Blut in meinem Buſen; bewußtlos lehnte ich mich einige Augenblicke an die Wand des Hauſes hinter mir. Kalter Schweiß trieſte von meiner Stirne, meine Glieder zitterten und mir war, als ob die Stunde meines Todes näher wäre, als dem langſam herbeifahrenden Kürſchner Bader. Es war ein Mann mit ſtarkem Barte, ſchwarzen feurigen Augen und großer Naſe. Seine Haare waren ihm bis auf einen kleinen Henkersſchopf auf dem Wirbel kahl geſchoren. Krampfhaft fuhr ich bei dieſem Anblick auf mein eigen Haupt,

das einſt einen gleichen Schopf getragen. Meine Haut rieſelte mir unaufhörlich und ein marterndes Gefühl peinigte unſäglich mein ganzes Weſen, als ich vor mir Halt machen ſah und die Henkersleute den Verurtheilten mit einer glühendrothen Zunge an den Armen und auf dem Rücken ſechsmal zwicken ſah. Nach dieſer Qual legten die Henker die Zange wieder in die Gluthpfanne, welche hintennach getragen wurde. Kein Wehegeſchrei kam über den Mund des Todtgeweihten, nur ſeine Lippen biß oder preßte er krampfhaft zuſammen auf kurze Augenblicke, dann betete er ein ſtilles Gebet mit thränenden Augen. „Ach, ach! ſind dieſe Chriſten nicht ärger, denn die Türken!“ rief ich laut aus, daß alle Umſtehenden ſich umſahen und mich, den unbekannten Fremdling, begafften. „Kein Muhamedaner würde einem ſeiner Glaubensbrüder ein ſolches Leiden anthun, wie die Bekenner der Lehre Chriſti, deren Heiland auch dem tiefſten Sünder, ſo er Reue im Herzen trägt, Barmherzigkeit verſpricht!“ Ihr ſeid wohl auch Einer von dieſes Königs Unterthanen? fragte mich eine herriſche Geſtalt. „Weſſen Königs?“ forſchte ich. „Dieſes da, den man eben jetzt vom Leben zum Tode bringt, der ein Kürſchner ſeines Gewerkes und aus Augsburg gebürtig iſt; ſeine Name iſt Auguſtin Bader.“ — Und was iſt des Gequälten Verbrechen? — „Er wurde der Wiedertäuferei wegen aus ſeiner Vaterſtadt verbannt; hernach kam er nach Wirtenberg, trieb allda wirres Unweſen und Abgötterei. Ein Traum, daß er zum König des Erdkreiſes auf tauſend Jahre beſtimmt ſeie, muthete ihn auf, zu Ulm eine Krone,

ein Scepter, ein Schwert, einen Dolch, einen königlichen Pelzmantel und einen Sternenhimmel von Seide sich machen zu lassen, und er zog mit dieser Herrlichkeit, begleitet von etwa 20 seiner Anhänger nach dem Lauterthale bei Blaubeuren, und schlug in einer Mühle seinen Sitz auf. Er predigte viel von seinem neuen Reiche, in der Scheuer des Müllers; dem Mühlherrn aber kam der neue König nicht ganz geheuer vor, eingedenk des Bauernkriegs, wodurch ihm sein Stadel über dem Kopfe angezündet wurde; er machte bei der Obrigkeit von den Bauernversammlungen Anzeige, worauf der Wiedertäuferkönig mit vielen seiner Anhänger gefangen genommen und hierher nach Stuttgart gebracht wurde, wo nun seiner Herrschaft mit seinem eigenen Schwerte ein Ende gemacht werden soll, dort auf dem Marktplatze gemeiner Stadt." Gleich einem wogenden Strome bewegte sich die gefühllose Menge der Neugierigen jetzt wieder vorwärts, und die zwei Kohlschüsselträger mit ihren Teufelsgesichtern dem unglücklichen Opfer nach.

Ohne daß ich es wünschte, ward ich durch die Gewalt der Menschen bis zur Richtstätte auf den Markt vorgeschoben. Von den mit Hellebarden und Untergewehren bewaffneten österreichischen Grenadieren war ein kleiner Kreis gebildet, welcher beinahe vollgepropft war von Anhängern des Bader, und die allesammt einer schweren Strafe zitternd entgegensahen. Furchtlos stand zum sechstenmal der gequälte Einbildungskönig von seinem Wagensitze auf, und wiederum wurde ihm das Hemd vom Leibe gerissen und die drei Fuß lange schwere Schmieds-

zange abermals glühendroth aus den Gluthen herausgezogen. Weil das Marterinstrument aber bis zu seiner Gabel sehr heiß war, so wollte der Henker mit der Zwickarbeit eilen, stieß aber dabei den österreichischen Stadthauptmann d'Osti, der querüber dem Zangenmann lief, dermaßen auf die Brust, daß dieser, wie von einer Schleuder getroffen, mit verbranntem Lederkoller zusammenstürzte. Dabei fiel dem Henker die Zange aus den Händen, und dem Herrn Magister Bernhard Ott, sowie seinem Nebenmanne, dem Bürgermeister und Kantengießer Bantlin auf die Füße, wodurch sie sehr verbrannt wurden, besonders da sie „leichtiglich Schuhwerk vnd floretten Strumpfzeug" anhatten. Auch der junge Leistschneider verbrannte sich an der Zange gar „erbarmendlich", alldieweil er vorwärts gestoßen wurde von den zwei bemeldten Männern und just auf das Gluteisen fiel. Hiedurch war dem Augustin Bader eine Qual erspart, er wurde nicht mehr gezwickt, denn der Henkersknecht wurde von dem beschädigten Bürgermeister „schmähenblich" geschimpfet, worauf dieser die Zange aufhob und ärgerlich auf den Schinderwagen warf, auf welchem ein Strohbund lag. In demselben Augenblick aber entzündete sich das Stroh und ein lustig Feuer flackerte hinter dem Todtgeweihten auf. „Das ist ein gerecht und göttlich Zeichen!" schrieen mehrere Soldknechte, „lebendig sollt man diesen „Ketzerkaib" verbrennen!" Unter schrecklichen Flüchen des Fuhrmanns Hans Kobelhardt, daß sein Wagen verbrenne, wurde der Verurtheilte eilig von demselben über die Wagstange hinabgestoßen und der Wagen nach dem Marktbrunnen

„gehauſet“, wo die bereits versenkten Halmen in Aſche erſtarben und nichts mehr zu löſchen war, als ein dürres Brett, das auf dem Fuhrwerk lag. In dieſem Wirrwarr entwiſchte ein Hans Klüpfel aus dem Soldknechtkreiſe. Dieſer Klüpfel war ein Anhänger des Bader und gab ſeinen Geſandten vor deſſen Arretirung mehrmals Herberge in ſeinem zum „Krügle“ genannten Hauſe, das nächſt dem Adelbergerhofe ſtand, und von wo aus man durch ein Gänglein über den Hirſchgraben gehen konnte. Jedermann ſchaute auf das Feuer des Strohbunds; da bückte ſich Klüpfel, der ſeines frohen Muths und ſpaßhafter Laune ein bei den Bürgern beliebter Wirth geweſen ſein ſoll, neben einem Gerber, Namens Martin Böckle, nieder und verſchwand aus dem Kreiſe, und wurde erſt vermißt, als ihm der Galgen auf den Rücken gebrannt werden ſollte. Der Flüchtling ſprang heim, zog ſeine beſten Kleider an, nahm ſein vorhandenes Geld zu ſich und floh nach Reutlingen, allwo er dann als Frohnknecht arbeitete, bis er wieder unter wirtenbergiſcher Herrſchaft gefahrlos heimwärts durfte. Jetzt ging es an ein Brennen der Anhänger und Anhängerinnen des Bader. Erſt kam ein alter Kammmacher an die Reihe, dem der Galgen auf den Rücken gebrannt wurde. Dieſer ſang einen Pſalmen und lobete Gott für die Ehre und Pein, ſo ihm widerfahre um ſeines heiligen Namens willen. Dann ſollte an dem eben benannten Klüpfel die Brandmarkung vorgenommen werden, aber ſiehe da, er war verſchwunden! Darüber war ein gar großes Entſetzen, denn man glaubte nun ſteif

und fest, er habe sich mit Hilfe des Teufels unsichtbar gemacht und seie in der Luft davon geflogen, zumal er nie dazu gebracht werden konnte, das heilige Kreuzeszeichen zu machen. Eine große Besorgniß trat ein, ob er jetzt nicht die Stadt mit Unglück heimsuchen werde. Der Entschwundene wurde in der ganzen Stadt an allen Gassenecken ausgetrommelt und mit seinem Namen aufgerufen, wieder zu erscheinen, ehe die Nacht eintrete; dafür solle er frei von aller Strafe sein. Aber Klüpfel kam nicht; denn als dieser Aufruf geschah, wanderte er schon bei Nürtingen; wo ihn die Leute überall um Auskunft baten, wie drunten in Stuttgart die Exekutionen für einen Ausgang gehabt hätten. Der dritte war ein Weingärtner, Namens Jörg Wolhover; statt des Gebets bei seiner Plage schimpfte dieser entsetzlich, verfluchte alle katholischen Heiligen, nebst den gottlosen Baalspfaffen, die die Menschen nicht nach dem göttlichen Worte Gottes lehreten, sondern Heuchler seien und gegen ihr besser Wissen und Gewissen predigten, absonderlich wie da thue zu St. Leonhardt der abgöttische Kaplan Jakob Haselmann und sein Rotzaffe, Bartholomäus Steigleder. Sie seien so dumm, wie die Opferstöcke und so unersättlich, wie die Büchsen darin. Und wenn sie ihn auch kreuzigen würden, so wollte er doch bekennen, dessen, was er geglaubet und überzeuget wäre. (Acht Jahre später erhischte dieser Wolhover einen spanisch-österreichischen Grenadier, der bei seiner Qual anwesend war, und der in Stuttgart blieb beim Abmarsch seiner Kameraden und Hogteiknecht geworden war, beim Oberntorzwinger; er

band mit ihm an, erfaßte ihn bei der Gurgel und erwürgete ihn. Hierüber geſchah dem Thäter kein Leid. Der Vogteiknecht wurde in aller Stille begraben, den 7. März 1539, nah an dem Ort, wo er erwürget lag.

Die Uebrigen der Verurtheilten waren Weibsleute, von denen die älteſte die „Täuferamme" geheißen wurde von ihren jüngern Schweſtern. Dieſe wurden mit Ruthen geſtrichen und ihnen die Haare vom Kopf geſchoren. Die Täuferamme aber ſollte auch gebrandmarkt werden, als ſie aber den Henker mit dem Gluteiſen kommen ſah, ſchrie ſie um Gottes Barmherzigkeit willen um Gnade; ſie wolle ja gerne wieder römiſch-katholiſch oder ſpaniſch werden, ſo man ſie verſchone. Dieſes Flehen fand geneigte Ohren, denn ſie war ein ſauber Weib. Sie mußte auf das Pflaſter knieen und einen Roſenkranz beten, auch ſich, wie üblich, bekreuzen; dadurch erlangte ſie völlige Freiheit augenblicklich. Dieſes Weib gehörte einem Schuhmacher Erhard Löffler zu, und war eine Tochter der alten Löſin, welche drei Jahre vordem, den 12. Junius 1527, auf Angabe mehrerer ganz unglaubhafter Leute, daß ſie in Gemeinſchaft mit dem Teufel ſtehe und Abgötterei treibe, von dem Stadtvogten Fürderer auf die unmenſchlichſte Weiſe gefoltert wurde. Dieſe alte arme Wittwe war 70 Jahre alt, und hieß Margaretha, und kam vom Eßlinger Markte an bemeldtem Tage arglos heim. Da wurde ſie unter dem Thore gefangen genommen, zu Fürderer geführt, der ihr die grauen Haare abſchneiden, ſie auf die Folter ſpannen, aufziehen und mit Ruthen hauen, ihr die Schienbeine mit in Pech getauchten, angezünde-

ten Lumpen verbrennen, ein Seil um ihren Kopf legen, und mit aller Gewalt zusammenziehen, ihre Füße in Schweinsschuhe zwingen, sie auf einen Stuhl binden und mit glühenden Kohlen überschütten ließ. Und als all diese Marter kein Geständniß ihr erpreßten, sperrte man sie drei Jahre in einen dachlosen Thurm, wo man ihr eine Verschreibung abdrang, daß sie die Stadt und das Land meiden, auch nie eine Klage wegen der ihr widerfahrenen Mißhandlung gegen Fürderer oder dessen Familie anstellen wolle. Ein Sohn dieser Wittwe, Namens Sebastian, wurde später (ums Jahr 1533) des Rathes Einer, und kam neben den Fürderer zu sitzen, den er die Rathhaustreppe hinabwarf, daß er todt fiel, worauf der Thäter auswanderte. — Als sieben Weiber und zween Männer gebrandmarkt waren, wurden die zum Tode verurtheilten drei weiteren Anhänger des Wiedertäuferkönigs, welche im Thurm zur „Katz" (der in der Nähe der alten Stadtschreiberei auf der Mauer stand) genannt, seit sechs Wochen nothpeinlich saßen, herbeigebracht und vor den halbentblösten Augustin Bader Mann für Mann gestellet. Hierauf winkte vom Eckfenster des Herrnhauses der älteste Rathsherr, Gregor Keller, daß der Nachrichter sein Amt thun solle, worauf der Freimann das Schwert schwang und der Kopf des Ersteren fiel in den Sand. Und nochmals winkte der Rathsherr, da rollte der zweite Kopf neben den ersteren. Und zum drittenmal winkte der Gebieter, zum Vollzug der Todesstrafe an einem blühendschönen Jüngling, der den Schreiber des Wiedertäuferkönigs gemacht hatte. In dem Augenblick aber, als der

Nachrichter ſein Schwert erhob, ſchrie der ganze Zuſchauerhaufe: „Gnade! Gnade!“ da ließ der Nachrichter das Schwert ſinken und ſchauete nach dem Fenſter der Räthe empor. Nach weniger Weile wehete ein weißes Tuch vom Hauſe herab. Man führte den Begnadigten aus dem Kreiſe hinaus und brachte ihn in ſein voriges Gefängniß zurück. (Dieſer junge Mann hieß Hölderlinus und war von dieſem Augenblick ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er lief bis in ſein hohes Alter in den Gaſſen Stuttgarts wahnwitzig herum; redete manche Tage gar nichts; dann aber ſtand er auch wieder auf die Eckſteine und predigte von ſeinem Wiedererſtehen. Er glaubte in feſter Ueberzeugung, daß er mit den Andern vor ihm Gerichteten vom Leben zum Tode gebracht worden ſeie, aber er ſeie alsbald wieder erſtanden und wandle nun zur Ehre Gottes und ſeiner Macht in Klein-Jeruſalem, wie er jetzt Stuttgart nannte, umher, auch ging er oft mehrere Tage hinaus aus den Thoren der Stadt, und wenn man ihn bei ſeiner Wiederkehr fragte, wo er geweſen? antwortete er: daß er Johannes in der Wüſte geſucht habe, welcher nun bald erſcheinen werde, um von der Wiederkunft des großen Meſſias Zeugniß zu geben. Den 2. April 1591 ſtarb dieſer Unglückliche in einem Alter von 87 Jahren. Den Tag ſeines Todes ſoll er voraus geſagt haben und einige Wochen vor demſelben ſeie es geweſen, als ob der Geiſt des Herrn ihn entzückt habe, denn er redete göttliche Worte, an denen ſich beſonders der „gottsförchtige“ Herr Magiſter und Stadtadvokat Johannes Nördlinger erbauet hat, in deſſen

Schwalbſtube der Irre wohl an die 20 Jahre gewohnet hat. Als dieſe drei Voropfer beſeitigt waren, griff der Nachrichter zu einem andern Schwerte; es war dasjenige, welches Bader in Ulm ſich verfertigen ließ, worauf der Gebundene mit großer Unerſchrockenheit niederknieete, um den Todesſtreich zu empfangen. Da aber das Schwert dem Nachrichter nicht ganz handgemein war, ſo war ſeine Wucht unſtät und er hieb dem ſchon ſeit ſechs Stunden auf eine unſägliche Art Gemarterten die Hälfte des linken Schädels hinweg. Der Verletzte ſprang auf, lief entſetzlich ſchreiend umher und bat Gott um Rache für dieſen an ihm verübten Frevel. Da ſprangen zwei Henker herbei und drückten ihn wieder zu Boden nieder, worauf ihm ein zweiter Hieb in den Hals und die Schulter beigebracht wurde, welcher dem Armen aber noch immer nicht das Leben nahm. Jetzt griff der Nachrichter zu ſeinem Schwerte und ſchnitt dem Halbentſeelten vollends den Kopf vom Rumpfe.

Nunmehr lud man die Körper auf eine Schleife und verbrannte ſie vor dem Hauptſtätterthor, gegenüber des weißen Thurms, wo ein Schnappgalge war; hierauf nahm der Henker die Aſche und die noch vorhandenen Knochen, warf alles zuſammen in einen rothen Sack und vergrub dieſen Reſt in der „Falſchen Klinge". Theilnahme durfte Niemand äußern, bei Gefahr ſchwerer Strafen, denn Wirtenberg ſtand um dieſe Zeit unter öſterreichiſchem Zepter. Mit dem Glockenſchlag Eins ſtand ich wieder vor dem Hauſe, in welchem mein Sohn wohnen ſollte. Mit unnennbarem Gefühl von Schmerz und

Freude ſtieg ich die Haustreppe hinauf und klopfte ſchüchtern an der Thüre, worauf alsbald „Herein!“ ertönte. Ich trat in die Stube und ſah einen Mann von etwa 50 Jahren, umgeben von vier Kindern am Tiſche ſitzen. Er war korpulent, von ſtattlichem Anſehen und rothbrechten Geſichte. „Was ſteht Euch zu Dienſten?“ fragte mich der vom Tiſche Aufſtehende. „Einen herzlichen Gruß ſoll ich Euch melden von Eurem Vater aus Konſtantinopel,“ war meine Antwort. „Ich habe ihn vor ſechs Monaten daſelbſt geſprochen.“ „Ach Gott! lebet mein Vater noch?“ forſchte mit einem heißen Strom von Thränen mein Sohn. „Ja, er lebet noch und ſeine Altersſchwächen abgerechnet, gehet es ihm auch leidentlich wohl; doch wird ſeine Pilgerfahrt nicht mehr ſo lange währen, als ſie ſchon gewähret hat; allein er fürchtet weder den Tod, noch wünſchet er denſelben. Sein einzig Sehnen iſt, nur einmal noch ſeine Lieben zu ſehen, nur einmal noch ſeiner treuen Gattin Hand zu drücken.“ „Ach, ach, Freund, was kann ich thun, um meinem Vater dieſes Glück zu verſchaffen, daß er im Kreis ſeiner Lieben die letzten Tage ſeines Lebens verbringen und endlich in den Armen ſeiner Enkel hier zum beſſern Leben entſchlummern könnte?“ Und reichlicher floßen die Thränen des Redenden. Mir ſelbſt wurde auch das Herze ſo voll, daß ich nicht mehr länger unter der Laſt der Verſtellung bleiben konnte. Ich ſtürzte an die Bruſt meines Sohnes mit dem Ruf: „Lieber, lieber Sohn! ich bin dein aus den Händen der Türken befreiter Vater, Sebaſt v. Neuhauſen. Ja, ja! jetzt ſterbe ich gerne,

nachdem mir Gott die Freude ſchenkte, dich und die Deinen wieder zu ſehen. Wo iſt dein jüngerer Bruder, wo deine Mutter?“ „Die Mutter iſt geſtorben, ſeit dem 10. Mai 1510. Ihr letzter Wunſch war, bei dir zu ſein und mit dir zu ſterben. Der Reinhardt iſt zu Bruchſal Canonikus derzeit und bei guter Geſundheit,“ erhielt ich zur Antwort. Da zog ich meine Lendenſchnalle vom Leibe und reichte ſie meinem Sohne zur Anſicht dar, auf welcher ich den Tag der denkwürdigen Erſcheinung zu Jeruſalem bemerkt hatte, und es ſtand der 10. Mai 1510, Abends 6 Uhr, darauf. „An dieſem Tage alſo iſt deine Mutter geſtorben?“ fragte ich nachdrücklich. „Ja, und auch in der Stunde, in welcher du ihre Erſcheinung auf dieſer Schnalle anzeigteſt,“ war ſeine beſtimmte Antwort. Dieſes Ereigniß bekräftigte in mir den Glauben, daß treue Seelen auch nach des Leibes Tod mit einander verbunden bleiben, mag auch eine Räumlichkeit ſie trennen, ſo groß ſie immer ſein will. Ja, die Liebe höret nimmer auf! — Nachdem die erſten Stunden der Freude des Wiederſehens verfloſſen waren, dachte ich daran, meinen zweiten Sohn zu Bruchſal zu beſuchen. Dieſer vermochte die Wahrheit meiner Rückkunft kaum zu erfaſſen; lange ſchüttelte er ungläubig den Kopf, ob ich auch wirklich ſein Vater ſeie, denn er hatte ſich denſelben ganz anders vorgeſtellt, als ſo, wie ich ihm gegenüber trat. Er dachte ſich einen von allem Elend gepeinigten, abgezehrten Greiſen, voll Schwühlen an dem Leibe, nicht mit wohlgenährten Backen und geſunden Gliedern. Endlich, nachdem ich ihn an einige Ereigniſſe

ſeiner Kindheit erinnerte, (als ich abreiste, war er vier Jahre alt) da trat mein Bild und meine Sprache wieder lebhaft vor ſeine Seele; er fiel mir um den Hals und weinte über die Maſſen ſehr; denn ich war geſünder als er. Dieſes Zuſammentreffen aber erſchütterte ſeine Nerven auf eine entſetzliche Weiſe, er legte ſich bald zu Bette, ſchlief ein, erwachte aber nimmer. Den kommenden Morgen, als die Sonne ſchon hoch ſtand, trat ich in ſein Schlafgemach, und weil er meinen Morgengruß nicht erwiederte, hielt ich ihn noch ſchlafend und trat zurück. Bald aber kam ſein Diener, ein alter Mann, in die Wohnſtube mit dem Schreckensruf geſprungen: „Herr, Euer Sohn iſt heimgegangen, er iſt todt!“ und wirklich, es war dem ſo. Der Entſeelte lag auf der rechten Seite, mit freundlich-ſchmollendem Munde, ſeine Hände hatte er gefaltet; ſein Ende war demnach ſo leicht und ſchmerzlos, daß er gleichſam im Gebet verſchied. Ich und mein mich begleitender Sohn drückten ihm ſegnend die Augen zu, und beſtellten ſeinen Sarg, in welchen wir den Todten mit unſern Händen legten und ihn dann heimwärts begleiteten und die liebe Hülle in der Liebfrauenkirche (Hoſpitalkirche) zu Stuttgart, neben der Beer'ſchen Familiengruft beiſetzten. Eine Grabmerke (Leichenſtein) meiſelte ihm der kunſtgewandte Herr Ulrich Peter Schauffler, des Feingemeiſels Geprüfter.

Mein Leid- und Mühwerk um meinen Sohn war kaum geendet, ſo ſuchten mich viele Bekannte heim, abſonderlich ehrte mich der Stadtvogt Rudolph Strölin, den ich einige Tage vor Jeruſalem getroffen, ungemein viel.

Er ſchenkte mir einen wohlgenährten Gaul mit Sattel und Zaum, fütterte denſelben und ehrte mich mit manchem Geſellſchaftsritt, ſo lange ich zu reiten vermochte. Allein ſeit drei Jahren dunkelt ſich meiner Augen Licht und ich fürchte, daß, ehe ich ſterbe, mein Sehlicht mir ſich verfinſtert; daher ich auch dieſe meine Lebensbeſchreibung ſo kurz machen mußte. Denn hätte ich gute Augen, ſo wollte ich aus dem Schatz meiner Erfahrungen mehr als einen dicken Folianten ſchreiben. Hiermit aber ſeien dieſe Blätter Gott befohlen. Er gebe mir und allen meinen Nebenmenſchen ein ſanft Sterbeſtündlein und einen fröhlichen Uffſtand! Amen. — Der dieſen Greiſen überlebende Sohn, Hofkammerſekretarius unter Herzog Ulrich ſchrieb unter obige Beſchreibung: „Mein geliebter Vater erreichte ein Alter von juſt 80 Jahren. Er blieb bis zu ſeinem Ende geſund an Geiſt und Körper; behielt einen fröhlichen Muth, ein außerordentlich Gedächtniß und war wohlgelitten überall. Ein Jahr vor ſeinem Ende ließ ſein Augenlicht auffallend ſchnell nach, ſo daß er völlig blind wurde; deſſen ungeachtet ritt er noch blind ſpazieren, denn ſein Freund, der wohlachtbare und hochgeehrte Herrr Strölin begleitete ihn zu Roß ſtetig. Er würde wohl ſein Leben höher noch gebracht haben, wenn nicht ein leidig Unglück ihn heimgeſucht hätte auf einem dieſer Erholungsritte. Rechts des Seelthors geht ein Feld-Weingartweg nach dem Rothbildthor hinauf am Gaisrain vorüber. In Mitte dieſes Weges, nicht fern ab der Leimengrube that ein loſer Musquetier einen Salveſchuß den Herbſtleuten, welche die „Maurenkamerz" des Herrrn

Fröhlich ablaſen, und wozu er als „Koothläſſer“ geladen wurde. Dadurch erſchrack der Gaul heftiglich und warf meinen lieben Hrn. Vater reinab, wodurch der arme Greis ſich eine Rippe zerbrach und ein großes Loch ſich in den Hinterkopf fiel an dem „Gümpbronnenſtain“ des Bäckers Vögelin. Beſinnungslos hob man den Geſtürzten auf und brachte ihn in mein Haus. Dieſes Leidweſen erfuhr auch ſeine hochfürſtliche Durchlaucht, welche von nun an das Schießen mit „Zundkraut“ in allen „Nahgegenden“ eines Weges alsbald bei Narrenhausarreſt oder ſonſtiger Pein und Buß ernſtiglich unterſagte. Was half aber dies meinen Vater; unter ſchweren Leiden im Innern des Körpers lag er nah acht Monde im Bette bis ihn Gott aus ſeinem Leidensſtand erlöſet, welches geſchah den 2. Juni 1535, Nachmittags 3 Uhr. Er hinterließ mich, den einzigen Sohn, meines Namens geheißen Werner. Auch ich habe nur einen einzigen Sohn als Stammhalter, nebenbei drei Mädels. — Durch die neue Lutherlehre veranlaßt, und weil mein Vater aus der Ritterzahl geſtrichen war, wurde unſer Beſitzthum zu Neuhauſen an das Bisthum zu Speier verkaufet. Meine Ehewirthin ſtarb mir ſchon vor zweimal ſechs Jahren und ich gedenk' nun keineswegs mich wieder zu heiren, zumal ich kein heurig Häslein mehr bin, und ich wohl auch bald nach einem Leben voll Sorge, Furcht und Hoffnung dem Tode den letzten Sold geben muß. — Schrieb's am Tag Maria Himmelfahrt, den 15. Auguſt 1541. — Keine der Töchter dieſes Werners von Neuhauſen heirathete ſich und der einzige Sohn deſſelben,

ebenfalls Werner geheißen, ſtarb als letzter ſeines Stammes 1591, und wurde begraben im Kreuzgang der Hoſpitalkirche, wo ſein Grabſtein noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts zu ſchauen war. Er ſtellte einen bartigen Mann über der Inſchrift vor, der den Wappenſchild dieſer uralten Familie zu Boden wirft, als Zeichen, daß Neuhauſens Stamm ausgeſtorben ſeie. Das Bisthum Speier ſetzte ſeinen eigenen Vogt nach Neuhauſen, daher auch die Reformation keinen Eingang daſelbſt fand, obwohl es Anfangs viel Lutheraner daſelbſt hatte, ſo wurden ſie doch mit Feuer und Schwert verfolget und mit Gewalt wieder katholiſch gemacht. Im Jahr 1802 wurde Neuhauſen badiſch, dann aber 1806 mit Pfauhauſen gegen andere Herrſchaften von Baden an Wirtenberg vertauſchet und ſeitdem gehört dieſer Ort unſerm Vaterlande an. Seine Pfarrſtelle iſt die einträglichſte in Wirtenberg, man ſagt, ſie ſoll über dreitauſend Gulden ertragen.

Des Ritter Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft.

Von ihm selbst erzählt.

Von
Karl Pfaff.

Vorwort.

Unweit des Bades Niedernau auf einem abgesonderten Berggipfel erhob sich einst die Burg Ehingen, der Stammsitz eines angesehenen, aber längst erloschenen Adelsgeschlechts, aus welchem eine lange Reihe von Rittern, Kriegern und Staatsmännern, Kirchen- und Staatsdienern hervorging. Unter ihren spätern Wohnsitzen war auch die Burg Hohen-Entringen. Hier saß zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Hugo von Ehingen, der, weil er selbst kinderlos war, seine Güter seinem Vetter Rudolph vermachte, der nach mehrjährigen Kriegszügen in Oesterreich und Ungarn sich im Jahr 1417 hier niederließ. Mit seiner Gattin Agnes, Truchsessin von Höfingen, erzeugte er neunzehn Kinder und zu gleicher Zeit mit ihm saßen zu Hohenentringen noch vier andere Adels-

Familien, eine v. Gültlingen und drei v. Hailfingen dieſe fünf Familien zuſammen hatten gerade hundert Kinder. Eines davon war der obengenannte Georg, geboren im Jahr 1428, der die andern alle überlebte. Sein Vater Rudolph war ein „chriſtlicher, redlicher und hochverſtändiger Mann," welcher in Staatsgeſchäften große Erfahrung beſaß, und den Grafen von Wirtenberg lange treu diente. Er ſtand in großem Anſehen und wenn irgendwo in der Gegend ein Streit entſtand, wurde er gewöhnlich zum Schiedsrichter erwählt und wußte die ſtreitenden Parteien mit vieler Klugheit zu verſöhnen. Er erreichte ein hohes Alter, mußte aber auch all' ſeine Kinder bis auf vier Söhne ſterben ſehen. Die vier noch lebenden Söhne rief er im Jahr 1459 zu ſich und theilte ſeine Güter unter ſie. Dann ritt er mit ihnen nach Gößlingen bei Rottweil zum Grabe der Jungfrau Hailwig aus ſeinem Geſchlechte, welche im Rufe der Heiligkeit geſtorben war, von hier nach Ehingen am Neckar, wo er in der Pfarrkirche, in welcher er getauft worden war, ſich eine Meſſe leſen ließ, dann weiter vorbei an ſeinem Schloſſe zu Kilchberg gerade nach dem Kloſter Güterſtein, wo er ſchon vorher ſich eine Wohnung für ſich und einen Diener beſtellt hatte. Hier, wie ſein Lebensbeſchreiber erzählt, blieb er bis an ſeinen Tod, aß nie mehr Fleiſch und beſuchte mit großem Fleiß, Ernſt und Andacht jeden Gottesdienſt, bei Nacht wie bei Tag und obgleich er keine Mönchskutte trug, ſo lebte er doch ganz wie ein Karthäuſer Mönch. Seine Söhne forderte er auf, in all' ihren Anliegen ſeinen treuen Rath nicht zu verſchmähen,

denn es waren so viel und mancherlei Leute aus vielen Landen an dem Hof, daß der Leute wenig geachtet wurde. Das ich also mit ihm endete, schien mir, er habe ein besonderes Wohlgefallen daran, er bedachte sich eine kleine Weile und sagte dann zu mir: Lieber Sohn, du bist stark und recht geschaffen genug, das Alles zu thun, was einem jungen, rittermäßigen Mann zusteht. Ich verstehe auch aus deiner Rede, daß du Solches gerne thun und darin ausharren möchtest. Nun muß ein jedes Ding einen Anfang haben; wenn du ein Amt, wie klein es auch wäre, nahe bei des Fürsten Person haben und überkommen möchtest, so wäre das gut. Du könntest dieses Amtes fleißig warten und würdest dich dann desto besser viel unnützer Gesellschaft enthalten, dennoch aber darneben dich allwegen ehrlichen Leuten und Gesellschaften nicht entziehen. Auf das fragt' ich meinen Vater weiter, wie ich ein solches Amt erlangen möchte, dieser bedachte sich wiederum eine kleine Weile und sagte dann: Du bist mit einer kleinen Ungnade von Innsbruck abgeschieden, denn die jungen Fürsten glauben gemeiniglich, ein jeder habe den fürstlichsten Stand und es sei aller Welt Geschicklichkeit bei ihm an seinem Hof. Darum sollst du als ein junger Hofmann mit Herzog Albrecht, zu der Zeit, wo du erkennen magst, daß er fröhlich und nicht betrübt ist, also reden: Gnädiger Fürst, ich bin vor etlicher Zeit an Eurer fürstlichen Gnaden Hof gnädig angenommen worden und von meinem gnädigen Herrn, Herzog Sigmund, auch seiner gnädigen Gemahlin, der ich von Jugend auf diente, kommen, in der Zuversicht,

ich zuvörderſt gnädigen Willen bei E. F. Gnaden zu erlangen und was einem jungen Rittersmann zuſtünde, an E. Gnaden Hof lernen. Nun vernehm' ich, wie mein gnädiger Herr, Herzog Sigmund, bald zu E. F. Gnaden kommen werde. Sollte mich denn Euer Gnaden ſehen, daß ich noch kein Amt, noch ſo klein, bei E. F. Gnaden erlangt habe, müßt ich mich vor Seiner Gnaden und deren Hofgeſinde nicht wenig ſchämen. Darum bitt' ich E. F. Gnaden mir ein kleines Amt, doch nahe bei Ihrer Perſon, zu geben, ich will mich darin ganz nach E. F. Gnaden Gefallen halten. Alſo ſchied ich von meinem Vater und bereitete mich mit beſonderem Fleiß und Aufmerkſamkeit nach ſolcher Unterweiſung vor. Auf eine Zeit redete ich dann, wie oben ſteht mit dem Fürſten, dieſer begann mich ſänftiglich anzuſehen, lachte und ſagte alſo mit einer kurzen, ſchnellen Red' und einem gewöhnlichen Sprichwort: Gotts hingender Gans, das ſoll ſein! und rief einem ſeiner Kämmerlinge und ſagte: Geh' hin, lang die Schlüſſel zu meinen Gemächern und gib ſie dem v. Ehingen. Das geſchah und ſo ward ich von ſeiner Gnaden zu andern Herrn und Edeln in ſeiner Gnaden Kammer angenommen. Als nun mein Herr, Herzog Sigmund, kam, nahm ich viel Schlüſſel zu mir und wartete ganz fleißig, als ein Kämmerer, auf meinen gnädigen Herrn, Herzog Albrecht. Darum wurd ich von Herzog Sigmund und ſeiner Gnaden Hofgeſinde deſto beſſer angeſehen. Und ſo mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, in ſeinem Gnaden Gemach allein war und mich alſo ſah herfürbrechen, das macht' ſein Gnaden

gar wohl lachen und mit mir und Andern, die bei ihm waren, deßwegen ſpaßhafte Hofworte und Schwänke üben. Alſo gab und nahm ich's mit ſeiner Gnaden und denen, ſo ſein Gnaden angenommen hatte, wie ſich dann einem jungen Hofmann zu thun wohl anſteht. Aber nach dieſen Dingen richtete ich mich alſo bei ſeiner Gnaden ein, daß ich der vornehmſte unter ſeinen Kämmerern ward.

In dem Jahr (1453) begab es ſich, daß König Ladislaus, der dann ein Fürſt von Oeſterreich (der Sohn des römiſchen Königs Albrecht II.) und dazu (von ſeinem Vater her) ein König zu Ungarn und Böhmen war, ſich zu Prag zu einem König von Böhmen krönen laſſen wollte. Alſo rüſtete ſich mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, mit 500 Pferden und Markgraf Albrecht von Brandenburg, um mit meinem Herrn zu reiten, mit 300 Pferden. Solches gab ich meinem Vater zu verſtehen. Dieweil er nun vernahm, wie ich ſeiner Angabe nach gehandelt und auch meine Anſtellung, ſo hatte er darob ein beſonderes Wohlgefallen und ſagte alſo: Lieber Sohn ich will dich auf dieſen Zug ehrlich und wohl ausrüſten, wie denn einem ritterlichen Mann wohl ziemt und darum ſollſt du dich in allen ritterlichen Sachen und Ritterſpielen umthun und ſo man dann Ritter ſchlagen und machen würde und andere deines gleichen und höhere annehmen, ſo ſollſt du's auch annehmen und wieder mit dir zu Lande bringen. Alſo ward ich mit einem ganzen Harniſch und Küraß, auch mit Hengſten, Pferden, Knechten, Kleidern und Anderem ritterlich und wohl aus-

gerüſtet, ſo daß mein gnädiger Herr ein ſonderlich Gefallen daran hatte. Seine Gnaden hatten gar einen wohlgerüſteten Zug von trefflichen guten Leuten und zogen alſo die beiden Fürſten miteinander bis gen Wien. Da fanden ſie den König Ladislaus und wurden von ihm löblich empfangen. Von dannen zogen ſie mit dem König, der viel mächtige Herrn von Ungarn, Oeſterreich und andern Landen, dazu gehörig, bei ſich hatte, alſo auf 10,000 Pferde, die mit ihm zu Prag einritten. Was aber dazwiſchen beim Hinabziehen auf Wien und von da dann bis gen Prag Ritterſpiele und große Köſtlichkeit gebraucht wurde, wäre zu viel zu ſchreiben. Aber zu Prag iſt König Ladislaus mit viel Fürſten und Herren eingeritten und zum König gekrönt worden und viel Ritter geſchlagen von Grafen, Herrn und Edeln. Aber unter meines gnädigen Herrn, Herzogs Albrecht, Zug ſind unſer fünf zu Rittern geſchlagen worden: Herr Jörg Truchſeß von Waldſee, Herr Bernhard v. Bach, Herr Konrad v. Ramſtein, Herr Sigmund v. Thun und ich Jörg v. Ehingen. Es iſt auch eine Königin in einem goldenen Wagen zu Prag eingefahren. Da ſind von Herzogs Albrecht Zug vier Ritter in ganzen Harniſchen verordnet worden, auf den vier Ecken des Wagens zu gehen, den zu heben, bin ich Jörg v. Ehingen deren einer geweſen. Darnach haben wir alle Vier in hohen Zügen ein Kampfſtechen gethan, das ging über die Maßen hart zu. Nun nach dieſen Handlungen zogen mein gnädiger Herr und der Markgraf wiederum jeder heim

und kamen wir gen Rottenburg am Neckar. Da blieb seine Gnaden mit der Hofhaltung einige Zeit.

Zu den Zeiten, als mein Vater vernahm die Ankunft meines gnädigen Herrn, verfügte er sich gen Rottenburg und als das Einreiten geschah, auch ein jeder in seine Herberge ritt, kam er zu mir, hieß mich gottwillkommen sein und wünschte mir Glück zu meiner Ritterschaft. Er befahl mir auch, nach etlich Tagen mich zu ihm nach Kilchberg zu verfügen, da wollte er weiter mit mir handeln.

Nun nach denselbigen Tagen kam ich nach Kilchberg. Da berief er mich in sein Stüblein, das noch auf dem Thor steht, that eine schöne lange Rede an mich, was die Ritterschaft sei und wie ich mich halten sollte und schenkte mir in die Ritterschaft 400 Gulden, die er verdeckt in einem Becken bei sich stehen hatte. Dabei redete er, daß sein Wille nicht sei, daß ich also nach dieser Zeit die Ritterschaft in diesen Landen in der Ruh an den Fürstenhöfen und in den Herbergen also in Unthätigkeit zubringen sollte, aber es würde auf den künftigen Frühling ein trefflicher Zug von den Johanniterrittern nach Rhodus geschehen, aus Ursache, daß der türkische Kaiser sich unterstehe, mit großer Macht zu Wasser und zu Land davor zu ziehen, um es zu erobern. Zu dieser Reise sollte auch ich mich als ein neuer Ritter rüsten und wenn dann dieselbige ein Ende nehme (wo nur Gott der Herr so viel Lebens verliehe) für ihn zum heiligen Grab und Land ziehen; da er selbst stets eine große Begierde gehabt, die heiligen Stätten zu besuchen,

dieſes aber aus viel gewichtigen Urſachen nicht habe ſein können, ſo wäre es ihm eine große Freude, wenn ich dahin zöge, wozu er mich nach ſeinem Vermögen ausrüſten wolle. Dieſe Reden nahm ich mit Freuden von ihm an und gab ihm zu erkennen, daß mein Willen und Gemüth nicht anders ſtünde, als der Ritterſchaft mit allem Ernſt nachzuziehen. Ich wollte mich auch dazu vorbereiten, mit ſeinem Rath. Es waren mir auf dem vergangenen Zug gen Oeſterreich und Böhmen etlich Hengſte und Pferde ſchadhaft geworden, dieſe und andere meiner Pferde verkaufte ich vortheilhaft bei meinem gnädigen Herrn und ſonſt am Hofe. Auch zeigte ich meinem gnädigen Herrn mein Fürnehmen an, woran derſelbe ein gnädiges Wohlgefallen hatte. Doch behielt ich mir allweg meine Anſtellung bei ſeiner fürſtlichen Gnaden vor; das ſagte mir ſeine Gnaden auch zu und beurlaubte mich. Dann nahm ich Urlaub von meinem Vater, der mir unter Anderm ſagte, ich ſollt ihm Sankt Johannes, den heiligen Apoſtel und Evangeliſten, zu einem Pfand und Geiſel geben, daß ich wieder kommen würde. Das war allweg ſeine Gewohnheit, wenn ich von ihm zog. Alſo in ſelbigem Frühling zog ich allein auf meine eigenen Koſten mit den Johanniter-Ordens-Kommenthuren auf Venedig zu und wollte keiner von meines gnädigen Herrn Hof ſolche Reiſe mit mir machen. Es zog auch ſonſt kein Herr oder Edelmann aus hochdeutſchen Landen hinein; das mir darnach gegen dem Hochmeiſter zu Gnaden und Gutem kam. Aber aus Frankreich und Spanien zogen etlich ritterliche Leute vom Adel auch hinein. Wir zogen

nach Himmelfahrt von Venedig aus und begegnete uns mancher Handel, bevor wir nach Rhodus kamen, was ich Alles der Kürze wegen unterlasse. Aber da wir nach Rhodus kamen ward ich sonderlich von dem Hochmeister gnädig und wohl empfangen; denn die Herrn des Ordens, mit denen ich hineingefahren, hatten seiner Gnaden gesagt warum und welcher Gestalt ich dahin gekommen sei. Der Hofmeister war aber in großer Rüstung, da ihm viel und mancherlei Warnungen zukamen. Das verlängerte sich um etliche Zeit. In den Dingen begab sich mancher Handel zu Wasser und zu Land, daß wir uns im Krieg übten, gegen den Türken, dazu ich mich dann allwegen mit höchstem Fleiße schicken that, da ich darum hinkommen war. Nun säumten die Türken so lange mit ihrem Heerzug, daß in diesen Zeiten der türkische Kaiser starb und die Belagerung nicht stattfand. Als ich daher bei 11 Monate zu Rhodus und da herum auf dem Meere gelegen war, beurlaubte mich der Hochmeister, sagte mir gnädigen Dank und beschenkte mich mit ehrlichen Gaben, sonderlich mit etlich Heiligthümern, darunter ein Dorn von der Krone des Herrn Christi war. Solche Verehrung ließ ich zu Rhodus und nahm vom Hochmeister Empfehlungsbriefe an den König von Cypern, der Meinung, auf der Rückfahrt vom heiligen Land nach Cypern zu fahren. Und als ich vernommen, daß zu Beirut der heilige Ritter Sct. Jörg den gräulichen Lindwurm überwunden, auch den König daselbst, sein Weib, seine Tochter und das ganze Land zum christlichen Glauben gebracht, ward ich sonderlich bewegt, dahin zuvorderst zu ziehen. Also

kam ich nach Beirut und beſuchte daſelbſt die Stätten und Kirchen, wo ſolche Wunderzeichen geſchehen waren. Von dannen zog ich mit Geleite über Land auf 8 Tagreiſen und kam in etlich große Städte, mit Namen Tyrus, Saphet und Napluſa, darnach gen Nazareth, von dannen gen Jeruſalem und zog alſo vor das galiläiſche Meer. Als ich nun die heiligen Stätten beſucht und den Mehrtheil durchgangen, auch 15 Tage in Jeruſalem geblieben war, ſtand mein Gemüth weiter nach St. Katharina und gen Babylon zu ziehen und ich geſellte mich zu etlich Kaufleuten und Barfüßer-Mönchen. Auch bekam ich einen gar ehrlichen Wallbruder, der war ein geſchickter Mann und genannt der Mönch von Baſel. Der war nun auch der Meinung, mit mir nach St. Katharina zu ziehen. Wir zogen alſo mit Geleit und kamen nach Damaskus. Dieſe Stadt iſt groß und wohlgebaut; darin ward uns gezeigt das Haus, darin der heilige Apoſtel Paulus geweſen war und ſonſt viel andere Stätten und Geſchichten der Heiligen und Propheten. Als wir nun etlich Tage zu Damaskus waren und uns zur Weiterreiſe nach St. Katharina rüſten wollten, wurden ich und mein Reiſegefährte gefangen und hart gehalten; doch zuletzt wurden wir ledig, es koſtete uns wohl 30 Dukaten. Alſo wurde unſere Reiſe rückgängig, denn wir vermochten vor den Heiden und Arabern nicht vorwärts zu kommen. Wir zogen auf Alexandrien zu, wo die heilige Jungfrau St. Katharina gemartert worden, iſt ein Seehafen und wird trefflich von dem Sultan bewacht mit viel Söldnern und Mameluken. Daſelbſt

fließt auch der große Nilfluß, der durch Aegypten lauft, ins Meer. Da wir nun eine Schiffsgelegenheit fanden, fuhren wir nach Cypern, aber ehe wir dahin kamen, ſtarb mein Reiſegefährte, der von Geſchlecht ein Mönch von Baſel war. Der wurde von der Galere ins Meer geworfen; ob ſolchem Tode ward ich ſehr betrübt. Gott wolle ſeiner Seele gnädig und barmherzig ſein. Alſo fuhr ich nach Cypern, den Hof des Königs und ſein Königreich kennen zu lernen. Zu denſelben Zeiten regierte König Philipp. Alſo zog ich mit etlichen venetianiſchen Kaufleuten nach Cypern und kam in die Hauptſtadt Nicoſia. Da zeigte ich dem König die Schreiben des Hochmeiſters und ward von ihm ganz gnädig und wohl gehalten. Er ließ mich führen, ſein Königreich zu beſichtigen und begabte mich mit ſeinem königlichen Orden, hierauf ſchied ich von ihm und fuhr nach Rhodus. Da wurde ich vom Hochmeiſter ganz gnädig empfangen und gehalten, aber ich ward etwas krank und mußte etlich Wochen da ſtill liegen; ſeine Gnaden aber ſchickten mir ihren Arzt und was nöthig war, bis ich wieder aufkam. Da zog ich wieder weg nach Venedig und von dannen in mein Vaterland. Als ich nun in meines Vaters Schloß zu Kilchberg kam, ward ich von ihm fröhlich und wohl empfangen. Ich brachte ihm auch die Heiligthümer in ſeine Kapelle, worüber er eine beſonders große Freude hatte und blieb etlich Tage zu Kilchberg und ließ mich und meine Diener neu kleiden. Das iſt geſchehen in dem Jahr 1454.

Und zu der Zeit war mein gnädiger Herr, Herzog

Albrecht, mit ſeiner Hofhaltung zu Rottenburg am Neckar. Alſo kam ich wieder zu ſeiner Gnaden und ward ganz gnädig und wohl empfangen, auch von dem ganzen Hofgeſind und aller Herrſchaft und Ritterſchaft wohl gehalten. Seine Gnaden ſchenkten mir auch den fürſtlichen Orden des Salamanders und ich blieb ein ganzes Jahr bei ſeiner Gnaden am Hofe, doch ſtand mein Gemüth immer, mich der Ritterſchaft weiter zu widmen. Ich ward auch von dem Fürſten vor allen andern Herrn und Edeln wohl gehalten und ſein oberſter Kämmerer; auch hatte er allerlei Rede mit mir von meiner Meerfahrt und dabei zeigte ich ihm oft an, daß mein Gemüth nicht anders ſtünde, als ſobald ich vernehmen würde, daß eine ehrliche Ritterfahrt angeſtellt werden ſollte, ich mit ſeiner Gnaden Empfehlung verſehen, mich wieder erheben und ihr zuziehen, auch mich dermaßen halten wollte, daß es ſeiner Gnaden löblich wäre. Daran hatte der Fürſt ein Gefallen. In den Zeiten aber begab ſich bei keinem König oder Fürſten, ſo weit ich erfahren mochte, eine kriegeriſche Handlung, ſondern es war guter Frieden in allen Reichen der Chriſtenheit. Alſo dachte ich, daß es mir nicht nützlich wäre, meine Zeit alſo zu verlieren und ſtille zu liegen; denn mein gnädiger Herr hatte zu der Zeit auch Nichts zu thun, als daß er zu Rottenburg oder Freiburg an ſeinem Hof Rennen, Stechen, Tanzen und dergleichen, auch ſonſt andere Uebungen in Fröhlichkeit vollbringen ließ, dazu auch ich mein Beſtes that und gar emſig in ſolcher Arbeit war. Denn mein Vater ſagte allwegen: Müſſiggang ſei bei Jungen und Alten ein großes Laſter.

Ich vermeinte auch durch ſolche Uebungen eine Fertigkeit zu erlangen, welche mir zu meinem ritterlichen Fürnehmen ganz dienlich ſein würde; denn ich gedachte, in die vornehmſten Königreiche der Chriſtenheit zu ziehen und ſo lange von einem Reich in das andere, bis ich zu ernſtlichen großen Sachen und Handlungen kommen würde. Nun war zu der Zeit ein junger ſtarker Edelmann bei meinem gnädigen Herrn am Hof, genannt Jörg von Ramſiden aus dem Salzburgiſchen. Dieſer hielt ſich beſonders an mich und bat mich, ihm zu erlauben, wenn ich in fremde Lande ziehe, mit ihm zu ziehen. Da ich ihn eines redlichen, ehrlichen Gemüths erfand, er auch gerad und ſtark von Leib, dazu reich und mächtig an Gut war, ſo erklärte ich ihm auf ſein Bitten und Begehren, daß ich ihn gerne zum Reiſegefährten annehmen und gar bald fortziehen wolle. Dieſe Erklärung hörte er mit Freuden und erklärte, er wolle mich für ſeinen Vater halten und bitte mich, da ich mehr geſehen und erfahren hätte, daß ich ihn unterweiſen und lehren möchte, dafür wolle er all ſein Vermögen darſtrecken. Alſo vereinten wir uns, von Kaiſerlicher Majeſtät, vom König Ladislaus und von unſerm gnädigen Herrn Schutz- und Empfehlungsbriefe zu erbitten an chriſtliche Könige und andere Fürſten und wo nicht beſondere Handlungen und Geſchäfte ſeien, weiter zu ziehen. Unſer gnädiger Herr gab uns auch nicht nur ſelbſt ſolche Briefe, ſondern verſchaffte uns dergleichen auch vom Kaiſer und vom König Ladislaus an die Könige von Frankreich, von Portugal, welcher ein Bruder der Kaiſerin

war, von Spanien und England und zugleich ein gemeinsames Empfehlungsschreiben an alle christlichen Könige und Fürsten. Auch gab er uns einen erfahrenen Herold, der viele Sprachen reden konnte und fertigte uns ganz gnädig ab. Also hatten wir acht Pferde und dazu den Herold und einen Troßknecht, der unsere Kleider führte. Wir zogen zunächst zu dem König von Frankreich, Karl VII., und als wir an dessen Hof kamen, geschah uns viel Ehre von den französischen Herrn und dem Hofgesinde und auf die überreichten Empfehlungsbriefe wurden wir vom König ganz ehrlich und wohl gehalten. Es war aber an dessen Hofe keine sonderliche ritterliche Uebung, denn er war ein ernsthafter Herr von gutem Alter. Als wir nun bei 6 Wochen am königlichen Hofe waren, kam eine stattliche Botschaft vom König vom Spanien, der dem König von Frankreich zu erkennen gab, daß er eine große Heerfahrt wider den Heidenkönig zu Granada thun wolle, weil dieser König mit Hilfe des Königs von Tunis und anderer heidnischen Könige in Afrika, Spanien zu wiederholten malen feindlich überzogen hätte und wenn man ihn daran nicht verhindere, es noch ferner thun würde. Sein Begehr sei daher, daß der König dieses christliche Fürnehmen in ganz Frankreich sollte verkünden lassen, ob nicht dadurch ritterliche Leute bewegt würden, auch mitzuziehen, und daß er Allen, die dazu bereit seien, Erlaubniß zum Zuge gebe. Der König bewilligte das Alles und nun gaben wir ihm zu erkennen, daß wir begierig seien, solche Reise auch helfen zu vollbringen, mit unterthäniger Bitte uns

gnädig dazu beholfen zu ſein. Solches unſer Fürnehmen hörte der König gern und fertigte uns löblich ab. Er ſchenkte jedem einen ſchönen ganzen Harniſch und einen Hengſt, dazu 300 Kronen und gab uns einen Empfehlungsbrief an den König von Spanien auch einen Schutzbrief durch ganz Frankreich, daß man uns ehrlich und wohl halten ſollte. So zogen wir durch Frankreich und als wir vernahmen, daß der König von Sicilien ſeinen Hof hielt zu Angers, ſo zogen wir hin, da es uns nicht weit um war und war unſere Meinung, ſo wir doch ſonſt zu Zeiten unſere Pferde ſtehen und ruhen laſſen, wollten wir etlich Tage bei dem gedachten König ſtill liegen. Derſelbe hieß Reinhart (René) und hatte viel Güter, Städte und Schlöſſer in Frankreich liegen. Alſo kamen wir an ſeinen Hof in Angers und wurden ganz gnädig und wohl gehalten, wurden auch von ihm beſchenkt. Dann zogen wir über Toulouſe in das Königreich Navarra nach der Hauptſtadt dieſes Königreichs, die heißt Pampelona. Da vernahmen wir, daß der Zug gegen Granada der Peſt wegen abbeſtellt worden ſei und entſchloßen uns, einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra zu bleiben und uns an das Land zu gewöhnen, und von da nach Portugal zu ziehen. Der König Johann von Navarra hielt uns wohl und ließ uns viel Kurzweil mit Jagen, Tanzen, Banketten und andern Freuden machen. Da blieben wir faſt zwei Monate und als wir hörten, wie der König von Portugal viel Krieg zu Land und Waſſer mit den Heiden in Afrika hätte, ſonderlich mit dem heidniſchen König von Faz, dem er

vor etlich Jahren die große Stadt Ceuta abgewonnen hatte, so wurden wir zu Rath, uns desto förderlicher nach Portugal zu begeben. Wir baten den König Johann um Erlaubniß und wurden mit dem Befehle abgefertigt, daß uns in seinem Reiche alle Ehre geschehen sollte.

Nun zogen wir durch das Königreich Spanien, durch Burgos und etlich andere großen Städte bis nach St. Jakob von Compostella und thaten etlich unserer größten Hengste von uns, da der Weg sehr lang war. Dann schifften wir uns in dem Seehafen ein, den die Jakobsbrüder (Wallfahrer nach St. Jakob) in unsern Landen zum finstern Stern (**Finisterræ, Finisterre**, das Ende des Landes) nennen und fuhren auf dem Meere 120 Meilen weit, bis wir nach Lissabon, der Hauptstadt des Königreichs, kamen. Wir ließen uns beim Könige anmelden. Sobald dieser vernahm, daß wir vom Kaiser und vom Haus Oesterreich waren, schickte er zu uns in unsere Herberge, ließ uns sagen, er habe unsere Ankunft vernommen und, nachdem wir einen weiten Weg zu Wasser und zu Land gemacht, sollten wir eine Weile ruhen und uns gütlich thun, dann wollte er uns gar bald Audienz geben. Es ward auch in der Herberge befohlen, daß man uns wohl traktiren sollte. Nach wenigen Tagen aber ließ uns der König durch etliche Herrn und Edelleute nach Hof führen. Da saß er gar herrlich in seinem königlichen Saal, wo etlich Fürsten und Marquis, auch viele Herrn und Ritter versammelt waren und sprach uns gnädig zu. Da wir aber die Landessprache nicht

verſtanden, thaten wir mit Geberden die Reverenz und Ehr und überantworteten ihm unſere, in Latein geſchriebenen, Briefe, die ließ der König leſen und dann durch einen Dollmetſcher in niederdeutſcher Sprache mit uns viel und mancherlei reden. Wir ließen ihm auch ſagen, wir hätten vernommen, daß Seine königliche Majeſtät einen bedeutenden Krieg mit dem König von Faz hätte und ſeien erbötig, in dieſem Kriege zu Waſſer oder zu Land zu dienen. Das nahm der König gar gnädig an und ließ uns ſagen, ſo es Zeit wäre wolle er uns wohl brauchen, wir müßten noch länger bei ihm am Hofe bleiben, mit den Herrn und Adlichen bekannt werden und uns etwas beſſer ans Land gewöhnen. Dann ließ er uns wieder in die Herberge führen und befahl den Herrn und Adelichen, uns gute Geſellſchaft zu leiſten, was auch geſchah; uns ward ſo viele Ehre erzeigt und ſo viel Freude gemacht, als zuvor bei keinem König oder Fürſten je geſchah. Wir wurden auch zu vielen malen in der Königin Frauengemächer geführt, wo man gar ſchöne Tänze hielt, auch zum Waidwerk und zu Banketten und mit Springen, Ringen, Werfen, Fechten und Rennen mit Pferden unterhalten; fürwahr es war gut da ſein. Der König hieß Alfons V. und war ein hübſcher, wohlgeſtalteter Fürſt, der allerchriſtlichſte, wahrhafteſte und gerechteſte König, den ich je gekannt habe. Er hielt auch einen königlichen Hof, hatte zwei Markgrafen und viel Grafen, Herrn und Ritter bei ſich und über die maßen ſchöne Frauenzimmer. Wir übten uns auch täglich in allen Ritterſpielen zu Roß und zu Fuß, im

Einzelkampfe, wie im Kampf in Schaaren, darob dann der König eine besonders große Freude und Wohlgefallen hatte. Mein Gefährte war der stärkste Mann, den Stein und die Eisenstange zu werfen, keiner that es ihm hier gleich, auch im Ringen zu Roß und zu Fuß. Im ganzen Harnisch that ich allen Fleiß, denn in solchen Dingen war ich etwas gewandter als mein Gefährte. In dem Königreich ist eine zahlreiche Ritterschaft, adeliche, wehrliche und behende Leute. Es ist auch ein wohl angebautes Land und wachsen darin, die allerbesten süßen Früchten an Wein, Korn, Oel, Zucker und Honig; auch gibt es Salz. Wir wurden auch im Königreich hin- und hergeführt in schöne Städte, Schlösser und Klöster.

In diesen Zeiten erhielt der König eilende Botschaft von den Grandkapitano zu Ceuta, daß der König von Foz mit Hilfe vieler anderer Könige in Afrika sich stark gerüstet habe und mit einem großen Kriegsvolk vor Ceuta ziehen wolle, um es zu erobern. Darauf begehrten auch wir vom Könige, daß er uns gegen die Heiden abfertige, was er auch ganz gnädiglich that. Der König gab auch jedem von uns ein starkes türkisches Pferd und jedem unserer vier Knechte einen Ringharnisch. So wurde ein gutes Volk zum Zuge verordnet und wir schifften von Portugal über das Meer, das hier sehr schmal ist, und kamen bei Nacht in Ceuta an, wo alles Volk mit Harnisch und Wehr sich auf einem großen Platze lagern mußte. Auch kamen in der nämlichen Nacht viel Botschaften, daß die Heiden mit großer Macht herbei zögen. Wiewohl sie sich aber alle Tage und auch bei Nacht mit

großen Haufen vor der Stadt ſehen und hören ließen, war doch das Hauptheer noch nicht da. Am andern Tage, als der oberſte Hauptmann und Grandkapitano die Feſtungswerke nach Nothdurft beſetzt oder die Viertel der Stadt ausgetheilt hatte, ward ich von ihm zum Hauptmann über ein Viertel geordnet und es wurden mir gar geſchickte Leute zugegeben, von denen viele das Niederländiſche ſprachen und verſtanden. Hierauf wurde befohlen, jeder Hauptmann und Rottenmeiſter ſollte ein Fähnlein mit ſeinem Wappen in ſeinem Bezirk der Feſtungswerke aufſtecken, was ich dann auch that. Hierauf beſchickte der Grandkapitano mich und meinen Gefährten und begehrte, daß wir mit ihm und andern verſtändigen Kriegsleuten ein Schiff beſteigen und das heidniſche Heer, das nahe am Meer lag, beſehen und ſchätzen ſollten. Wir fuhren daher hinaus und näherten uns ſo viel als möglich dem Heer. Da war ein ſo unzählig großes Volk zu Roß und zu Fuß, daß der Kapitano und andere Herrn ſagten, es ſei nicht möglich, es zu zählen. Daher ſchlug man vor, die Zelte, wie viel deren etwa ſein möchten, zu überſchlagen und man zählte deren auf 10,000 und ſchätzte demnach das Heer für unzählbar. Wir aber ſetzten unſre Sache dahin, wenn alle Heiden, die in der ganzen Welt wären, vor uns zögen, wollten wir lebendig und todt in der Stadt bleiben. So fuhren wir wieder zur Stadt und vereinten uns, am Morgen ganz frühe in die Kirche zu gehen, ein jeder mit ſeinem Volke und hier das heilige hochwürdige Sakrament zu empfahen, was auch der Mehrtheil that. Nun

ist zu wissen, daß Ceuta eine große, weite Stadt ist, von der drei Theile gegen dem Land liegen, der vierte gegen das Meer zu und ist, meines Bedünkens, größer als Köln; gegen das Land hin sind mehrere Gräben, darin stand ein hoher Zwingelhof (eine Citadelle) mit etlich Thürmen, unten mit Schießlöchern und oben mit Zinnen und innerhalb wohl hinein gegen die Stadt eine Ringmauer. Dieser Zwingelhof mit seinen Thürmen wurde wohl besetzt und es wurden gar viele Quartiore ausgetheilt, denn es war ein weitläufiges Ding. Dazu wurde der Kapitano mit einem reisigen Zug von ringen Pferden (leichter Reiterei) und eine merkliche Zahl der behendesten Fußknechte geschickt, zum Sturm zwischen dem Zwingelhof und der Stadtmauer herumzuziehen und, wo es noth thäte, herbeizueilen, was sich mehrmals als sehr gut erwies. Als aber noch Viele von uns bei Sonnenaufgang in der Kirche waren, erhoben die auf den hohen Thürmen den Schlachtruf, daß die Heiden mit aller Macht heran zögen. Da traten Alle an ihre Wehren und wir erblickten die Heiden, wie sie über den Berg vor der Stadt heranzogen und der Berg war ganz von ihnen bedeckt. Wir schoßen auf sie mit Steinbüchsen, sie aber rückten ganz nahe an den Graben und hatten gar viel Schützen mit Stahlbogen, Handbogen und sonst seltsamen langen Armbrüsten aus Eibenholz. Diese Schützen und auch einige Steinbüchsen schoßen den ganzen Tag auf uns, wo sich Jemand eine Blöße gab. Auch hatten sie viel große und kleine Heerpaucken, gar seltsame Hörner und über die Maßen viel Fähnlein und

Banner. Also verbrachten wir den Tag, gar viel Heiden wurden erschossen, aber auch uns viel Leute beschädigt, denn die Heiden kamen den Gräben gar nahe. Die Nacht aber war noch unruhiger, denn sie gruben gar nahe hinzu und hatten lange beschlagene Hölzer, runde, mit Buckeln versehene und große, mit Eisenblech und Leder überzogene, Setzschilde, viel Pickelhauen, Aexte und Laternen.

Als nun der König von Portugal die schwere Belagerung vernahm, brach er selbst mit großer Macht nach Ceuta auf, um von hier aus über die Heiden herzufallen. Da aber diese es vernahmen, stürmten sie drei Tage nacheinander vom frühen Morgen bis in die Nacht. Da war wahrlich große Arbeit auf beiden Seiten und wiewohl über die Maßen viel Heiden erschossen und viele um die Stadt herum in den Gräben und an den Mauern lagen, so wurden doch auch die Christen vielmals von ihren Wehren abgetrieben und es würde uns nicht gut gegangen sein, wäre nicht der Kapitano jedesmal mit seiner auserlesenen Schaar den Bedrängten zu Hilfe gekommen. Als nun die Heiden drei Tage nacheinander gar ernstlich gestürmt und bedeutend viel Leute verloren hatten, so daß ein greulicher Geruch sich von den Todten erhob, so zogen sie ab. Wir aber machten uns mit einer erlesenen Schaar von 400 zu Pferd und 1000 zu Fuß auf und zogen ihnen nach. Also zu vielen Malen wandten sich etliche Heiden und scharmützten mit uns so lange, bis wir einen Berg einnahmen. Sie hatten einen andern Berg inne und dazwischen war gar ein schönes,

ebenes Thal. Als es nun wohl auf den Abend war, kamen etlich der Unsern und sagten, es sei ein mächtiger Heide da, der begehre einen Zweikampf mit einem Christen-Ritter. Alsbald bat ich den Kapitano, daß er mir diesen Kampf erlaube, denn ich war ganz regsam im Ringharnisch, auch hatte ich ein starkes wehrliches türkisches Pferd, das mir der König geschenkt hatte. Der Kapitano erlaubte es mir und ließ den Scharmützern abblasen, die nun alle zum Haufen rückten. Da macht' ich ein Kreuz mit meinem Spieß vor mich und rückte allgemach von unserm Haufen gegen den Heiden zu Thal. Da das die Heiden sahen, rückten sie auch zu ihren Haufen. Hierauf schickte der Kapitano einen Trompeter gegen der Heiden Haufen, der blies und gab ein Zeichen. Da rückte gar geschwind ein Heide auf einem schönen Berberpferd daher gen Thal, der Ebene zu. Jetzt säumte ich nicht lange, sondern rückte ihm entgegen. Der Heide warf einen Schild vor sich und legte seinen Spieß auf seinen Arm, rückte gar ernstlich gegen mich her und schrie mich an. Also ließ ich auch gegen ihn her gehen, hatte meinen Spieß auf meinem Schenkel und als ich gar nahe zu ihm kam, warf ich den Spieß in das Gerüst, (den am Harnisch angebrachten eisernen Hacken zum Einlegen des Speeres) und rennt ihm auf seinen Schild und wiewohl er mich mit seinem Spieß in einen Panzer-Aermel rannte, traf ich ihn doch so gut, daß Roß und Mann zur Erde fielen, aber sein Spieß hing mir im Ringharnisch und hinderte mich, daß ich mich nicht sobald davon ledigen und vom Pferd kommen konnte. Indeß

hatte auch der Heide sich wieder erhoben und sein Schwert gefaßt, auch ich hatte mein Schwert in der Hand, so traten wir gegen einander und jeder gab dem andern einen starken Stich, weil aber auch der Heide einen guten Ringharnisch hatte, wurde keiner von uns beiden beschädigt. Da faßten wir einander in die Arme und rangen so lange mit einander, bis wir beide nebeneinander zu Boden fielen. Aber der Heide war mächtig stark, er riß sich von mir und so kamen wir beide mit den Leibern aufrecht und doch knieend neben einander, da stieß ich ihn mit meiner linken Hand von mir, daß ich mit meinem Schwert zum Stich auf ihn ausholen konnte, was auch geschah. Durch den Stoß mit meiner linken Hand kam er mit dem Leib so weit von mir, daß ich ihm einen Stich ins Angesicht geben konnte und ihn so verwundete, daß er hinter sich schwankte und geblendet wurde. Jetzt gab ich ihm erst einen rechten Stich ins Angesicht und stach ihn auf die Erde nieder und drang also auf ihn ein und stach ihm den Hals ab. Hierauf stand ich auf, nahm sein Schwert und trat zu seinem Pferd. Da stunden beide Pferde bei einander, sie waren den ganzen Tag sehr abgearbeitet worden und daher gar zahm. Als die Heiden sahen, daß ich gesiegt hatte, rückten sie mit ihren Haufen hinweg. Von den Portugiesen und Christen aber rückten etliche herbei, hieben dem Heiden sein Haupt ab, nahmen seinen Spieß und steckten es darauf und zogen ihm den Harnisch ab, der nach heidnischer Weise köstlich und meisterlich geschmückt war. Sie nahmen auch seinen Schild und führten mich zum Kapitano, der mich über

die Maßen fröhlich mit ſeinen Armen umfing. Es war unter dem ganzen Zug große Freude. Es wurden an dieſem Tag auf beiden Seiten viel Leute und Pferde beſchädigt, erſtochen und erſchoßen. Der Kapitano verordnete, daß des Heiden Haupt, Pferd, Schild und Schwert vor mir her geführt werden ſollten, und ordnete die trefflichſten Herrn, Ritter und Knechte dazu. Ich mußte neben ihm herziehen und die Trompeter vor mir. Alſo führte er mich mit einem großen Triumph durch die ganze Stadt und alles Chriſtenvolk hatte eine große Freude und geſchah mir die allergrößte Ehre, der ich nicht werth war. Gott der Allmächtige ſtritt in dieſer Stunde für mich, denn in größere Noth kam ich nie. Der Heide war ein ausgezeichnet ſtarker Mann und ich merkte wohl, daß ſeine Stärke die meine gar weit übertraf. Gott der Herr ſei inniglich gelobt!

Der Kapitano ſchrieb dem König dieſe Geſchichte, welcher darob eine beſondere Freude empfand und, weil man der Heiden wegen keine Sorge mehr hatte, begehrte, daß ich und mein Gefährte an ſeinen Hof kommen ſollten. Alſo zogen wir wieder über's Meer gen Portugal. Wir wurden gar über die Maßen wohl vom König empfangen. Er ſchenkte mir einen Becher voll goldener Portugaleſen und dieſen Becher bracht' ich mit in mein Vaterland. Ich und mein Gefährte lagen ſieben Monate in der Stadt Ceuta, ehe wir wieder in Portugal zum König kamen. In der Zeit begaben ſich viel ritterliche Handlungen in Afrika, da dann mein Geſell und ich das beſte thaten wider die Heiden und Mohren. Als

wir nun eine Zeit lang beim Könige geweſen waren und uns viel Ehre geſchehen, zogen wir auch zum Bruder des Königs an ſeinen Hof; der war ein mächtiger Fürſt, hielt auch fürſtlichen Hof, und war ſein Namen Infant Don Fernando, und auch zu einem alten Fürſten, Don Heinrich, der beider Vatersbruder war und auch einen eigenen Hof hielt. Bei dieſen beiden Fürſten wurden wir ganz über die Maßen wohl gehalten und beim Abzuge mit ſonderlichen Ehren abgefertigt.

In dieſen Zeiten begab es ſich, daß König Heinrich von Spanien wieder einen großen Zug gegen den heidniſchen König von Granada vor hatte. Daher baten wir den König von Portugal, daß er uns beurlaube, wir wollten, wenn Gott uns das Leben laſſe, wieder zu ihm zurückkommen. Da es uns erlaubt wurde, zogen wir nach Spanien, wo wir wohl empfangen wurden. Wir hatten auch Briefe vom König von Portugal, die zeigten wir dem Könige, wodurch er bald vernahm, in welcher Geſtalt wir gekommen waren. Der König war in einer großen Rüſtung und wiewohl viel Geſchäfte am königlichen Hof, wurden uns doch ritterliche Leute zugeordnet, die uns ganz gute Geſellſchaft leiſteten und uns wohl traktirten. Es ward ein großes Volk zu Roß und zu Fuß verſammelt, denn es kam Kundſchaft, daß der König von Tunis und andere afrikaniſche Könige ſehr viel Volk nach Granada geſchickt hätten. Alſo brachte der König von Spanien bis in die 70,000 gute, ſtreitbare Mann zuſammen, einen ſolchen Haufen, den kein damals lebender Mann vom Chriſtenvolke je geſehen

hatte. Es waren auch die Ritterbrüder vom Orden St. Jakob mit einem großen reisigen Zeug beim König. Die Spanier sagten, der Orden hätte allein 1500 leichte Reiter. Also zogen wir in guter Ordnung ins Königreich Granada und was da von kleinen Städten oder Kastellen war, die gewannen wir alle mit Gewalt; denn die Heiden wehrten sich mannhaft und verließen sich auf das in Granada versammelte heidnische Volk. Darum mußten wir die Städtlein und Kastelle mehrentheils stürmen und erschlugen die Heiden alle; die Diener hatten Befehl, Weiber und Kinder todt zu schlagen, was auch geschah. Also zogen wir vor die Stadt Granada und hatten uns mit allen Haufen zum Streit bereitet; denn wir erwarteten, daß die Heiden, die mit großer Macht in der Stadt lagen, uns entgegenziehen würden. So geschah es auch, sie ließen uns nicht nahe zur Stadt kommen, sie zogen uns mit großen Haufen entgegen, aber doch nicht zu ihrem Vortheil, denn wir waren mit Feldgeschütz und sonst besser gerüstet als sie. Aber von den verständigsten Kriegsleuten und Kapitänen des Königs wurden etliche verordnet, der Heiden Haufen genau zu besehen und ihre Schlachtordnung zu erforschen. Wir hatten mehrere ernstliche Scharmützel mit ihnen, 2 Tage nacheinander, bis wir erforscht hatten, daß es ihrer 50,000 waren, darunter 30,000 Schützen. Als wir wieder zum Gewalthaufen kamen, wurden wir, um uns zu ehren, zum königlichen Banner verordnet. Die Heiden lagerten sich zwischen der Stadt Granada und uns in einem Vortheil, daß wir mit ihnen nicht streiten konnten.

Aber etlich Tage lang lagen wir gegeneinander und Tag und Nacht gab es viel Handlung und große Scharmützel, daß gar viele Leute auf beiden Seiten todt blieben. Wir zogen also, neben Granada vorbei, durch das Königreich, zerstörten, verbrannten und schlugen todt, was wir fanden und sonderlich beim Abzug ließen wir nichts aufrecht stehen, es wurde alles vernichtet; also lagen wir einen Monat und etliche Tage im Königreich Granada. Mein Gefährte und ich thaten das beste, wo wir's vermochten, und sonderlich vor einer kleinen Stadt, die war wohl befestigt und mit wehrhaftem Volk besetzt, die eroberten wir im Sturm, doch verloren wir daran etlich gute Leute. Ich ward mit einem Schleuderstein auf ein Schienbein geworfen und gar hart verwundet. Wie wohl demnach wohl geheilt wurde, brach mir doch als ich gen Schwaben kam, das Schienbein wieder und ich behielt darin ein Löchlein und einen Fluß bis in mein Alter.

Darnach zogen wir wieder gen Spanien und blieben noch zwei Monate am koniglichen Hof, wo uns viel Ehre geschah mit Bankettieren, Tanzen, Jagen, Pferderennen und Anderm. Hierauf aber nahmen wir Urlaub, um zu unserm König von Portugal zu ziehen und wurden gar gnädig abgefertigt. Der König gab uns seine beiden Orden, den spanischen, ein Halsband, bunt und geschuppt, und den kastilischen, das war ein rother Scharlachrock und ein goldenes Band, zwei Daumen breit, über die linke Achsel, vornen quer herab bis zum Ende des Rockes auf der rechten Seite und von da unten

am Hintertheil des Stockes quer wieder herauf bis auf die linke Achsel, und den Orden von Granada, einen aufgesprungenen Granatapfel mit einem Stiel und etlich Blättern; auch gab er uns 300 Dukaten und jedem ein schönes türkisches Pferd. Also schieden wir ehrlich, löblich und nützlich von diesem christlichen König Heinrich im Jahr 1457.

Hierauf kamen wir wieder nach Portugal und als sich darauf Krieg in Deutschland erhob, so beurlaubte uns der König und schenkt uns ein goldgewirktes Tuch, 200 Dukaten Werth, einen Kamoisin-Sammt und 100 Ellen schwarzen Sammt; dazu sodann einen portugiesischen Hengst und 300 Dukaten zur Zehrung, begehrte auch dringend, daß wir wieder zu ihm kommen sollen.

Wir zogen nun durch Portugal und Spanien, und als wir kamen in eine große Stadt, Saragossa, verkauften wir das goldgewirkte Tuch und etlichen Sammt, was wir nicht zur Kleidung brauchten, und lösten daraus 500 Dukaten. Dann kamen wir nach Frankreich, kauften uns hier einige schwere Pferde und fuhren dann über das Meer zum König Heinrich VI. von England, der uns seinen Orden gab. Mein Gefährte zog von mir, ich aber zog zum König von Schottland, Jakob II.; dieser schenkte mir zwei Zelte und ein schwarzes Sammttuch, jedem meiner vier Knechte aber zehn Dukaten, die Königin ein hübsches Kleinod, 30 Dukaten und einen Hengst 100 Gulden werth, und geschah mir große Ehre mit Jagen, Tanzen und Bankettiren.

Hiemit endigt Ritter Jörg von Ehingen seinen Bericht. In Schottland endigte er seine „Reisen nach der Ritterschaft", von denen er mehr Geschenke und noch mehr Ehre zurück brachte und kam 1459 wieder nach Kilchberg zu seinem Vater. Von nun an blieb er in seinem Vaterlande, nur im Jahre 1484 ging er als wirtenbergischer Gesandter nach Italien, um für den Grafen Eberhard im Bart um die Hand Barbara, der Tochter des Markgrafen Ludwig VI. von Mantua, aus dem Hause Gonzoga zu werben. Er erfüllte diesen Auftrag mit seiner gewohnten Geschicklichkeit und begleitete die fürstliche Braut auch auf ihrer Hinausreise nach Wirtenberg. Er war einer der vertrautesten Räthe des Grafen Eberhard, dessen Kämmerer und Obervogt in Tübingen. Nach der Stiftung des schwäbischen Bundes (1488) wurde er einer der Hauptleute desselben und später (1500) Hauptmann der Kurfürsten und Fürsten in diesem Bunde. Er nahm im Schlosse zu Kilchberg seinen Sitz, vermählte sich mit Anna Söla von Richtenberg, mit welcher er 5 Söhne und 6 Töchter zeigte und starb in einem Alter von 80 Jahren am Matthäus-Feiertage des Jahres 1508.

Die Helden-Jungfrau von Hohentwiel.

(Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege).

Von

Pfarrer Schönhuth.

Es war ein lieblicher Abend am Ende des Julius-Monats des Jahres 1639, da saß unter der Linde im Hof der Feste Hohentwiel eine Heldengestalt in den besten Mannes-Jahren. Seine hohe Stirne mit Furchen durchzogen zeigte, daß er zu den Männern gehörte, welche in der Welt schon Manches erfahren; das dunkle feurige Augenpaar harmonirte gar wohl mit dem pechschwarzen Haare, das oben gescheitelt in langen Locken ihm bis auf die Schultern wallte. Es war der Oberst Konrad Widerhold, seit sechs Jahren wohlbestallter Kommandant der Feste Hohentwiel. Gerade pflegte er einiger Rast unter der Linde, denn so eben hatte er Kriegsübungen mit seiner Mannschaft geendigt. Schon seit zwei Jahren hatte sich die Feste noch der Ruhe eines Waffenstillstands zu erfreuen, den der kaiserliche Oberst Vizthum nothgedrungen mit Widerhold geschlossen hatte. Während dieser Zeit übte Widerhold jeden Nachmittag in eigner Person seine Soldaten. Kein Kriegsheld seiner Zeit that es ihm zuvor in der Kunst, Soldaden-Gewehre recht und zierlich zu gebrauchen, die Piquen zu fällen, Fahnen zu schwin-

gen, Kompagnien und Regimenter in schöne Ordnung zu stellen, und in der Fecht- und Baukunst. Dieß alles waren Gegenstände, die Widerhold seinen Untergebenen beizubringen suchte. Darum war ihm aber auch die Ruhe unter der Linde so willkommen, wenn die Uebungen vorüber waren, da überließ er sich dann ganz ungestört dem Nachdenken über die wichtigen Ereignisse, die seit zwanzig Jahren über Deutschland hingegangen, die an seiner Feste gestreift, und sie zum Theil selbst betroffen hatten. Solchen Gedanken hatte Widerhold auch dießmal sich überlassen; man konnte es leicht schließen aus seiner nachdenklichen Stellung, denn er hatte sein Haupt auf den Arm gestützt, und ernst und nachdenklich war seine Miene. Auf einmal ward er gestört in seiner Ruhe, mit hastigen Schritten nahte ihm ein junger Offizier, verbeugte sich tief, und überreichte ihm ein Schreiben. Hastig erbrach es Widerhold, er hatte kaum einige Zeilen gelesen, so wurde sein Gesicht mit Bläße überzogen und das Papier zitterte unter seinen Händen! er sank zurück an den Stamm der Linde und verhüllte schmerzvoll sein Gesicht. So bist du denn auch dahin, du edler Bernhard, — seufzete Widerhold, und Thränen rollten über seine Wangen; so bist du denn auch dahin, du letzter Kämpfer für unsern theuren Glauben im Lauf deiner Siege, in deinen blühendsten Jahren. Aber nicht bist du gefallen auf dem Feld der Ehre wie dein edler Waffenfreund, der theure Glaubensheld Gustav Adolph, du bist ein Opfer deiner heuchlerischen Freunde geworden. Wer hätte das geglaubet, als du, wackerster der deutschen Männer, noch *vor kurzer* Zeit in diesen Mauern wandeltest, jedem, der

dich erblickte, zur Freude und zur Bewunderung. — Es war die Nachricht vom Tode des großen Herzogs Bernhard von Weimar, die Widerhold so eben mit Schmerzen vernahm. Herzog Bernhard starb zu Neuburg den 18. Juli mitten in seiner Heldenthätigkeit, und nicht ohne Grund war in dem Schreiben die Vermuthung ausgesprochen, daß er Gift bekommen, wahrscheinlich durch des Franzosen-Cardinals von Richelieu Hand. Am Arm des gleichfalls betrübten jungen Offiziers, der ihm das Schreiben überbracht hatte, kehrte Widerhold in seine Wohnung zurück und ließ seinem Schmerz freien Lauf. Der junge Offizier hatte kaum das Gemach verlassen, auf das er den Kommandanten begleitete, da hörte er seinen Namen rufen; eine liebliche Mädchenstimme sprach hinter ihm: Herr Kapitän, nur ein Wort: was ist denn dem Herrn Kommandanten begegnet, daß er so bleich und traurig blicket? Ach! erwiederte der Offizier, er hat eine für uns alle böse Zeitung bekommen, ein wackrer Verfechter unsers Glaubens, der Herzog Bernhard von Weimar, ist Todes verschieden. Gott seie seiner armen Seele gnädig, sprach das Mädchen mit ernster Miene. Nicht wahr, weil er ein Ketzer war, fügte der junge Offizier bei, aber jetzt stehet es übel mit uns, der wackern Helden sind wenige mehr. Ach! was möget ihr so sprechen, entgegnete das Mädchen; lebt nicht noch unser Herr Kommandant, und Ihr, — Ihr seid doch auch etwas Rechtes. Das Mädchen hatte kaum ausgesprochen, da erschallte die zürnende Stimme einer Dame aus dem Nebengemach, es war Frau Hermegard, die Ehegattin Widerholds. Lose Schwazerin, sprach sie, geh' in

die Stube, was brauchst du dich mit Männern zu unterhalten, um deine Neugier zu befriedigen, bleib' sitzen an deinem Geschäft, daß nicht der Tag wieder unnütz herum geht, bist ohnedieß heute so spät aufgestanden. Hermegard ging nach dieser kurzen Predigt wieder in ihr Gemach zurück; Margaretha verabschiedete sich ein wenig verlegen, und trippelte in die Stube, aus der sie gekommen war. Heute nach dem Essen an der Linde Mehreres, rief sie halblaut im Gehen noch dem jungen Manne zu, und verschwand. Der junge Offizier, den wir eben anführten, war der Schwede Gustav Schönhelm, Kapitän der Reiter-Schwadron, welche Herzog Bernhard nach seinem Vertrage, den er mit Widerhold wegen Hohentwiel geschlossen hatte, auf die Feste legte. Er war einer von jenen Reitern gewesen, welche sich in der Schlacht bei Lützen über des großen Königs Leiche warfen, als sich der kaiserliche Oberst Max Pikkolomini desselben bemächtigen wollte. Seitdem war er Zeuge aller Kriegsthaten des großen Bernhards, und schwang sich durch Mannes-Tapferkeit bis zu dieser Stelle. Bei all' dem war er kaum noch aus den Jahren des Jünglings getreten. Wie sein inneres Wesen dem eines werdenden Kriegshelden gleich, so war auch sein Aeußeres einem Helden gleich. Schlank und kräftig war sein Körperbau, lange blonde Locken die in Ringeln bis auf seine Schultern wallten, so wie das blaue hellglänzende Augenpaar zeigten den Jüngling von ächt germanischem Stamme; ein Stutzbärtchen über dem lieblichen Munde und ein Knebelbärtchen am schön geformten Kinn, den Kriegsmann aus dem dreißigjährigen Kriege. War es demnach

ein Wunder, daß Margarethchen, mit blonden Locken und blauen Augen, das Pflegtöchterlein des Herrn Kommandanten, sich zu dem jungen Mann so innig hingezogen fühlte, daß sie so gern ans Fenster trat, wenn der blonde Schweden-Offizier, angethan mit dem enganliegenden Koller, über dem ein breiter Kragen aus Brüßlerspitzen lag, umschlungen von einer kostbaren Schärpe, und auf dem Haupt einen Hut mit schwankenden Federn, auf seinem schäumenden Schimmel an der Spitze seiner Reiter-Schwadron auf der Parade erschien.

Wie konnte man es aber dem lieben Mägdlein verargen, wenn sie so gerne jede Gelegenheit erhaschte, wo sie ein Wörtlein mit ihm sprechen konnte. Auch er war ihr nicht abhold, nur Schade, daß verschiedener Glaube sie äußerlich trennte, da doch ihre Herzen einander so nahe waren. Margaretha war Katholikin. Ein wunderbares Schicksal hatte sie auf Hohentwiel unter Protestanten geführt. Bis in ihr zwölftes Jahr ward sie in dem unter der Feste liegenden Dorfe Singen von schlechten Bauersleuten erzogen. Da geschah es einmal, daß Widerhold in einer Zeit, als die Feste noch nicht von Feinden gefährdet war, einen Besuch im Dorfe machte. Zufällig begegnete ihm das Mägdlein auf der Straße. Beim ersten Anblick überraschte ihn die edle Gesichtsbildung des Kindes, er fragte nach seiner Wohnung, und erfuhr von denen, die ihm das Mägdlein als seine Eltern vorzeigte, daß es nicht ihr eignes Kind wäre, sondern, daß sie es noch als Kind in den Windeln vor ihrem Hause gefunden hätten. Aus Menschenpflicht hätten sie sich seiner angenommen, und bei all' ihrer Armuth, und

der nicht unbedeutenden Anzahl ihrer eignen Kinder, hätten sie es ehrlich und redlich aufgezogen. Der menschenfreundliche Widerhold machte sogleich den Pflegeltern den Vorschlag; ob sie nicht ihm das Kind zur weiteren Erziehung anvertrauen möchten? Man gab es ihm nach langem Bitten, denn man kannte den edlen Sinn des Mannes in der ganzen Umgegend; nur der Pfarrer des Orts widerstrebte, daß dieses Kind unter Leute von anderer Confession kommen sollte. Doch er ließ es zuletzt geschehen, als ihm das Mägdlein versprach, seinem Glauben treu zu bleiben und jeden Sonntag getreu die Kirche zu Singen zu besuchen. So kam Margaretha auf Hohentwiel und wuchs heran zur blühenden Jungfrau von 18 Jahren, unter der Aufsicht eines liebenden Pflegevaters, des Kommandanten Widerhold und seiner Gattin Hermegard, die wohl minder freundlichen Gemüths war, denn ihr Eheherr, aber doch eine Frau von anerkannt rechtschaffenem Sinn. Das mußte freilich Margaretha oft erfahren, wie so strenge und oft gar wunderlich Frau Hermegard war, aber darum war sie doch ihrer Pflegemutter von ganzem Herzen zugethan. Erst heute hörte sie es, als sie mit dem jungen Kapitän sprach; obwohl sie sich heute eine Rüge von ihrer Pflegemutter zugezogen hatte, war ihr doch von ihr die Erlaubniß geworden, den Abend unter der Linde zuzubringen. Ungewöhnlich hatte sich dießmal eine kleine Gesellschaft unter der Linde versammelt, doch sie fand ja den, der ihr der werthe ste war. Kapitän Schönhelm hatte sich schon vor einer Stunde hieher begeben. „Ihr habt heute lang auf Euch warten lassen," begann er zu Margarethen, die

ſich bald in ſeiner Nähe geſetzt hatte, vielleicht hat Frau Hermegard den zweiten Theil ihrer Predigt abgehandelt? Er ſprach dies etwas ſchelmiſch lächelnd. O nein, entgegnete Margaretha, meine liebe Pflegemutter weiß, daß kein zweiter Theil nöthig iſt; weil, fiel Schönhelm ihr ins Wort, ihr den erſten Theil ſchon fürchtet. Aber es iſt auch kein Wunder, daß ſie ſchmähte, hat ja die ſtrenge Katholikin mit einem Ketzer geſprochen, ſprach Margaretha. Gegen den ihr aber doch hoffentlich nicht ſo feindſelig geſinnt ſein werdet, wie es leider in dieſen betrübten Zeiten Sitte iſt, ſetzte halb fragend Schönhelm hinzu. Das iſt eine Frage, die ihr euch ſelbſt beantworten könnet, aber wir wollen das fortführen, Herr Kapitän, was wir geſtern begonnen. Erzählet mir doch etwas Näheres über die geſtrige Trauerbotſchaft, die mein Herr Pflegevater erhielt, bat Margaretha mit freundlicher Stimme den Kapitän. Erlaßt mir die Erzählung von dem Tode des großen Bernhards, ſeufzte Schönhelm, ſie würde mir nur den Abend verbittern. Gewiß, forſchte Margaretha, hat ſein Tod Vermuthungen nach ſich gezogen, die den Proteſtanten eben ſo wenig Ehre bringen, wie eueres großen Helden Guſtav Adolfs Tod. Ach über deſſen Tod wenigſtens könnet ihr mir gewiß das Beſte berichten, man ſagt ſo mancherlei. — Ihr waret ja, ſo viel ich höre, um ihn, als er um ſeinen Glauben das letzte Mal focht. Ja wohl, ſagte Schönhelm, als er für ſeinen Glauben focht, wie noch keiner.

Ich will euch erzählen, werthe Jungfrau, auf daß ihr erkennen möget, wie der Glauben dem Menſchen Kraft verleihet, auch ſein Theuerſtes, das Leben, hinzu-

opfern. Ich will erzählen von dem theuern Helden, ob auch die Erinnerung mir noch so schmerzlich ist, von der Schlacht bei Lützen, wo er so ruhmvollen Tod fand. Es sind jetzt neun Jahre verflossen, seit jenem denkwürdigen Tage, als der Held auf deutschem Boden landete. Ich begleitete ihn als gemeiner Reiter zu dem heiligen Werke, mit voller Lust des Herzens. Nie werd' ich vergessen, den Augenblick, als wir landeten auf der Insel Rügen. Es war gerade in diesem Monate, da kniete der große König nieder und betete, und das ganze Heer mit ihm; so kräftig hatte ich noch nie gebetet. Wie aber das Beginnen des frommen Königs war, so auch sein Enden. Von Sieg zu Sieg ward mir das Glück, den Helden zu begleiten, aber auch zu seinem Tode in der Entscheidungsschlacht bei Lützen. Es war zwei Jahre nach unsrer Landung, am 16. November des Jahres 1632, als wir bei Lützen zur Schlacht gegen Wallenstein auszogen. Ein dicker Nebel bedeckte noch das Gefilde, hell und feierlich erklang auf unsrer Seite des theuren Mannes Lutheri Lied: Eine feste Burg ist unser Gott, dazwischen Trompeten- und Paukenschall, und nach diesem das Lied: Es woll uns Gott genädig sein.

Unser König warf sich nieder auf seine Kniee und betete mit ganzer Seele um Sieg für die gerechte Sache, und jeder von dem Heere stimmte mit ein. Der Nebel fing an, sich zu zerstreuen; da schwang sich Gustav Adolf auf sein Pferd; freudig wie die Sonne, die jetzt hernieder blickte, saß er auf dem Rosse. Er stellte sich an den rechten Flügel, den linken führte sein Genosse Herzog

Bernhard von Weimar, der ihm jetzt auch gefolget im Tode, und nun rief er, das Heer durchreitend: Nun wollen wir dran! das wollt der liebe Gott — Jesu! Jesu! hilf mir streiten zu deines Namens Ehr'. Als man ihm einen Brustharnisch bot, sprach er: „Gott ist mein Harnisch!" Mit dem Rufe: „Gott mit uns!" stürzten wir ins Treffen. Ein mörderisches Gefecht begann. Der Vortheil war zuerst auf unsrer Seite, aber Pappenheim kam mit seinen Reitern, und der rechte Flügel wankte. Der König eilte dem Bedrängten zu Hülfe, aber er sprengte zu weit voran. Ich mit wenigen andern folgte ihm, denn ich hatte ihn bisher nicht verlassen. Da traf den Wackern ein Schuß in den Arm, daß er beinahe vom Pferde sank. Der König ist erschossen, riefen die Unsern. Gustav Adolf wandte sich und rief laut: es ist nichts, folgt mir! da bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „mein Gott, mein Gott!" sank er vom Pferde. Er fiel in meine Arme. So starb der edle König den Märtyrertod für den Glauben. Schönhelm endete. Thränen, die reichlich über seine Wangen rollten, unterbrachen seine Worte. Auch Margarethens blaue Augen standen voll Thränen, sie konnte sie nicht mehr zurückhalten.

Das ist die Wahrheit, fügte Schönhelm nach einer Pause seiner Erzählung bei, und nicht, wie unsere Feinde lügen, daß ihn eines Verräthers Kugel von unsrer Seite getroffen. Was ich mit Augen gesehen, das bezeuge ich auch, so wahr mir Gott helfe. Glücklicher Mann, sprach Margaretha, daß ihr einem solchen Helden zur Seite stehen durftet, im Kampf und im Sterben, es muß ein

seliges Gefühl sein. Aber, Herr Kapitän, so gerne ich länger zuhören möchte, ich muß nach Hause, sehet! wir sind die letzten unter der Linde. Zudem muß ich heute noch manches ordnen, weil morgen Sonntag ist, und ich gerne in die Kirche gen Singen möchte!

Margarethen, sprach Schönhelm, ist euch nicht die unsere näher? Glauben wir nicht alle an einen Gott? Er ergriff Margarethens Hand, hielt sie lange, während sie gar nicht widerstrebte, und wandte sich ab, um seine Thränen zu bergen, die von Neuem hervorbrachen. Ich kann nicht anders, ich darf nicht anders, war Margarethens Antwort; sie sagte: Gute Nacht, und ging nach Hause.

Kaum graute der Morgen, so stand Margaretha schon gerüstet zum Kirchgange gen Singen. Sie trat heraus aus der Wohnung des Kommandanten, als eben die Sonne aufgehen wollte. Sie konnte es nicht über sich bringen, zuvor dieses herrliche Schauspiel zu genießen. Margaretha richtete ihren Blick gen Osten. Noch kurze Zeit erschien die Gegend vor ihren Blicken noch in gewisses Halbdunkel gehüllt. Nach und nach verschwand dieses Dunkel, und die Königin des Tages meldete ihre Ankunft. Ein heller Streifen erschien gegen Osten am Firmament. Er wurde immer heller und größer, er wurde glühend roth, und zuletzt stand der ganze Osten in Flammen. Aus diesem Flammenmeer trat nun hellleuchtend, wie ein Blitzstrahl, ein Punkt hervor, der zusehends wuchs und zuletzt mit seiner Strahlenpracht den ganzen Raum erfüllte. Jetzt erst, vor den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet, lag die Gegend in ihrer ganzen Herrlichkeit vor Margarethens Blick. „O! wie ist

deine Welt ſchön, lieber Vater im Himmel, betete Margaretha wie Herrliches haſt du bereitet, um des Menſchen Aug und Herz zu erfreuen! Wie gütig, wie liebend biſt du! Ach, wie ſollte nicht jedes Herz ſich angetrieben fühlen, dir zu danken für ſo große Beweiſe deiner Liebe, die du jeden Morgen erzeigeſt! Wer ſollte nicht eilen in dein Gotteshaus, um dir zu danken für all' dies Herrliche?! Erfüllt von dieſem Gefühle eilte Margaretha den Berg hinab. Noch nicht hatte die Bewohner Singens das Glöcklein in die Kirche verſammelt; aber Margaretha ging gewöhnlich noch zu ihren frühern Pflegeeltern, ehe ſie in die Kirche ging. Sie brachte immer eine kleine Gabe zum Gruß mit, entweder ein Stücklein Geld, das ſie vom Herren zu dieſem Zweck erhielt, denn wo er die Noth der Armen lindern konnte, war es Katholik oder Lutheraner, galt ihm gleich, da unterließ er es nie, Gaben zu ſpenden; oder war es ſonſt etwas, das ſie für die Kinder ihrer frühern Pflegeeltern in freien Stunden verfertigt hatte, um ihrem Mangel zu Hülfe zu kommen. Da hielt ſie ſich nun allemal auf, bis die Kirche begann. Dießmal geſchah dies um 1 Stunde früher. Die Glocke läutete; ſie ging in die Kirche und ſetzte ſich gegenüber der Kanzel. Mit einem kurzen Geſange begann die Kirche; als dieſer geendigt war, trat der Pfarrer des Orts auf die Kanzel. Eine etwas hohe Mannesgeſtalt erſchien. Sein Aeußeres erregte Ehrfurcht, denn man ſah, daß er ſchon 70 überſchritten hatte. Aber nicht trugen ſeine Züge jenes Menſchenfreundliche, jenes Vertrauenerregende, das uns ſo ſehr einnimmt für einen ergrauten Diener des Worts,

das uns mit tiefer Ehrfurcht erfüllt; es waren die Züge eines ächt jesuitischen Strafpredigers; es waren die Züge des Mißtrauens in seinem Gesicht, welche die Furcht ausdrückten, es möchten leicht seine geduldigen Zuhörer vermuthen, daß er gerade selbst an dem leide, was er verdamme. Besonders aber sprach sich in seinem Gesicht eine Feindseligkeit aus, die ihren Stachel hauptsächlich gegen anders Denkende in der Religion, gegen Ketzer, richtete. Was er schien, das sprach er auch aus. Zum Texte seiner Predigt wählte er die Worte: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die da kommen in Schafskleidern, aber innen sind sie reißende Wölfe.“ Was anders können wir erwarten, als daß seine Predigt einzig und allein gegen die Anhänger von Luthers Lehre gerichtet war. Er begann die falschen Propheten herzuzählen; da stand Luther oben an, als der falscheste aller Propheten, und alle seine Mitarbeiter im heiligen Werke erhielten gleiche Namen. Aber, schrie er in seiner Predigt, Gott hat gezeiget, daß all' ihr Werk Teufelswerk ist, er hat umkommen lassen schmählicher Weise den neuen Förderer dieser Teufelslehre, den Erzketzer aus Schweden, ich scheu' mich, seinen Namen zu nennen. Der gerechte Gott hat Glorie verliehen unserer heiligen Sache bei Nördlingen. Es ist jetzt daran, daß das Teufelswerk seinem Ende zugehet. Hütet euch, meine andächtigen Zuhörer, er dachte nicht daran, daß mehrere schon eingeschlafen waren, hütet euch vor falscher Teufelslehre. — Es ist Noth, diese Mahnung, denn nahe bei uns hat sie noch ihren Sitz aufgeschlagen. Ihr werdet mich schon verstehen — auf dem

Sündenbuckel dort, wo die Kinder der Verdammniß wohnen, die ihr Prädikant, pfui vor dieſem, der ſaubre Magiſter Paulus, ja vielmehr Saulus, weiland Verfolger der Chriſten, lebendig dem Teufel zuführet durch ſeine gottloſe Lehre. Das iſt der falſche Prophet für dieſe Gegend; hütet euch vor ihm, daß ihr nicht in ſeine Netze gerathet, daß er euch verſchlinge; hütet euch, ſag ich, hütet euch vor dieſem Sündenbuckel, wenn ihr ihm nahet, ſo bringt es euch Verderben. Erſt kürzlich iſt wieder gottloſes ſchwediſches Volk mit ſeinem Hauptmann auf ihn eingezogen, von dem Heer des Bernhard; aber nicht des heiligen Bernhards, ſondern dem, der jetzt auch nachgefolget ſeinem Genoſſen, dem ſchwediſchen Erzkezer, in die Hölle. Aber wartet, Gott wird ausrotten dieſe Kezerbrut, die neben uns geniſtet, wartet nur, er wird bald wieder ein Feuerwerk anzünden um dieſen Berg, daß mein Herz lobſingen wird dem Herrn der Gläubigen, und er wird braten die falſchen Propheten in ihrem eignen Hauſe. Da will ich ſpringen vor Freude in meinen alten Tagen, und meine Seele wird jauchzen und die Hände wollen wir klatſchen über den Untergang der Feinde, der Kezer.

Der eifrige Prediger hatte ſich ſehr vergeſſen in ſeinem Eifer, daß er wirklich ſchon zum Voraus in die Hände klatſchte. Aber, ſetzte er noch ſchreiend hinzu, und ſollten auch meine Worte nicht ganz in Erfüllung gehen, dem ewigen Feuer und des Teufels Klauen werden ſie nicht entgehen die Kinder der Verdammniß, die Schweden und das andere Geſindel auf dem Sündenbuckel alle, auch nicht einer ausgenommen, mit ihrem falſchen Propheten, dem Saulus. Amen.

Er wollte sich schon wenden von der Kanzel, denn er hatte sich zu sehr angestrengt, er richtete sich noch einmal zu seinen Zuhörern: beinah' hätte ich die Hauptsache vergessen, fuhr er fort mit matter Stimme: Aber anders wird uns ergehen, wenn wir uns nicht verführen lassen; wir werden sein die Auserwählten, die rechten Schafe, so die Seligkeit ererben. Wie wird sich dann mein Herz freuen; denn ich habe euch geführet auf den rechten Weg, ich hab' euch gewarnet vor den falschen Propheten; ich bin dann Schuld daran, daß ihr das Reich ererbet; da wird meine Freude groß sein, ihr Auserwählten! Ich werde jauchzen und springen und vor Freude in die Hände klatschen. Er wiederholte die vorige Geberde und verließ ohne Amen zu sagen die Kanzel.

Welche Eindrücke diese salbungsvolle Rede auf die Zuhörer machte läßt sich denken. Die Schlafenden merkten wenig davon, aber die Wachenden konnten nur seufzen, daß ihnen solch' ein Seelenhirt gegeben ward, der statt das Gebot der Liebe zu predigen, nur die Herzen der Menschen immer mehr von einander trennte. Zu den Seufzenden gehörte auch Margaretha, die bisher aufmerksam, doch mit Schmerz zugehört hatte. Aber es blieb nicht beim Seufzen, die ganze Predigt über konnte sie die Thränen kaum unterdrücken; denn die frommsten Männer waren verdammt worden, selbst der fromme Held Gustav Adolph, über den sie gestern Thränen vergossen; vor allem aber war ihr Herz von den Worten durchschnitten, die er über Hohentwiel sagte, daß er so viele Seelen der Verdammniß übergab, die ihrem Herzen so theuer waren. Als sie aus der Kirche trat, schwamm

ihr Aug' in Thränen, und ſie mußte ihr Tüchlein vorhalten. Das bemerkte von der Sakriſtei aus der Pfarrer. Sogleich ſchickte er nach Margarethen und berief ſie auf ſeine Stube.

Was haſt du heute in der Kirche geweint? waren die erſten Worte in rauhem Tone, mit denen der Pfarrer das Mädchen empfing. Wegen eurer Predigt, euer Hochwürden Herr Pfarrer, war Margarethens Antwort. Nun, nimm ſie nur zu Herzen, und merk' dir, was darin geſagt iſt, dich geht ſie zu allermeiſt an, die Warnung; du ſitzeſt nicht nur in der Nähe, ſondern unter dem böſen Ketzervolk, dem die Hölle gewiß iſt. Ach, ich bitte euch Herr Pfarrer, unterbrach ihn Margaretha, ihr bringet mich wieder zum Weinen, wenn ihr ſo fortfahret. So, alſo darum haſt du geweint, fuhr er ſie jetzt mit noch rauherem Tone an, du haſt geweint, weil ich die Wahrheit ſprach? M. Nein, weil ihr ſo viel Böſes über die Proteſtanten ausgeſprochen, was mein Herz nicht glauben kann. Pf. So, du glaubſt nicht mehr, was ich auf der Kanzel rede? Ja, jetzt merk' ich es, daß du ſchon in des Teufels Schlingen biſt. M. Das glaube ich nicht, denn meine Pflegeltern ſind immer recht gut geweſen, und ſo viele ſind noch auf dem Berge, die recht chriſtlich handeln, ob ſie gleich nicht katholiſch ſind, und von denen allen habt ihr ohne Ausnahme geſagt, daß ſie der Hölle verfallen ſeien, auch unſer Herr Pfarrer, Eberhard Pauli, der doch ein ſo braver Herr iſt. Pf. Gelt dieſer falſche Prophet hat dich verführt? M. O nein, ich war ihm noch nie in der Kirche, weil ihr es mir verboten, aber

es muß ein recht chriſtlicher Prediger ſein, denn er zeigt es mit ſeinen Werken. Am meiſten aber, Herr Pfarrer! hat mir wehe gethan, daß ihr ſo ſehr verdammt habt unſre neuen Gäſte mit ihrem Hauptmann, da ihr doch keinen davon noch kennet, ob ſie gut oder böſe ſind. Pf. Das iſt gleich; es ſind Kezer, die anders glauben, als wir, und darum ſind ſie Kinder der Verdammniß, alle dieſe Gäſte mit ihrem Hauptmann. Ja von dem hab' ich gehört, daß er ein ganz beſonderer Kezer iſt, er focht neben jenem ſchwediſchen Erzkezer. Sieh, der Teufel hat ihm eine ſchöne Geſtalt gegeben, daß er ihm die Menſchen helfe in's Nez ziehen. Hüte dich vor dieſem Wolf in Schafsgeſtalt. M. Ach, es iſt ja ein ſo guter und frommer Mann. Pf. So, du kennſt ihn näher, o du Kind des Unglücks! M. Herr Pfarrer! ich bin ihm recht gut, weil er ſo brav iſt. Pf. Weil er ſo ſchön und ſchmeichleriſch iſt, willſt du ſagen. Vielleicht liebſt du ihn ſogar? M. Was ſoll ich es euch verhehlen? — Ich habe noch nie vor euch eine Lüge geſagt. Pf. Am Ende willſt du ihn heirathen. M. Ach, was denkt ihr? Ich eine arme Waiſe, und er ein ſo angeſehener Kriegsheld; wie dürft ihr nur daran denken? Pf. Alſo keinen andern Grund? Das iſt gräßlich, eine Katholikin liebt einen Kezer, eine Katholikin will einen Kezer heirathen. M. Das habe ich ja nicht geſagt, ich liebe ihn ja nur. Pf. Was muß ich noch erleben in meinen alten Tagen. So willſt du alſo mit ihm verdammt werden? Steh ab von deiner Leidenſchaft; ihn lieben, heißt den Teufel in Menſchengeſtalt lieben, ihn heirathen wollen, heißt *mit* ihm zur Hölle fahren. Wenn du nicht abläſſeſt von

ihm, ich muß dir den Fluch geben. M. Ach, er iſt ja ein ſo guter Jüngling, warum darf ich ihm nicht auch gut ſein, er iſt ja mir auch nicht böſe, und er iſt ja auch ein Chriſt, er bekennt ſich ja auch zur Lehre des Heilandes, der am Kreuze für uns ſtarb, er verehrt ja auch den Gott, welchen wir verehren, nur äußerlich auf andere Weiſe. Pf. Ein Ketzer iſt er und damit Punktum, und ein Kind der Verdammniß. Gehe nur und verläugne deinen Glauben, der allein ſelig machen kann, und werde eine Beute dieſes falſchen Propheten. Fahre mit ihm zur Hölle, du Ketzerin, du Teufelskind, du Schande deiner Eltern. M. Ich habe ja keine — doch einen lieben Vater im Himmel. Der Pfarrer wandte ſich voll Wuth von ihr ab, und Margaretha ging weinend aus dem Pfarrhauſe. Sie ging nicht mehr zu ihren Pflegeltern hin, um ihnen nicht den Sonntag zu verbittern.

Langſam ſtieg ſie wieder den Berg hinan, denn ihre Seele war im Innerſten betrübt. Wunderbare Gefühle erfüllten ihr Herz. Sie war nicht mehr ferne dem letzten Thore der Burg, da hörte ſie das letzte Zeichen der Glocke auf der Kirche der Feſte. Man ging auf derſelben viel ſpäter in die Kirche als unten im Dorfe. Sie ſtand ſchon an der Wohnung des Kommandanten, da zog die Kirchenparade auf. Zuerſt die Beſatzung von Hohentwiel, ihr folgten die Weimarer Reiter, an ihrer Spitze der junge Kapitän; der erblickte Margaretha und winkte ihr freundlich einen Gruß zu. Erröthend erwiederte ſie ihn. In geringer Entfernung vom Kirchenportal, Angeſichts des Kommandanten, machten die Krieger die Fronte, und nun zogen ſie in ſchönſter Ordnung, alle im

Kriegsschmuck, in das Gotteshaus. Immer stand noch Margaretha; schon war alles in der Kirche versammelt. Sehnsüchtig blickte sie nach den letzten, hinter denen sich das Thor schloß. Hell und lockend ertönte schon die Orgel das Präludium, ein feierlicher Gesang begann, sie hörte in vollen Tönen das Lied erschallen: „Wir glauben All' an einen Gott." Da trieb sie's, wie mit Zaubergewalt, ihr Herz bebte vor Sehnsucht. Wir glauben All' an einen Gott! rief sie, und eilte der Kirche zu. Margaretha trat in die Kirche, und setzte sich neben Frau Hermegard, die sich gar sehr wunderte über die seltene Kirchengängerin. Sie sang mit, das angefangene Lied.

Da trat der Prediger der Feste auf. Sanft und freundlich war sein ganzes Wesen, und noch gar jugendlich sein Aussehen. Es war M. Johann Eberhard Pauli, der vor drei Jahren durch Herzog Eberharden auf die Feste beordnet wurde, während er noch kaum seine Studien geendet hatte, und so zu sagen noch ein Knabe war, darum auch der Herzog wegen seiner an Widerhold die Weisung hatte ergehen lassen, man solle ihn mit zu vielem Predigen verschonen, und ihn ja zuweilen nur eine Predigt aus der Postille ablesen lassen. Aber Gottes Gnade, die auch in den Schwachen mächtig ist, war mit diesem jungen Manne in den drei Jahren seiner Amtsführung. Das zeigte sich in der gehaltvollen Predigt, die er jetzt begann. Seine Textesworte waren: „Gott ist die Liebe." Er zeigte nach den Worten des Apostels Johannes im 1. Briefe K. 4, wie Gott *den innigsten Beweis* seiner Liebe in der Sendung Jesu *Christi gegeben, wie* diese Liebe jeden Morgen sich neu

beweiſe. Er deutete darauf hin, zu was dieſe Liebe uns beſtimmen ſoll: zur Liebe gegen ihn, zur Liebe gegen unſre Mitbrüder. Ach! ſprach er im Laufe ſeiner Rede, daß dieſe Liebe zu dem liebenden Gott in ſo manchen Herzen nie recht gedeihet, daß beſonders die Liebe zu unſern Mitbrüdern vielen ſo fremd iſt. Unſre Zeit, ſprach er mit bedeutender Stimme, unſre Zeit gibt das deutlichſte Bild dieſer Liebloſigkeit. Menſchen, die doch Kinder eines Vaters ſind, ſtehen voll Haß und Grimm einander gegenüber, ſie, für die der Heiland am Kreuze ſtarb, ſuchen einander zu morden; und um was handelt all' dieſer Unfriede und Zwietracht? um die Verehrung deſſen, den wir alle Vater nennen. Es iſt nur Ein Gott und Eine Liebe. Ein Gott iſt's, der alle Menſchen mit einer Liebe umfaſſet, vor ihm iſt kein Unterſchied der Religion; Katholik oder Proteſtant, wer in ſeinen Geboten wandelt, iſt ihm wohlgefällig. Ein Gott, eine Liebe ſoll in unſern Herzen ſein. Wie er mit einer Liebe die ganze Menſchheit umfaſſet, ſo ſollen auch wir alle die, welche er mit uns ſchuf, mit einer Liebe lieben, den Katholiken wie den Glaubensgenoſſen, ſie alle nennen ſich ja Chriſten, und freuen ſich des Heils am Kreuze. Ein Gott, Eine Liebe, mit dieſem Wahlſpruch wollen wir durch's Leben gehen, mit dieſem allem werden wir einſt vor ihm beſtehen. Eberhard Pauli ſchloß ſeine Predigt mit einem kurzen, aber kräftigen Gebet.

Das war ein ganz andrer Eindruck, den dieſe Predigt auf Margarethen machte. Auf jedes Wort hatte ſie gierig gehört, und jegliches in ihr Herz begraben. Die Worte des Geiſtlichen ſtimmten ſo ganz mit den Gefühl-

len, die ſie am Morgen erfüllt hatten. Statt daß Thränen ihr Auge füllten, glänzten ſie jetzt vor Wonne. Ein Gott, Eine Liebe bebte oft auf ihren Lippen, während ſie aus der Kirche ging, es hallte kräftig wieder in ihrem Herzen und mit Flammenzügen blieb es darinnen geſchrieben.

Ei, ſprach Widerhold an der Mittagstafel, bei der Margarethchen mit ernſter und trüber Miene erſchien, ei Gretchen, warum ſo düſter und traurig, ſah ich dich doch dieſen Vormittag ſo froh und heiter aus der Kirche gehen, in die du mit rothgeweinten Augen kamſt? Hat dich dieſer Gang, den du zum Erſtenmal thateſt, gereut? O nein, lieber Herr Vater, erwiederte Margaretha, nein vielmehr, ich habe bereut, daß ich nicht ſchon früher in dieſelbe gekommen bin. Ich habe empfunden was der Unterſchied zwiſchen eurer und unſrer Confeſſion, zwiſchen euern und unſern Predigern iſt. Dieſer Gedanke iſt mir erſt jetzt wieder lebhaft vor Augen getreten, ſo ſehr die Predigt mein Herz erfreut hatte, eure Lehre iſt das Evangelium der Liebe, eure Prediger ſind Prediger der Liebe, unſre des Haſſes. Nicht alle, entgegnete Widerhold, nicht alle eure Prediger ſind ſolche, und ach, auch unſre Lehre iſt nimmer diejenige, wie ſie uns der theure Mann Lutherus wieder gab. Wenn es einmal an dem wäre, was Herr Eberhard Pauli heute ſo oft in ſeiner Predigt ſagte, Ein Gott, Eine Liebe, dann wären wir auf dem rechten Wege. Ach! ich werd' es nimmer erleben! ſeufzend ſprach Widerhold dieſe Worte. Da habt ihr *Recht*, mein werther Gemahl, unterbrach Frau Hermegard *den Kommandanten*, das wird ſchwerlich zu Stande *kommen*, eine Vereinigung beider Kirchen, es iſt eine

zu große Kluft befestiget zwischen uns. Nur von außen, setzte Widerhold hinzu, die Herzen ständen bald einander nahe. Solche zu finden, dürfen wir nicht weit gehen, sprach Hermegard und blickte bedeutungsvoll auf Margaretha. Diese schlug die Augen nieder, verließ den Tisch und ging in das Seitengemach, um ihre Thränen nicht unterdrücken zu dürfen, denn Frau Hermegard hatte sie an etwas gemahnt, das besonders der Gegenstand ihrer heutigen ernsten Stimmung gewesen war.

Was hast du das Mädchen so betrübt? begann Widerhold zu Frau Hermegard, als Margaretha in das Seitengemach gegangen war, das ist nicht christlich gedacht liebe Hermegard. Vielleicht weiß ich, was du weißt, aber ich kann darum dem Mädchen nicht böse sein. Hast du gehört, was heut' der Herr Pfarrer sagte: Eine Liebe, diese Eine Liebe macht keinen Unterschied, sei es Protestant oder Katholik, und das, liebe Hermegard, das ist gerade das Wesen der wahren Liebe. Was frommt aber eine solche Liebe ohne Hoffnung? entgegnete Frau Hermegard, das werdet ihr doch wohl gestehen, mein werther Gemahl, daß diese Liebe zu nichts führen kann. Ein Kapitän und eine arme Waise. W. War nicht der Kapitän zuvor ein gemeiner Reiter, und nur seine Tapferkeit hat ihm dazu verholfen, daß er ward, was er ist. Was denket ihr! rief ganz erstaunt Frau Hermegard, bedenket, ein Protestant und eine Katholikin. Muß ich es dir noch einmal ins Gedächtniß rufen: vor Gott gilt kein Ansehen der Person, Ein Gott, Eine Liebe. Widerhold schwieg, und Frau Hermegard deßgleichen. Deutlich hatte Margaretha den letzten Theil des Gespräches

len, die ſie am Morgen erfüllt hatten. Statt daß Thränen ihr Auge füllten, glänzten ſie jetzt vor Wonne. Ein Gott, Eine Liebe bebte oft auf ihren Lippen, während ſie aus der Kirche ging, es hallte kräftig wieder in ihrem Herzen und mit Flammenzügen blieb es darinnen geſchrieben.

Ei, ſprach Widerhold an der Mittagstafel, bei der Margarethchen mit ernſter und trüber Miene erſchien, ei Gretchen, warum ſo düſter und traurig, ſah ich dich doch dieſen Vormittag ſo froh und heiter aus der Kirche gehen, in die du mit rothgeweinten Augen kamſt? Hat dich dieſer Gang, den du zum Erſtenmal thateſt, gereut? O nein, lieber Herr Vater, erwiederte Margaretha, nein vielmehr, ich habe bereut, daß ich nicht ſchon früher in dieſelbe gekommen bin. Ich habe empfunden was der Unterſchied zwiſchen eurer und unſrer Confeſſion, zwiſchen euern und unſern Predigern iſt. Dieſer Gedanke iſt mir erſt jetzt wieder lebhaft vor Augen getreten, ſo ſehr die Predigt mein Herz erfreut hatte, eure Lehre iſt das Evangelium der Liebe, eure Prediger ſind Prediger der Liebe, unſre des Haſſes. Nicht alle, entgegnete Widerhold, nicht alle eure Prediger ſind ſolche, und ach, auch unſre Lehre iſt nimmer diejenige, wie ſie uns der theure Mann Lutherus wieder gab. Wenn es einmal an dem wäre, was Herr Eberhard Pauli heute ſo oft in ſeiner Predigt ſagte, Ein Gott, Eine Liebe, dann wären wir auf dem rechten Wege. Ach! ich werd' es nimmer erleben! ſeufzend ſprach Widerhold dieſe Worte. Da habt ihr *Recht,* mein werther Gemahl, unterbrach Frau Hermegard *den Kommandanten,* das wird ſchwerlich zu Stande *kommen,* eine Vereinigung beider Kirchen, es iſt eine

zu große Kluft befeſtiget zwiſchen uns. Nur von außen, ſetzte Widerhold hinzu, die Herzen ſtänden bald einander nahe. Solche zu finden, dürfen wir nicht weit gehen, ſprach Hermegard und blickte bedeutungsvoll auf Margaretha. Dieſe ſchlug die Augen nieder, verließ den Tiſch und ging in das Seitengemach, um ihre Thränen nicht unterdrücken zu dürfen, denn Frau Hermegard hatte ſie an etwas gemahnt, das beſonders der Gegenſtand ihrer heutigen ernſten Stimmung geweſen war.

Was haſt du das Mädchen ſo betrübt? begann Widerhold zu Frau Hermegard, als Margaretha in das Seitengemach gegangen war, das iſt nicht chriſtlich gedacht liebe Hermegard. Vielleicht weiß ich, was du weißt, aber ich kann darum dem Mädchen nicht böſe ſein. Haſt du gehört, was heut' der Herr Pfarrer ſagte: Eine Liebe, dieſe Eine Liebe macht keinen Unterſchied, ſei es Proteſtant oder Katholik, und das, liebe Hermegard, das iſt gerade das Weſen der wahren Liebe. Was frommt aber eine ſolche Liebe ohne Hoffnung? entgegnete Frau Hermegard, das werdet ihr doch wohl geſtehen, mein werther Gemahl, daß dieſe Liebe zu nichts führen kann. Ein Kapitän und eine arme Waiſe. W. War nicht der Kapitän zuvor ein gemeiner Reiter, und nur ſeine Tapferkeit hat ihm dazu verholfen, daß er ward, was er iſt. Was denket ihr! rief ganz erſtaunt Frau Hermegard, bedenket, ein Proteſtant und eine Katholikin. Muß ich es dir noch einmal ins Gedächtniß rufen: vor Gott gilt kein Anſehen der Perſon, Ein Gott, Eine Liebe. Widerhold ſchwieg, und Frau Hermegard deßgleichen. Deutlich hatte Margaretha den letzten Theil des Geſpräch

in der Kammer gehört, wunderbare Gefühle erfüllten ihr Herz, ein wunderbarer Gedanke flog durch ihre Seele.

Noch nicht war Widerhold vom Tiſch aufgeſtanden, da trat Kapitän Schönhelm herein. Herr Kommandant, ſprach er, indem er ihm einen Brief überreichte, ich bring' euch wieder böſe Botſchaft zum Nachtiſch. So eben kommt ein Bote von Engen mit dieſem. Kaiſerliche Völker haben ſich am ganzen Bodenſee zuſammengezogen, zu Engen liegt ſchon der General-Feldmarſchall und Oberſt Gottfried Huyn von Gelern, er läßt euch ſeinen Gruß melden. Das hab' ich mir gedacht, entgegnete Widerhold, ohne von der Botſchaft überraſcht zu werden. Das ſind die Früchte von unſers großen Bernhards Tod. Weil der Adler todt iſt, ſo ſind die Vögel wieder Meiſter. Er erbrach langſam den Brief, ein zweiter war eingeſchloſſen. Den Inhalt kenne ich, rief Widerhold während des Leſens, ich brauche ihn nicht zu durchleſen. Der Herr Feldmarſchall will meine Feſte, weil ſie durch Bernhards Verſcheiden keinen Herrn mehr habe. Er will ſie durch Schmeichel-Worte, ſtatt mit dem Schwert, nein, ſo bin ich's nicht gewohnt! Aber es ſcheint er habe einen Fürſprecher beigelegt. Ach! der iſt von Stuttgart, er hat den rechten Weg genommen und durch die rechte Hand. Und von dem Herzog, ja ich ſehe ſein Poſtſcriptum von eigner Hand. Er las: „Wofern du Widerhold Uns noch mit Treuen meineſt, wirſt du dieſem Befehl Folge leiſten, und deine Treu', Ehr' und Namen zu retten, dich mit befohlener Lieferung dieſes Hauſes nicht länger aufhalten, ſondern eines endlichen gegen uns erklären." So, ſo, *rief Widerhold*, als er geleſen, das iſt alſo eure Hand-

lungsweiſe, wenn ihr euch Mühe erſparen wollt, ihr nichtswürdigen Feinde. Den Schwachen treibet ihr in die Enge, daß er ja ſagen muß zu eurer Bosheit, daß er auch die Hand bieten müſſe, um eure böſen Pläne durchzuführen. Nein, nimmermehr, es ſoll euch nicht gelingen. Ach, ſo weit iſt es gekommen mit dem erlauchten Haus der Wirtenberger, daß ſein Fürſt ein Spielball iſt in der Hand ſeiner Feinde, daß er tanzen muß nach ihrer Pfeife. Nein, mein ſchwacher Fürſt, mein unglücklicher Gebieter, ich folge dir nicht, ich kann dir nicht folgen, wenn ich meine Treue, meine Ehr' und Namen retten will! Ich kann das Haus nicht den Feinden übergeben, auf dem dein Unglücksbruder, dein Ahnherr Ulrich einzige Zuflucht fand in ſeiner Noth, ich muß treu handeln an deinem Hauſe, daß nicht du ſelbſt und die Nachwelt meiner Untreu fluche. Ich will nicht weichen, mit Gotteshülfe, ich will dir eine reine Jungfrau wieder geben, wenn der Vater im Himmel deine Noth wendet! Ich will meinen letzten Tropfen Blut vergießen für dieß Haus. Auch ich, ſprach Schönhelm, der die dargebotene Rechte Widerholds ergriffen und an ſeine Bruſt drückte, auch ich will aushalten, ſo wahr mir Gott helfe, führ' es zum Leben oder zum Sterben.

Margaretha im Nebengemach hörte das letzte Wort, und Schauder bebte durch ihre Glieder, denn ſie wußte, daß die Schweden Wort halten. Nun mein Sohn, ſprach Widerhold, will ich auch dem Herrn General-Feldmarſchall antworten, aber dieſe Antwort ſoll er nicht an's Fenſter ſtecken. Er ſetzte ſich und ſchrieb einen kurzen Brief, den er dem Kapitän übergab. Und die Antwort auf des

Herzogs Brief? fragte Schönhelm. Die iſt in der Feder geblieben, mein Sohn! Keine Antwort iſt auch eine Antwort, entgegnete bedeutungsvoll Widerhold. Schönhelm ging, in wenigen Stunden war der Brief an Ort und Stelle.

Bald zeigte ſich, was der Inhalt von Widerholds Brief geweſen war. Noch am nämlichen Abend zog Gottfried Huyn von Gelern mit ſeinem Heere gegen die Feſte. Er lagerte ſich in der Nähe der kleinen Burg Hohenſtaufen; doch wegen der Sonntagsfeier begann er noch nicht gegen die Feſte zu agiren. Das vernahm bald Widerhold, und er befahl ſeinen Untergebenen, ſich bereit zu halten, denn es müßte ein harter Strauß werden; das ließen ihnen ſeine trotzigen Worte ſchließen, welche er dem Schreiben an Huyn von Gelern hatte einſchließen laſſen. Daß wieder eine ernſte Zeit für die Feſte beginne, das zeigte ſich am Abend des heutigen Tages. Gerade an Sonntagen war der Platz unter der Linde der beſuchteſte; ſelten fehlten Herr Widerhold und Frau Hermegard; aber dießmal hatte ſich Niemand eingefunden, außer Guſtav Schönhelm. Auch Margaretha ſtellte ſich ein.

Das hätte ich kaum erwartet, euch hier zu finden, war ihr erſtes Wort, als ſie den Kapitän erblickte, es kommen jetzt wieder traurige Tage. Sch. Für die Frauen, aber nicht für Männer: wir greifen jetzt nur wieder zu unſerm Berufe. Gerade deßwegen bin ich heute noch einmal erſchienen, wer weiß, ob wir wieder hier zuſammenkommen! dießmal mag's hart gehen unſrer Feſte, ein wackrer Kriegsheld hat ſich unten gelagert. Jetzt mag es künftig euch ſchwer werden, Margaretha, *euerer Gewohnheit* zu folgen, die Kirche in Singen zu

beſuchen. M. Da wäre nicht nöthig geweſen, die Feſte zu umſchließen. Sch. Seid ihr endlich andern Sinnes geworden, Margaretha? M. Andern, und doch noch des gleichen, ſie ſagte dies mit Bedeutung. Sch. Habt ihr gelernt, auch uns Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, uns Kezern. M. Das iſt ſchon lange geſchehen, ach nur zu viel, ſie ſchlug verlegen ihre Augen nieder, ich bin nur zu ſehr von der Wahrheit des Wortes überzeugt, das heute euer Prediger ſprach, ich fühle nur zu ſehr, daß Ein Gott und Eine Liebe iſt. Sch. Warum ſprachet ihr, euer und nicht unſer Prediger, unſre Kirche? M. Weil es nicht die Meinen ſind, und nie — Haltet ein Margaretha, rief Schönhelm, er faßte ihre Hand und drückte ſie krampfhaft an ſeine Bruſt. Soll es ewig beim Worte bleiben, ein Gott, eine Liebe, wird es nie bei uns ſeine rechte Bedeutung erhalten, ein Gott? M. Und eine Liebe iſt es ſchon; ſie ſenkte ihr Haupt an Schönhelms Bruſt, und er ſchlang ſeine Arme um ſie. Eine lange Pauſe. Glaube meiner Kirche! ich habe dich verläugnet, rief Margaretha auf einmal, wie aus einem Traume erwachend, ich bin ein Kind der Verdammniß: ſie rieß ſich heftig aus Schönhelms Armen und eilte von hinnen.

Es war der 6. Auguſt des Jahrs 1639, als Gottfried von Gelern, der kaiſerliche General-Feldmarſchall die Belagerung der Feſte im eigentlichen Sinne begann. Von dieſem Tage bis zum 12. Auguſt wurden, nach Widerholds eignem Bericht, 37 Granaten und Ernſtkugeln gegen die Feſte geworfen. Doch ihre Wirkung entſprach nicht den Wünſchen der Belagerer. Widerhold

antwortete in gleichem Tone. Seine Munition war in gutem Zuſtande, ſeine Musketire gut geübt. Er ſelbſt ſtand an ihrer Spitze, nicht nur als Kommandant, ſondern perſönlich thätig. Die Worte des Pfarrers zu Singen ſchienen in Erfüllung zu gehen, denn fürwahr, es war ein ſchrecklich Feuerwerk, das Belagerer und Belagerte einander anzündeten. Auf viele Meilen leuchtete die Gegend von den Granaten, die hin und her ſchlugen, wenn die Nacht über der Gegend lag. Doch zum Braten kam es nicht auf der Feſte, wie der Prophet im Thale verkündet hatte. Die feindlichen Granaten ſchadeten wenig, denn Widerhold hatte ſchon die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um ſie meiſtens unſchädlich zu machen. Die Dächer der Feſte waren ſo eingerichtet, daß ſie mit geringer Mühe konnten herniedergelaſſen werden, wenn ihnen Schaden durch Beſchießung drohte. Nur ein Mal richtete eine Granate bedeutenden Schaden an; ſie fiel auf das ſchöne Bauwerk, welches noch in ſeinen Trümmern zeigt, was es geweſen, ſchlug die Thüre auf, und zertrümmerte den größten Theil der herrlich gebauten Wendeltreppe. Sonſt war aber der Schaden auf der Feſte unbedeutend. Das merkten bald die Belagerer mit dem größten Mißmuthe. Der kaiſerliche Feldmarſchall ſchritt jetzt zu einem andern Mittel. Er ließ nahe bei der Feſte Minen graben, um ſie in die Luft zu ſprengen. Auch dieß fruchtete wenig, denn Widerhold ſprach ihnen von oben her mit ſeinen Musketen ſo kräftig zu, daß die Arbeiter bald ihre Arbeit einſtellten. So war nach und nach der größte Theil des Monats unter fruchtloſen Verſuchen der Belagerer dahin gegangen, ſie konnten ſich

nicht des geringſten Vortheils rühmen, den ſie ſeit dem erſten Tag der Belagerung erlangt hatten. Das beſte Mittel ſollte jetzt verſucht werden, und es hätte dieſes beinahe zum Ziel ihrer Wünſche geführt. Man wußte auf Seiten der Feinde, daß die auf der Feſte lange Zeit in Thätigkeit Gehaltenen, ſich nach und nach mehr der Ruhe bei Nacht überließen, als es in den erſten Tagen der Belagerung geweſen war. Vorſichtig hatte Widerhold bei alle dem ſeine Wachen ausgeſtellt, aber gerade dieſe Vorpoſten waren es, welche den Tag über auch in Anſpruch genommen worden waren; das Nachtwachen war für Manchen eine ſchwere Aufgabe geworden. Oft hatte der Schwedenkapitän, dem Widerhold die Aufſicht anvertraute, oft hatte er unten am Vorhofe in der Wachſamkeit der Soldaten Manches vermißt; dafür war er Aug und Ohr, als ob ihm die ganze Feſtung zu bewachen obläge. Ach, wenn auch die bedrängte Feſte ſein Auge wach gehalten hätte, ſeine Nächte waren ſchlaflos, ſeit jenem verhängnißvollen Abend, als ſich Margaretha aus ſeinen Armen riß. Doch die Natur verlangte auch von ihm ihren Tribut. Es war die Nacht des 29. Auguſts. Der Kapitän legte ſich nach vielen Tagen der Mühe zum erſten Male wieder auf ſein Kriegslager. Noch nicht war die 11. Stunde der Nacht angebrochen, da drang von dem Vorhof der Burg herauf Waffengeklirr vor ſeine Ohren. Er ſprang auf, in einem Nu hatte er ſeine Waffen ergriffen. Die Feinde, die Feinde! war das erſte Wort, das er vernahm, als er aus ſeinem Gemache trat. Eine Wache eilte ihm entgegen. Zu den Waffen, zu den Waffen! Kameraden! ſo erſchallte jetzt die Stimme des Kapi-